



FORSCHUNG FRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



eigen und fremd

[33. Jahrgang] [2016] [6 Euro] [ISSN 0175-0992]

2. 2016

NACHBARN: NÄHE AUF DISTANZ

Auf Spurensuche mit einem
Kulturanthropologen

»WIR« UND »DIE DA«

Haben Vorurteile einen Sinn?

DER URSPRUNG LIEGT IM FREMDEN

Warum die Germanen keine
Deutschen waren

VERWANDLUNGSKÜNSTLER DES GLAMROCK

David Bowie und sein visuelles Image

NEUES LEBEN MIT NIERE DES PARTNERS

Transplantationen und das Immunsystem

KLIMAWANDEL, ZIKA-VIRUS & CO.

Können eingeschleppte Arten bei uns
heimisch werden?

»Die Goethe-Universität hat sich in den letzten Jahren stark entwickelt und ist für Frankfurt und unsere ganze Region ein immer wichtigerer wirtschaftlicher und sozialer Erfolgsfaktor; diese positive Entwicklung wollen wir als Firmenmitglied aktiv unterstützen.«

DR. PHILIP BURCHARD
CEO MERZ PHARMA GMBH & CO. KGAA



FREUNDE
DER UNIVERSITÄT

Machen Sie mit. Werden Sie ein Freund!

Werden Sie Mitglied bei den Freunden und unterstützen Sie mit uns Forschung und Lehre an der Goethe-Universität.

NAME, VORNAME

STRASSE, PLZ, ORT, STAAT

Beitrittserklärung

Ich möchte Mitglied werden und die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. unterstützen

- als Freund: Jahresbeitrag ab 70 Euro
- als Förderer: Jahresbeitrag ab 200 Euro
- als Donator: Jahresbeitrag ab 500 Euro
- als Firmenmitglied: Jahresbeitrag ab 500 Euro

Einzugsermächtigung

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag von meinem Konto ab.

KONTOINHABER

IBAN

BANKINSTITUT

DATUM, UNTERSCHRIFT

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich in vollem Umfang absetzbar. Mit meiner Unterschrift stimme ich der Speicherung meiner Angaben in einer nur zu Vereinszwecken geführten computergestützten Datei zu.

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT FRANKFURT AM MAIN E.V.
Goethe-Universität Frankfurt, Theodor-W-Adorno-Platz 1, Gebäude PA, 60629 Frankfurt, Telefon (069) 069 / 798-17237, E-Mail: freunde@vffuni-frankfurt.de, www.vffuni-frankfurt.de
Bankverbindung: Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V., Deutsche Bank AG, IBAN DE76 5007 0010 0700 0805 00



AUS DER REDAKTION

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»Eigen« und »fremd« – klarer lassen sich gegensätzliche Pole kaum benennen – oder? Wenn wir uns allerdings näher mit diesem konträren Begriffspaar beschäftigen, wird bald deutlich: Da sind abstoßende wie anziehende Kräfte im Spiel, die Grenzen sind nicht so einfach zu ziehen. Denn sobald wir uns dem Unvertrauten aussetzen, unbekanntes Terrain betreten, die Regeln und Verhaltensweisen anderer sozialer Gruppen erkunden, uns anschauen, was im Immunsystem unseres Körpers abläuft, werden wir konfrontiert mit dem Fremdem im Eigenen und dem Eigenen im Fremden. Mit den vielschichtigen Beiträgen in dieser Ausgabe des Wissenschaftsmagazins wollen wir Vorstellungen des Fremden wie des Eigenen sichtbar machen und anregen, über die Paradoxien von »eigen« und »fremd« nachzudenken.

Was wäre ein Magazin ohne animierende Illustrationen – und das war auch in dieser Ausgabe bei manchen Beiträgen eine echte Herausforderung. Dieser haben wir uns in ungewöhnlicher Weise gestellt: Elmar Lixenfeld, seit 25 Jahren immer wieder Inspirator und Illustrator für »Forschung Frankfurt«, kam auf die Idee, gemeinsam mit dem Autor Olaf Kaltenborn »Figures of Thoughts« zu entwickeln, um den Blick der Phänomenologie auch visuell auf die Schnittmengen zwischen den Sphären des Eigenen und des Fremden zu lenken. Und so verwandelte sich der große Tisch in der Kommunikationszone unserer Abteilung in ein Tableau, auf dem kleine Papierstreifen

mit zentralen Begriffen wie »Selbst, Seele, Ich, Leib, Intentionalität, Empfindung, das Fremde, der Andere, Welt, MAN als das Befremdende, noch nicht Erschlossene« munter hin- und hergeschoben und mit unterschiedlichen Linien und Kreisen verbunden wurden. »Ach, so haben Sie das gemeint – sollen wir dann aus der Grenze nicht lieber eine durchlässige Membran machen?« – »Ja, das trifft's viel besser!«. Eigentlich hätten wir diesen Schaffensakt im Video festhalten müssen; so interaktiv und kreativ entwickelten die Akteure ihre Gedanken, dass es auch für eine teilnehmende Beobachterin vergnüglich, anregend und lehrreich zugleich war.

Einige Momentaufnahmen dieses kreativen Schöpfungsakts, quasi »Probebohrungen des tätigen Phänomenologen«, finden Sie ab Seite 28. Lassen Sie sich ein auf intellektuell vergnügliche Experimente beim Durchblättern, Betrachten der Bilder und Lesen einzelner Beiträge – vielleicht bringt die Zeit »zwischen den Jahren« ungeahnte Freiräume für Eigenes und Fremdes.

Ihre

Dr. Anne Hardy und Ulrike Jaspers

Referentinnen für Wissenschaftskommunikation

INHALT



OPTIONALE NACHBARSCHAFT: NÄHE AUF DISTANZ

Begegnungen mit Nachbarn bleiben nahezu kommunikationsfrei. Sind die Nachbarn von nebenan längst Fremde geworden? Haben Nachbarschaften ihren sozialen Verpflichtungscharakter verloren? Spurensuche mit einem Kulturanthropologen.



WENN FREMDE STIMMEN ÜBERNEHMEN

Sie hören Stimmen, vermuten Botschaften in bedeutungslosen Ereignissen oder fühlen sich ferngesteuert: Menschen mit schizophrener Störung verwechseln oft »eigen« und »fremd«. Neurowissenschaftliche Modelle helfen, das zu verstehen.



»DER DEUTSCHE URSPRUNG LIEGT IM FREMDEN«

Die Vorstellung einer ruhmreichen Linie von den »alten Germanen« zu den heutigen Deutschen hält sich hartnäckig. Doch als »wissbegierige Barbaren« seien sie erst spät in ihr nationales Dasein »geschlittert«, so der Historiker Johannes Fried.

LEBENSWELTEN

- 5 **Optionale Nachbarschaft: Nähe auf Distanz**
Eine Spurensuche
Heinz Schilling
- 12 **Das Vorurteil: »wir« und »die da«**
Wie Gruppendynamiken Einstellungen bestimmen
Rolf van Dick
- 18 **»Für ein Zusammenleben, bei dem man einander auch »fremd« bleiben darf«**
Fünf Frankfurter Professoren über Wandel und Vieldeutigkeit des Fremden
Rolf Wiggershaus

- 28 **»Das Fremde zeigt sich, indem es sich uns entzieht.«**
Paradoxien von »eigen« und »fremd« aus dem Blickwinkel der Phänomenologie
Olaf Kaltenborn
- 33 **Wenn fremde Stimmen das Kommando übernehmen**
Schizophrenie beruht auf gestörter Informationsverarbeitung im Gehirn
Robert Bittner

ZEITLÄUFTE

- 39 **»Der deutsche Ursprung liegt im Fremden«**
Johannes Fried und Bernd Frye
- 45 **»Grimmige blaue Augen und große Körper«**
Die antiken Germanen aus der Sicht von Tacitus
Thomas Paulsen
- 50 **Fremde Wörter – Haar oder Salz in der Suppe?**
Über den Umgang mit fremdsprachigen Einflüssen auf die deutsche Sprache
Anke Sauter



57

**DER GLOBALE DIALEKT
DER MODERNE**

Der Film lebt von Erfahrungen des Eigenen und Fremden. Zeigten die Reisefilme früher bewusst die »wunderbare Differenz« zur eigenen Wirklichkeit, verfolgen die Hollywood-Blockbuster die Strategie, das kulturell Fremde zu minimieren.



79

**LEBEN MIT DER NIERE
DES PARTNERS**

Am 21. Mai 2015 hat Tim Pillar seiner Frau eine Niere gespendet. Ihr Körper hat das fremde Organ gut angenommen – dank neuester Forschung überleben heute 90 Prozent der Transplantate das kritische erste Jahr.



107

**KLIMAWANDEL,
ZIKA-VIRUS & CO.**

Die Asiatische Tigermücke überträgt gefährliche, in Europa nicht verbreitete Viren. Wird sie aufgrund des Klimawandels nach Norden wandern? Ökologische Nischenmodellierung und genomische Analysen entwerfen künftige Szenarien.

KUNSTWELTEN

- 57 **Der Film als Medium des Fremden, des Eigenen und der kulturellen Indifferenz**
Vinzenz Hediger
- 62 **»Loving the alien«: David Bowie**
Dirk Frank
- 67 **Die zweite Geschichte Libanesischer Künstler erkunden das Fremde im Eigenen**
Nikolaus Müller-Schöll
- 72 **Afrikas Fremde? Moyez G. Vassanjis afrikanische Erinnerungslandschaften**
Frank Schulze-Engler

IMMUNSYSTEM

- 79 **Transplantation: Ein neues Leben mit der Niere des Partners**
Anne Hardy
- 86 **Vitamin-D-Mangel: Ein Risikofaktor für Diabetes Wie Forscher das Immunsystem umprogrammieren**
Désirée Boucsein
- 90 **Volkskrankheit Diabetes: Heilung in Sicht?**
Désirée Boucsein
- 92 **Krebs: Länger leben mit Immuntherapie**
Jörg Trojan und Florian Greten

KONKURRENZ DER ARTEN

- 99 **Lauschangriff mit tödlichen Folgen Signalmoleküle von Bakterien können fremden Arten schaden**
Helge B. Bode
- 103 **Wie kommt die Chinesische Wollhandkrabbe in die Nordsee? Computermodelle verbinden Handelsrouten mit der Invasion fremder Arten**
Hanno Seebens
- 107 **Klimawandel, Zika-Virus & Co.: Können eingeschleppte Erreger bei uns heimisch werden?**
Sven Klimpel und Thomas Kuhn
- 112 **Impressum/Abbildungsnachweis**
- 113 **Vorschau**



LEBENS WELTEN

Optionale Nachbarschaft: Nähe auf Distanz

Fremde Einheimische und einheimische Fremde. Eine Spurensuche.

von Heinz Schilling

Die Begegnung mit dem Nachbarn bleibt nahezu kommunikationsfrei, wenn man nur darauf achtet, dass die Zweige der Birke nicht über die Grenze zu ihm hinüberwachsen. Ist der Nachbar nicht mehr nur der Andere von nebenan und gegenüber, sondern tendenziell längst ein Fremder geworden? Haben Nachbarschaften wirklich ihren sozialen Verpflichtungscharakter weitgehend verloren? Der Kulturanthropologe begibt sich auf Spurensuche.

Zu den Grundthemen der Kulturanthropologie gehört das Verhältnis von Mensch und Raum: Raum gilt als konstitutiv für den Menschen. Er erfüllt – oder soll erfüllen – nicht nur eine Reihe von primären Bedürfnissen der materiellen Existenzsicherung. Ein anderer elementarer Aspekt ist die Kultur des Zusammenlebens von Menschen in einem gegebenen Territorium. Zur Vorstellung von einem »anthropologischen Ort« (Marc Augé) gehören auch lokale Gemeinschaften, nicht denkbar ohne Nachbarn und Nachbarschaften. Dagegen steht heute das Bild einer individualisierten Gesellschaft mit ihren privaten Selbstbildern und je eigenen Lebenswelten, so scheint aus der lokal gedachten Komplementärfigur Nachbar – angesichts aller Diversität von Lebensläufen und aktuellen Lebensstilen – eine Kontrastfigur zu werden.

Ist der Nachbar nicht mehr nur der Andere von nebenan und gegenüber, sondern tendenziell längst ein Fremder geworden? Fremdsein als zivilisatorische Errungenschaft, wie sie der bekannte amerikanische Soziologe Richard Sennett leidenschaftlich gegen die nachbarschaftliche »Tyrannei der Intimität« verteidigte, kennzeichnet den modernen Modus, Nachbarschaft als Nähe auf Distanz zu leben. Ein Fremder – falls er nicht kommt, um zu gehen – ist ein Einheimischer in spe; er hat zu lernen, was Futur II bedeutet, um dann die Einbürgerung als Initiation durchzustehen. Um danach weiterhin oftmals als Fremder zu gelten, wofür Physiognomie, Haut und Aussprache sorgen.

Aus der alten, eher dörflich-kleinstädtisch geprägten obligatorischen Nachbarschaft als Wechselspiel von Geben und Nehmen ist eine optionale Nachbarschaft – nicht nur in der Stadt – geworden. Sie funktioniert als gegenseitige Hilfe auf der Interessenbasis von Verrechnungseinheiten (Tausche Englisch-Nachhilfe gegen Rasenmähen). Oft folgt auf meine Antwort, worüber ich denn gerade forsche, ein »Nachbarschaft – oh je!«, nicht selten auch der detaillierte Bericht über einen besonders interessanten Nachbarschaftskonflikt.

Nachbarschaften haben ihren sozialen Verpflichtungscharakter weitgehend verloren; Teile davon werden der sogenannten kommunalen Daseinsvorsorge übertragen (Beispiel: Feuerwehr); anderes regelt der Mann von der Hamburg-Mannheimer. Jene »Nähe auf Distanz« scheint zuweilen auch ein Label für den Rückzug in die eigenen vier Wände, ja sogar ins oft zitierte Stammesleben. Distanz als Zeichen zunehmender Fremdheit? Den tendenziellen Verzicht auf das Prinzip Öffentlichkeit, worum eine bürgerliche Gesellschaft seit Jahrhunderten gerungen hat, kompensiert diese mit der Teilnahme an Massenspektakeln à la Public Viewing. Eine nachdenkliche Nachbarschaftlichkeit zeigt sich hingegen bei kollektiven Trauerritualen nach unfassbaren Ereignissen.

Zieht man den thematischen Fokus auf Nachbarschaft als ein territoriales und soziales Prinzip geografisch weiter auf und betrachtet es in anderen räumlichen Dimensionen als dynamischen Prozess – als Kultur –, dann stößt man

auf nahezu universale Formen nachbarschaftlichen Handelns. Dem menschlichen »Miteinanderzutunhaben« scheint eine seltsame Ko-Assoziationskette eigen: Korrespondenz – Kontakt – Kommunikation – Konkurrenz – Kontrolle – Konflikt – Kompromiss.

Feldforschung mit Studierenden habe ich durchgeführt zur Nachbarschaft von Städten (u. a. Frankfurt – Offenbach, Mainz – Wiesbaden); zur Nachbarschaft Hessens mit seinen sechs Nachbar-Bundesländern; zum Leben an der deutsch-französischen Grenze. Die folgenden Texte beschreiben Beispiele über das Zusammenkommen der zwei Begriffe »fremd« und »Nachbar«. Mit ins Bild gehört die Vorstellung von »Grenze«, die das anhaftende Prinzip des Einerseits – Andererseits augenfällig macht.

Deutschunterricht, Methode Jakob

Das Lehrbuch nach dem »Thalheimer Modell« haben wir beiseite geschoben und machen Unterricht nach der Methode Jakob. Der Deutschkurs mit Jakob geschieht überwiegend auf Englisch, als gemeinsames Referenzial hat sich »The Bible« herausgestellt. Heute geht es um den Zauber der Wortstellung in einem deutschen Satz. Beispiel ist das biblisch klingende »Zwei Jünger gingen nach Emmaus«. Jakob ist verwirrt und entzückt, wenn wir Wörter vertauschen und das den Sinn ändert.

Unkonventionell, dieser Deutschkurs. Jakob ist mir als Nachbar eines Nachbarn anempfohlen. Wir versuchen, unsere je eigene Fremdheit



Wie unsere Nachbarn so sind?

Na, man grüßt sich, wünscht sich guten Tag und gute Wege, hilft sich auch, wenn mal eine Zwiebel fehlt oder mitten beim Backen ein Ei. Wenn der DHL kommt, nehmen wir auch Pakete an für die – seltsamste Absender sind das. Wer weiß, was da alles drin ist. Recht laut sind die ja wohl auch, da bleibt doch nichts verborgen. Und wie egoistisch sie ihr Auto parkt, das rote dort, zweite Hand, na ja. Da darf man nichts sagen, wie giftig die reagieren. Beruflich, was er macht? Keine Ahnung, das wechselt ja öfter mal, uns geht's ja wirklich nichts an. Gemeinschaft? Wäre zu viel gesagt. Ganz früher mal, da haben wir sie zum Geburtstag eingeladen, jetzt ja nicht mehr so. Bis wohin wir gehen? Die Taxushecke dort gehört nicht grundlos noch zu uns.

Na ja, Gott sei Dank haben wir doch eine recht harmonische Nachbarschaft, man ist nicht so dicht aufeinander, was ja irgendwie die Hauptsache ist.

Und sagen Sie mal selbst: Unterm Strich ist das doch alles perfekt geregelt.

aufzuheben, indem wir Unterschiede suchen und Gemeinsamkeiten finden. Jakob notiert alle neuen Wörter in sein Heft, in deutscher Schreibschrift und in amharischer Schrift.

Stets liegt ein Atlas auf dem Tisch. Jakob hat mir seine Geschichte erzählt, sie beginnt mit der Flucht seiner Mutter und fünf Kindern von Äthiopien nach Jemen. Jakob findet in Aden einen Job als Gärtner bei einer amerikanischen Firma. Zwei Brüder ziehen weiter nach Schweden. Zwei Schwestern bleiben mit der Mutter im kriegszerrütteten Jemen zurück. Jakob selbst geht dann nach Deutschland. Aus der Fremde in die Fremde. Das war vor vier Jahren. Auf der Karte »Europa und nördliches Afrika« zeigt er die Geografie einer Migration. An manchen Punkten bleibt sein Finger stehen.

Warum verließ die Familie ihre Heimat? »Ich bin im falschen Volk«, sagt Jakob, »we are Oromo. Tigray minority are in power, they oppress the Oromo people and the Amhara...« Jakob hält inne. Und jetzt im Passiv: »Unterdrückt werden die Oromo.« – »Ein Oromo«, sage ich irgendwann, »war vor vielen Jahren ein junger Kollege von mir in Frankfurt, ein stiller Typ mit sanfter Stimme, gelächelt hat er gern. Er war Ethnologe, Äthiopien-Spezialist, hat dann seinen Doktor gemacht. Er hieß Negasso Gidada.« Jakobs große Augen: »He was the president of Ethiopia«, sagt er nach einer Weile. »My Homeland. Negasso, President until the year two thousand and one. And you really know him?« – »Mensch, nicht zu glauben«, sagt er deutsch und schüttelt den Kopf.

Unsere Nachbarn da drüben?

Vielleicht ein bisschen hochgestochen.

Gerade mal, dass sie guten Tag sagen oder sogar ein Paket annehmen, wir tun das ja x-mal für die, was will man machen? Immer nur lächeln, sag ich. Spießer? Ja, irgendwie schon. Wie sie die Mülltonne raustut, und erst wenn Gelber Sack ist, was ein Gedöns. Wenn er wollte, dann könnte er in seine Garage fahren, aber die ist ja randvoll mit ihrem Gartenkram. Beruflich? Ich glaub Beamter, irgendwo hohes Tier, da kümmern wir uns nicht drum. Ach ja, zum Geburtstag waren wir mal eingeladen. Was wurde da alles aufgefahren, mein Gott, die Tische haben sich gebogen. Das ist ja ehrlich nicht unser Ding. Diese superblickdichte Taxushecke gehört zu denen, wir haben das Zäunchen hier auf unserer Seite; da haben die drauf bestanden.

Also, irgendwie ist das ja keine schlechte Nachbarschaft, die Gegend ist ja auch o.k., und uns wäre es ja sowas von schnurzegal, was die dort drüben über uns sagen.



Kafkas Nachbar

»Mein Geschäft ruht ganz auf meinen Schultern. Zwei Fräulein mit Schreibmaschinen und Geschäftsbüchern im Vorzimmer, mein Zimmer mit Schreibtisch, Kasse, Beratungstisch, Klubsessel und Telephon, das ist mein ganzer Arbeitsapparat. So einfach zu überblicken, so leicht zu führen. Ich bin ganz jung und die Geschäfte rollen vor mir her. Ich klage nicht, ich klage nicht.«

So beginnt Kafkas Geschichte *Der Nachbar* und sie führt – erwartungsgemäß – in lähmende Ratlosigkeit und ins Unheil. Denn:

»Seit Neujahr hat ein junger Mann die kleine, leerstehende Nebenwohnung, die ich ungeschickterweise so lange zu mieten gezögert habe, frischweg gemietet.«

Harras heißt dieser junge Mann, und da bei Kafka jedes Wort ein Signal ist, kündigt bereits

der Name Böses – Beunruhigung und Drangsal – an. Bereits das doppelte »Ich klage nicht« dürfte den Leser gewarnt haben.

Was dieser Harras »eigentlich macht«, weiß niemand. Also zieht der Ich-Erzähler Erkundigungen ein, die Auskünfte sind vage: Nun ja, der Nachbar betreibe ein Geschäft ähnlich dem eigenen. Er sei vermögenslos zwar, doch ein aufstrebender junger Mann mit Zukunft.

»Manchmal treffe ich Harras auf der Treppe, er muß es immer außerordentlich eilig haben, er huscht förmlich an mir vorüber. Genau gesehen habe ich ihn noch gar nicht, den Büroschlüssel hat er schon vorbereitet in der Hand. Im Augenblick hat er die Tür geöffnet. Wie der Schwanz einer Ratte ist er hineingeglitten ...«

Die »elend dünnen Wände«, beide Nachbarn trennend, verbinden sie indes auch und halten sie wiederum moralisch auseinander: Sie »verraten« den ehrlich Tätigen und »decken« den faulen Unehrlichen, der auf der Lauer liegt und die Telefongespräche des ehrbaren, zunehmend verzweifelnden Kaufmanns durch die Wand mitbekommt, sie quasi abschöpft und, noch ehe dieser den Apparat aufgehängt hat, durch die Stadt huscht, »vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten«.

Eine schnell erzählte Geschichte, die es – kafkatypisch – in sich hat. Was wäre gewesen, wenn einer in dieser Story einen ersten Schritt getan, sich dem anderen – Guten Tag, ich bin Ihr Nachbar – bekannt gemacht oder wenn, beispielsweise, der Mann vom Lande (in *Vor dem Gesetz*) zeitlebens eine Frage an den Türhüter gerichtet hätte? Die Geschichten hätten nicht erzählt werden müssen.

Zwei junge Kaufleute Wand an Wand. Vom drastisch asymmetrisch geschilderten Kontaktverhalten aus ist rasch auf ein Konkurrenzverhältnis zu schließen. Dem ökonomischen Wettbewerb um dieselbe Kundschaft liegt indes etwas Elementares zugrunde: die Verfügbarkeit des Raums. Dass der Raum – auch mit Aussicht auf Ausweitung des Geschäfts – die Basis der Existenzchancen ist, wird überdeckt von der Schilderung einer Pseudorealität, die ja nichts anderes ist als eine ins Groteske treibende Phantasmagorie, eine Darstellung von Trugbildern. Die dünne Wand trennt die benachbarten Sphären zwar baulich, die Telefongespräche auf der einen dringen – keineswegs für sie gedacht – zur anderen Seite durch, die stumm bleibt und ein Geheimnis wie ihr Inhaber.

Was zunächst als nachbarschaftliche Kommunikationsstörung erscheint, führt für den einen zu einem ausweglosen Dilemma; nur noch die Angst rollt vor ihm her. Die soziale Figur des Gegenübers wird animalisiert (huschende Ratte), der sich nicht selbst erklärende Kontrahent existiert weitgehend als



Angstprojektion. Ihn »genau« sehen? Ihm eine Frage stellen? Fremd bleibt er der bessere Feind.

(Zitate aus: Franz Kafka, Der Nachbar. In: Die Erzählungen, Frankfurt, Verlag S. Fischer, 1961, S. 293 f.)

Da drüben ziehen gerade Flüchtlinge ein

»Wir kamen nach Hause und sahen, da tut sich was da drüben. Aha, da ziehen Flüchtlinge ein. Wir sind neugierig, gehen da hin. Es ist uns wichtig, uns vorzustellen, zu sagen, wer wir sind und wo wir wohnen. Das war im Dezember 2015, nach dem Welcome-Sommer. Ein Kleinbus wurde gerade ausgeladen, jede Menge Koffer, Plastiktüten. Die fremde Frau kam zum Zaun mit fragendem Blick. Guten Tag, sagte ich, ich bin Tanja, das ist Robin, wir heißen H. und wohnen da drüben.«

Das war, erzählt Tanja H., ein Jahr später im Interview, der Beginn einer »aktiven, gegliückten Nachbarschaft«: freundlich, gelöst, ja fröhlich. Natürlich von Spannung begleitet: Was sind das für Menschen? Welche Geschichte bringen sie mit? Können wir uns überhaupt verständigen? Sie deutsch zu begrüßen, war eine Probe, ob es da schon Sprachkenntnisse gibt. Wenn nicht, dann helfen Gesten oder Englisch oder das Handy mit der Google-Übersetzung. Und so war in der ersten Zeit beim Tee oder Kaffeetrinken immer das Handy dabei. Saba, Ahmed und die zwei Kinder, die ganze afghanische Familie lernte sehr schnell Deutsch, gerade durch diesen Kontakt.

»Wenn ich nach Hause komme und sehe, da drüben ist jemand draußen, dass man da aufeinander zuläuft und am Gartenzaun redet miteinander, dann wird man sofort reingebeten zum Tee, ganz ohne Verabredung; Termine mögen sie gar nicht. Ja, und so wird im Plausch umgesetzt, was sie im Deutschkurs lernen. Ich kann noch kein Wort Afghanisch.«

Wir sind in einer Siedlung aus den 1960er Jahren am Ortsrand der Gemeinde D., irgendwo im Rhein-Main-Gebiet. Tanja H., 40 Jahre alt, ist freischaffende Baustatikerin. Sie erzählt von ihrer übrigen Nachbarschaft mit »solchen und solchen« Nachbarn, von den kontaktfreudigen und den verschlossenen, den »Anti-Nachbarn«. Nein, eine Stimmung gegen Migranten gibt es in D. nicht. Das öffentliche Klima ist pro Flüchtlinge, viele Helfer hat die örtliche Initiative.

Integration passiert lokal. Mit »ihren« Flüchtlingen hat Familie H. mehr als vertrauten Umgang. Es geht um vertrauliche Dinge, wenn Tanja H. wieder einmal Arztbriefe erklärt, Konto-

auszüge checkt oder den Behördenschwengel bis »rauf zum Ministerium« durchquert, um Falsches im Asylantrag zu korrigieren. »Ich bin regelrecht entsetzt, was an offizieller Post bei unseren Nachbarn so reinflattert, in einem Deutsch, das so schwer verständlich ist. Ich muss dann immer die Flüchtlinge beruhigen: Auch ich muss diesen Satz fünfmal durchlesen, ihn mir regelrecht erst einmal übersetzen. Oder mit einer Behörde telefonieren. Und Saba oder Ahmed steht dann irritiert daneben und, merkwürdig, ich komme mir dann plötzlich so fremd vor.«

Als Patin von Flüchtlingen macht sie sich deren Nöte zu eigen, beispielsweise in »Telefonmarathons« mit Behörden. Wer ist sie selbst bei solch einem Fight? Jeder Fall hat einen eigenen Grad von Identifikation mit dem Fremden. Zutrauen ist ein anderes Wort in meinem Interview mit Tanja H. Den Flüchtlingen zu helfen, sei eine Selbstverständlichkeit. Doch hätschelndes Overprotecting hält sie für falsch. Die afghanischen Nachbarn sollten nicht das Gefühl haben, dass sie immer die Bedürftigen sind, sondern

WER LEBT DA GEGENÜBER? NACHBARSCHAFT MIT EINEM FENSTER

Es ist das Fenster, das die Frankfurter Künstlerin Renate Sautermeister (1937–2012) über zehn Jahre hinweg täglich fotografiert hat. Das Objekt einer Langzeitbeobachtung wurde – was kein primäres Ziel war – zu einem Stück Sozialfotografie. Man sieht das Mansardenfenster jenseits eines Hinterhofs am Rand der Frankfurter Altstadt. Aber natürlich, da muss doch ein Raum dahinter sein, da drüben muss es Menschen geben. Renate Sautermeister, sie ist eigentlich Malerin, hat die Nachbarn nie gesehen. Anonym bleiben sie, doch keineswegs fremd. Kennengelernt hat sie die von gegenüber dennoch – mit Blick auf das, was man dort ins Fenster tat zum Trocknen, Lüften, Ausdünsten. Ab und zu gab es die Stimmen eines streitenden Paares, das zu all den flatternden Morgenmänteln, Leibbinden, Socken, Leibchen und ausgelegten Matratzen gehören muss. Zu sehen ist keine ausgetüftelte Inszenierung für ein voyeuristisch gestimmtes Publikum. Der Regisseur auf dieser Bühne für die trivialen Sensationen täglicher Gewöhnlichkeiten nicht allzu begüterter Menschen heißt Zufall. Die Akteure der scheinbar endlosen Performance sind aufgeblähte, schlaife oder verrenkte Figuren. Ihren Auftritten verschaffen vor allem die zuweilen grellen Farben Aufmerksamkeit. Wind bringt Bewegung in ein Stück aus zahllosen Szenen und Akten. Dessen Schauplatz befindet sich im Grunde genommen in der Fantasie von Renate Sautermeister und später auch in den Köpfen der Betrachter der Fotos, die zu einem Buch und einer Ausstellung komponiert werden (Renate Sautermeister: Das Fenster. Mit Textbeiträgen von Eva Demski und Heinz Schilling, Freiburg, 2007, Modo-Verlag). Nein, diese Nachbarn werden nicht denunziert, die Bilder einer ärmlichen Mansardenwelt inmitten des demonstrativ so reichen Frankfurt stimmen immer wieder nachdenklich.

auch, dass sie etwas geben können. So fragt Tanja H.: »Was könnt ihr gut, was macht ihr gern? Saba, zum Beispiel, hat eine Nähmaschine, kann mir mal eine Hose umnähen.«

Wichtig sei reziproke Hilfe und dass man den Flüchtlingen Anerkennung gibt für das, was sie können, denn »sie wollen auch geben, wollen sich revanchieren«. Alltagssachen. So tauschen die Frauen Gewürze oder Rezepte aus, man backt gemeinsam und macht beim »deutschen« Kochen und Essen mit den Afghanen geschickt einen Bogen um Schweinefleisch. Weit weg von D. leben die Verwandten der H.s, es gibt keine Oma nebenan, keine Schwester gegenüber. »Vielleicht sind mein Mann und ich deshalb so offen und neugierig auf Nachbarn. Ja, vielleicht sind Nachbarn ein Ersatz für Verwandtschaft.«

Doch was ist »fremd«? Was erstaunt immer noch und immer wieder? »Ich sage mal ein Beispiel: Wir bieten Hilfe an, falls was ist, dann kommt doch rüber. Und dann kommen sie nicht. Man denkt: alles o.k. Erst wenn ich zu ihnen komme, heißt das für sie offenbar: Jetzt hab ich Zeit, jetzt stören sie nicht. Im Grund werden Hilfsangebote nicht wörtlich genommen. Das »Komm zu mir, wenn du etwas willst« – das machen sie nicht. Was steckt da kulturell dahinter?«



Der Autor

Prof. Dr. Heinz Schilling, Jahrgang 1942, studierte in Frankfurt Volkskunde, Germanistik und Politikwissenschaft. Nach Magister und Promotion war Schilling bis 1977 ARD-Kulturredakteur. Dann kehrte er an die Goethe-Universität zurück, habilitierte sich und war von 1993 bis 2005 Professor am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen u. a.: Eigene Fremde: Alt- und Neubürger im Dorf; Kultur der Nachbarschaft; Region; Heimat und Globalisierung. Relevante Veröffentlichungen als Herausgeber u. a.: »Leben an der Grenze« (1986); »Nebenan und gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute« (1997); »Peripherie« (2000). Als Mitherausgeber u. a.: »Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden« (1988).

h.schilling@em.uni-frankfurt.de

Brauchen die Flüchtlinge die Sicherheit ihres eigenen vertrauten Raums, auch ihres Zeit-Raums? Und möchten sie nicht einbrechen in die Zeitordnung der anderen? Bekommen die Flüchtlingsfamilien Besuch von gegenüber, dann bedeutet das: Aha, die Nachbarn haben sich Zeit genommen in ihrem üblichen, von Tempo, Pünktlichkeit und Nutzwert bestimmten deutschen Zeitreglement. Spätestens in der Bürokratiefalle namens Asylverfahren lernt, wer sie nicht bereits mitgebracht hat: Geduld. Von Flüchtlingen in punkto Zeit etwas lernen, sagt Tanja H., heißt Entschleunigung lernen.

Diese »geglückte« Nachbarschaft ist für Tanja H. auch Ergebnis gegenseitiger Anpassung. Sie nennt Beispiele: »Ich lerne täglich dazu. Sie haben eine andere Vorstellung von Arbeit. Ständig kommen hier kleine Gebäcke an, zu meiner »Stärkung«. Ich habe gerade beruflich viel zu tun, das weiß Saba. Die afghanische Frau aber meint, ich habe im Haushalt viel zu tun. Arbeit für sie ist Haushalt, körperliche Betätigung, nicht immer leicht. Bis sie begriffen hat, meine Arbeit ist am Schreibtisch. Das leuchtet ihr nicht so ganz ein. Was ist das – Arbeit am Schreibtisch, am Computer? Schwer zu beschreiben. Ich versuch's.«

Tanja und Robin H. machen Fotobücher über ihre weltweiten Reisen. Saba und Ahmed sind kaum interessiert an schönen Fotos; sie wollen wissen, wer da besucht wurde. »Wenn sie über unser Leben etwas erfahren wollen, dann im Grunde über unsere Verwandtschaft, Storys aus dem Familienleben. Das ist für sie wichtig.« Ein wesentliches Thema heißt Bleiben oder Gehen: »Ja, wir reden da öfter drüber, viele sind ja hierher geflohen, nicht – wie das oft behauptet wird –, um sich hier in eine Hängematte zu legen. Sondern sie möchten in Ruhe und Frieden leben. Das ist in ihren Heimatländern nicht möglich. Aber sie möchten doch lieber in Ruhe und Frieden in ihren Heimatländern sein. Dort haben sie die Landschaft, die ihre Augen kennen, die Gerüche, die ihre Nasen kennen. Das ist ihnen schon lieber, als in der Fremde wieder heimisch zu werden.«

Anno 1740: Der aufgeklärte Nachbar

Einen ganz anderen Blick auf das Thema Nachbarschaft eröffnet Johann Heinrich Zedlers nahezu als normativ geltendes *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*. Zedler war kein Gelehrter, sondern ein risikofreudiger Verleger, der die Wissbegierde seiner Zeit – der Epoche der Aufklärung – bediente. Das Lexikon erschien von 1732 bis 1750 in 68

dicken Foliobänden mit insgesamt 67 000 Seiten. Weltruhm und intellektuellen Glanz der französischen *Encyclopédie* (22 Bände von 1751 bis 1777) von Montesquieu, Rousseau und Voltaire erreichte »der Zedler« allerdings nie.

Der ausführliche Artikel im »Zedler« beginnt so: »*Nachbarn, Nachbauer*, Lat. Vicinus und Accola, Franz. Voisin, nennen einander nicht nur diejenigen so nahe bey einander wohnen, sondern auch deren Aecker, Wiesen, Holtzungen, Weinberge und andere Grund-Stücken, auch gantze Güter und Herrschafften zusammen gränzen.«

Territoriale Nähe und gemeinsame Grenze sind demnach konstitutiv für die Definition von Nachbarschaft. Es folgen zahlreiche gute Ratschläge; vorab wichtig sei, dass ein Fremder, der ein Haus »an sich kauffen will«, nach den künftigen Nachbarn sich erkundige. Deute dies auf »zänckische, haderhaftige, mißgünstige, leichtfertige, untreue, diebische, oder sonst lose Leute«, dann soll er »das Kauffen lieber gar unterlassen, weil er sonst keine Ruhe haben, und was er erworben, mit ihnen würde wiederum verrechnen und verfechten müsse«.

Im Duktus der Aufklärung belegt »der Zedler« solche Ratschläge mit klassischen Autoren und dem Weisheitsvorrat der Welt: Ein jüdisches Sprichwort etwa besagt: Gott selbst lasse den, »welchem er feind sey, an den bösen Nachbar gerathen«. Eine spanische Redensart lautet: »Gegen einen guten Nachbar verheyrathe deine Tochter, und verkauffe deinen Wein.« Die Deutschen wiederum wissen über territoriale Konditionen: »Eine Heer-Strasse, ein Strom und ein grosser Herr sind böse Nachbarn, denn sie greifen ein, und es ist schwer ihnen zu wehren. ... Weit von Herren und nahe bey Freunden wohnen, ist das beste.« Und für die Reziprozität des Zusammenlebens gilt: »Es ist keiner so reich in seiner Haushaltung, er bedarf seines Nachbarn. ... Nachbarn muß man heben und leben. ... Ein Nachbar ist dem anderen einen Brand schuldig.«

Generell unterscheidet »der Zedler« – als eine quasi das geltende Wissen der Zeit darbietende Instanz – zwei Kategorien von Nachbarn: »Böse Nachbarn – sind welche, die andere[n gegenüber] sich lieblos erweisen, ihnen allen Verdruß verursachen, ihnen, wo sie können, Schaden zufügen und sich freuen, wenn es ihnen übel gehet. Gute Nachbarn sind welche, die den andern alle Liebe und Freundschaft erweisen, ihnen in Nöthen beispringen und mitleidend Theil an ihrer Noth und Leiden nehmen, deren Bestes mit suchen, und wenn es ihnen wohlgehet, ihre hertzliche und aufrichtige Freude darüber bezeugen.« »Der Zedler« empfiehlt durchaus auch vorausschauendes Nachbarschaftsverhalten: »Dahero soll ein

Haus-Vater dem Neid und Feindschafft zu entgehen...., zu erst und vor allen Dingen sorgfältig verhüten, daß weder von ihm selbst noch von seinen... Hausgenossen der Nachbarschaft sich über ihn zu beschweren..., die geringste Ursache nicht gegeben wäre: Vielmehr soll er seinen Nachbarn mit leutseeligen und sittsamen Gebärden, freundlichen und behutsamen Worten und Wercken höflich begegnen; hingegen aber alle Großsprecherei, Pralerey und eiteln Selbst-Ruhm ferne von ihm seyn lassen.« ●

Ein DFG-Projekt ermöglicht heute den Blick in das enzyklopädische Wissen des 18. Jahrhunderts auch an einem scheinbar so unscheinbaren Beispiel via <http://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=standardsuche&suchmodus=standard> > Suchbegriffe: Nachbar, Nachbarrecht > Band 23





Das Vorurteil: »wir« und »die da«

Wie Gruppendynamiken negative und positive Einstellungen
gegenüber anderen bestimmen

von Rolf van Dick



Haben Vorurteile einen Sinn?
 In der Entwicklungsgeschichte des Menschen vermutlich schon, um Freund und Feind unterscheiden zu können. Aber in der heutigen globalen, wenn auch komplexeren Welt ist es wichtig zu wissen, warum Vorurteile entstehen und welche Gruppenprozesse dahinterstecken. Die Sozialpsychologie kann seit den 1950er Jahren auf eine Vielzahl von Experimenten verweisen – mit spannenden Ergebnissen. Eines lautet: Je mehr Kontakt Menschen aus unterschiedlichen Gruppen miteinander haben, desto geringer sind auch die Vorurteile.

Dass nicht alle Menschen in Asien gleich aussehen und sich ähnlich verhalten, das wusste ich zwar, aber irgendwie fehlte mir bisher intensiverer Kontakt mit Asiaten, um die gängigen Vorurteile vieler Europäer wirklich zu überwinden. Ein Forschungssemester mit einem vierwöchigen Aufenthalt in China und weiteren zwei Wochen in Japan brachte mich mit Chinesen und Japanern und zudem mit Koreanern, Indern oder Pakistani zusammen. So konnte ich unmittelbar erfahren, wie sehr sich die Menschen verschiedener asiatischer Länder, aber auch innerhalb dieser Länder unterscheiden. Ein Beispiel sind die unterschiedlichen Verhaltensweisen von U-Bahn-Nutzern in asiatischen Millionenstädten: Drängen Neueinsteiger in Shanghai oft mit Körpereinsatz in die überfüllte U-Bahn und lassen Aussteigewilligen kaum eine Chance, wäre ein solches Verhalten für Japaner undenkbar. U-Bahn-Nutzer in Tokio stellen sich brav dort in die Schlange, wo am Bahnsteig der Aus- und Einstieg exakt markiert ist; alle versuchen, beim Wechsel jeglichen Körperkontakt zu vermeiden. Im Gespräch mit Chinesen ist mir übrigens deutlich geworden, dass auch sie oft dem Vorurteil aufsitzen, wir Europäer sähen alle gleich aus und verhielten uns ähnlich. Komisch – oder?

Die gepflegten Vorurteile und ihre verheerenden Folgen

Zunächst einmal sind Vorurteile und schnelles Einsortieren in Schubladen durchaus funktional, d. h., Vorurteile haben einen Sinn. Aus der entwicklungsgeschichtlichen Perspektive betrachtet, war es überlebenswichtig und damit von Vorteil, gefährlich und ungefährlich, Freund und Feind voneinander unterscheiden zu können. Über tausende von Jahren haben diejenigen überlebt und ihr Erbgut weitergegeben, die sehr schnell erkannten, wem sie vertrauen konnten (das waren in der Regel die Angehörigen des eigenen Stammes oder der eigenen Großfamilie) und

wem eher nicht (meist Angehörige anderer Gruppen).

Aus der Entwicklungspsychologie wissen wir: Vorurteile bilden sich im Alter von etwa drei Jahren, Kinder im Alter zwischen fünf und sieben setzen sich schon für ihre Gruppe ein und grenzen andere aus. Auch Erwachsenen helfen in der modernen Welt Vorurteile, um mit der Vielzahl an Informationen effizient umgehen zu können – ja sie ermöglichen uns, in einer extrem komplexen Welt den Überblick zu bewahren und Entscheidungen in alltäglichen Situationen zu treffen. Ein kleines Beispiel: Wenn Sie am Bahnhof ganz schnell entscheiden müssen, ob Sie in einen Zug einsteigen, fragen Sie in Deutschland lieber jemanden, den Sie für einen Deutschen halten, und wenn Sie zu Besuch in Rom sind lieber jemanden, der mit hoher Wahrscheinlichkeit Italiener ist. Dabei kann es natürlich sein, dass Sie in Rom eine asiatisch aussehende Person nicht fragen, obwohl diese in der Stadt geboren ist und sich dort bestens auskennt.

Laut Duden ist das Wort »Vorurteil« überwiegend negativ belegt: »eine ohne Prüfung der objektiven Tatsachen voreilig gefasste oder übernommene, meist von feindseligen Gefühlen gegenüber jemanden oder etwas geprägte Meinung«. Vorurteile richten sich im Alltag besonders gegen bestimmte Gruppen. So konnte der Marburger Sozialpsychologe Ulrich Wagner mit seinen Kollegen in einer Reihe von insgesamt 13 Experimenten zeigen, dass Menschen mit ausländischem Namen, Kopftuch oder mit Akzent in der Sprache in Deutschland systematisch benachteiligt werden. In einem Experiment meldete sich eine Person auf eine Wohnungsannonce, um einen Termin für eine Wohnungsbesichtigung auszumachen. Stellte sie sich mit dem Namen Peter Meier vor, bekam sie signifikant häufiger einen Termin als unter dem Namen Mustafa Öztürk, dann war die Wohnung meist schon vergeben.

Ein Blick in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts macht deutlich, wie Vorurteile und damit Diskriminierung entstehen und wozu diese führen können. Dass Juden zum Objekt des Hasses wurden, hatte ja keine evolutionsbiologischen Hintergründe, sondern wurde durch die Nazipropaganda gezielt ausgelöst. In den 1970er und 1980er Jahren richteten sich viele Vorurteile gegen »Gastarbeiter«, heute sind Italiener, Portugiesen oder Griechen gut integriert; differenzierter ist die Situation der fast drei Millionen Türken in Deutschland, was

auch mit einem fehlenden Integrationsgesetz zu tun hat. In den 1990er Jahren richteten sich die Vorurteile gegen die in großer Zahl nach Deutschland gekommenen russischen Spätaussiedler, die meisten sind mittlerweile in der deutschen Gesellschaft angekommen. Dann folgte Mitte der 1990er Jahre der Zustrom von Flüchtlingen aus den Kriegsgebieten im ehemaligen Jugoslawien, es waren ungefähr so viele Hilfesuchende, wie 2015 nach Deutschland kamen. Inzwischen sind diese Geflüchteten entweder wieder nach Kroatien, Serbien oder Bosnien zurückgekehrt, oder sie sind in Deutschland geblieben, wo die meisten sich beruflich und gesellschaftlich integriert haben. Die 1990er Jahre waren geprägt von ausländerfeindlichen, meist rechtsextremistisch motivierten Anschlägen auf Flüchtlingsunterkünfte und Wohnhäuser von Türken: September 1991 Hoyerswerda, August 1992 Rostock-Lichtenhagen, November 1992 Mölln mit drei Toten, Mai 1993 Solingen mit fünf Opfern.

Heute leben in Deutschland etwa 16 Millionen Menschen, die nicht in Deutschland geboren sind oder deren Eltern ausländische Wurzeln haben. Ohne diese Zugewanderten hätten unsere Sozial- und Rentensysteme bereits heute massive Probleme. Ohne ausländische Beschäftigte können wir schon seit einigen Jahren den Bedarf an Arbeitskräften insbesondere im Gesundheits- und Pflegesektor und in einigen industrienahen Branchen nicht decken. Warum tun wir uns so schwer, unsere Vorurteile über Bord zu werfen und Geflüchteten und Menschen mit Migrationshintergrund ohne Vorurteile zu begegnen? Schauen wir uns zwei Theorien an, die erklären, wie Vorurteile gegenüber anderen Gruppen entstehen.



Überwindung von Feindseligkeiten nach Muzafer Sherif: Gemeinsames Ziel bringt verschiedene Gruppen zusammen

Muzafer Sherif (1906–1988), kurdischer Sozialpsychologe, der zu den Begründern und führenden Wissenschaftlern seines Fachs gehörte und in den USA lebte, war einer der Ersten, der für Vorurteile nicht mehr nur individuelle Gründe verantwortlich machte, er sah situationale Einflüsse als ganz wesentlich an. Mit seinem Team führte er in den 1950er Jahren in den USA die mittlerweile klassischen Ferienlagerstudien durch. Diese Studien folgten alle demselben Muster: Etwa elfjährige Jungen der weißen amerikanischen Mittelschicht besuchten ein Ferienlager, ohne zu wissen, dass es sich um ein Experiment handelte. In der ersten Phase gab es eine Reihe von Aktivitäten, bei denen die Jungen Freundschaften knüpften. Diese Freundschaften wurden in der zweiten Phase auseinandergerissen und zwei Gruppen gebildet. In dieser Phase kam es bereits zu ersten Anzeichen von Vorurteilen gegenüber der jeweils anderen Gruppe. In der dritten Phase veranstalteten die Gruppen Wettkämpfe (z.B. Tauziehen), bei denen nur die Gewinner Preise erhielten. In dieser Phase kam es auch außerhalb der Wettbewerbe teilweise zu massiven Vorurteilen und Feindseligkeiten. So stahlen die Gruppen sich gegenseitig Fahnen und andere Symbole, beschimpften sich und bewarfen sich mit Essen. In dem dritten Ferienlager mit anderen Jungen stellte Sherif nach den ersten Phasen mit Wettbewerben und Feindseligkeiten übergeordnete Ziele in den Mittelpunkt, die nur durch das Zusammenwirken beider Gruppen gelingen konnten. So blieb der Lkw stecken, der das Essen bringen sollte, und es brauchte die Anstrengung beider Gruppen, den Lkw ins Camp zu schieben. *Gemeinsam* den Karren aus dem Dreck zu ziehen, um Lebensmittel zu bekommen, war für alle Beteiligten entscheidender, als Konflikte zwischen den Gruppen auszutragen.

Aus diesen Studien leitete Sherif (1966) die Theorie des realistischen Gruppenkonflikts ab: Danach sind die Beziehungen zwischen Gruppen immer abhängig davon, ob sie divergierende oder kompatible Ziele verfolgen. Wie von Gruppen als wichtig anerkannte, übergeordnete Ziele zugunsten der Eigeninteressen wieder fallen gelassen werden, lässt sich im politischen Alltag immer wieder beobachten, hier seien nur die (Vor-)Wahlkampfzeit und die zunehmend kontroverse Diskussion über die Flüchtlingspolitik innerhalb der Großen Koalition genannt.

Vorurteile entstehen oft, wenn Konflikte und Konkurrenzgefühle im Spiel sind. Solange wir in Deutschland Aussagen von Politikern – in den letzten Jahren insbesondere von AfD, aber auch von etablierten konservativen Parteien – hören, dass »das Boot voll ist« und »die Ausländer uns Wohnungen oder Arbeitsplätze wegnehmen«, ist es schwer, Vorurteile abzubauen. Mit Sherifs Theorie lässt sich das gut erklären. Politiker, Medien, aber auch Wissenschaftler müssen verantwortungsvoll mit ihrem Wissen und den zur Verfügung stehenden Fakten umgehen, damit die deutsche Mehrheitsgesellschaft Ausländer nicht als Konkurrenz, sondern als Bereicherung wahrnimmt.

Studie von Henri Tajfel: Bedürfnis nach positiver sozialer Identität wirkt sich meist negativ aus

Der aus Polen stammende, britisch-jüdische Sozialpsychologe Henri Tajfel (1919–1982) und seine Mitarbeiter stellten Sherifs Theorie infrage, dass nicht zu vereinbarende Ziele eine *notwendige* Bedingung für Feindseligkeit zwischen Gruppen sind. Schon in der zweiten Phase von Sherifs Studien war es offensichtlich zu ersten Feindseligkeiten gekommen – ohne jegliche materielle Ressourcenbegrenzung. Tajfel nahm daher an, dass schon die reine Kategorisierung in Gruppen eine Bevorzugung der eigenen und Abwertung der anderen Gruppen auslösen könnte. Zur Überprüfung dieser Hypothese führten Tajfel, Billig, Bundy und Flament 1971 die sogenannten »Minimal Group Studies« durch. Dabei wurden die Versuchspersonen – wiederum elfjährige Jungen – einer von zwei Gruppen zugewiesen. Die Teilnehmer sahen eine Punktwolke, sie sollten die Anzahl der Punkte schätzen und wurden dann in vermeintliche »Über-

»wir Frauen sind stärker«



»die nehmen

schätzer« und »Unterschätzer« eingeteilt. Danach konnten die Teilnehmer individuell Punkte oder kleine Geldbeträge verteilen – entweder an ein (anonymes) Mitglied der eigenen oder an ein unbekanntes Mitglied der anderen



uns die Arbeitsplätze weg!«

Gruppe. In diesen Zuteilungen kam es zu folgendem Phänomen: Die Teilnehmer verteilten oft den Geldbetrag nicht nur nicht fair, sondern sie bevorzugten meistens das Mitglied der eigenen Gruppe. Ihnen war dabei wichtiger, dass das Mitglied der eigenen Gruppe mehr als das der anderen Gruppe bekam – selbst wenn dabei auf einen absolut höheren Geldbetrag verzichtet wurde.

Tajfel und Turner 1979 entwickelten aus diesen und weiteren Experimenten die Theorie



Der Autor

Prof. Dr. Rolf van Dick, 49, lehrt seit zehn Jahren Sozialpsychologie an der Goethe-Universität, er ist einer der Direktoren des Center for Leadership and Behavior in Organizations. Zuvor war er Professor an der Aston University in Birmingham, England. Er war Gastprofessor an Universitäten in den USA, Nepal, Griechenland, China, Italien und Norwegen und hinterfragt dort gerne fremde und seine eigenen Vorurteile.

van.dick@psych.uni-frankfurt.de

der sozialen Identität. Diese besteht zunächst aus drei einfachen Grundannahmen:

(1) Individuen streben nach einem positiven Selbstkonzept.

(2) Ein Teil des Selbstkonzeptes, die personale Identität, beschreibt die individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften der Person. Ein anderer Teil ergibt sich aus der sozialen Identität, das heißt den Eigenschaften und Fähigkeiten der Gruppen, in denen die Person Mitglied ist.

(3) Um eine positive soziale Identität aufzubauen und zu erhalten, streben Personen nach einer positiven Differenzierung der eigenen Gruppe(n) von den Gruppen, in denen man nicht Mitglied ist.

Das Streben nach positiver sozialer Identität muss nicht unbedingt Vorurteile und Feindseligkeiten nach sich ziehen –, aber dies ist leider der Regelfall. Im Wesentlichen stützen die Befunde, dass sich das Bedürfnis nach positiver sozialer Identität und Selbstwert negativ auswirkt und sich in Form einer stärkeren Diskriminierung zwischen den Gruppen äußert.

Zahlreiche Untersuchungen zeigen: Kontakte fördern Abbau von Vorurteilen

Können Menschen miteinander in Kontakt kommen, so dass sie ihre Vorurteile abbauen und sich als Mitglieder *einer* Gruppe fühlen und nicht mehr zwischen »uns« und »denen da« unterscheiden? Der US-amerikanische Sozialpsychologe Gordon Allport (1897–1967) war 1954 einer der Ersten, der die Hypothese entwickelte, dass sich Kontakte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Gruppen positiv auf ihre Einstellungen zueinander auswirken könnten. Die beiden amerikanischen Psychologen Thomas F. Pettigrew und Linda R. Tropp fanden 2006 in ihrer groß angelegten Meta-Analyse auf der Basis von über 500 Studien mit 250 000 Teilnehmern einen sehr robusten Zusammenhang zwischen Kontakt und Vorurteilen: Je mehr Kontakt, desto geringer sind die Vorurteile.

Warum wirkt sich Kontakt positiv aus und reduziert Vorurteile? Pettigrew und Tropp sind dieser Frage 2008 in einer weiteren Meta-Analyse nachgegangen, in der sie die vermittelnden Prozesse untersucht haben, in denen Kontakt in positivere Einstellungen überführt wird. Die Meta-Analyse zeigte, dass es vor allem gesteigerte Empathie ist, die diese Prozesse positiv beschleunigt. Auch der Abbau von Ängstlichkeit gegenüber der anderen Gruppe spielt eine Rolle, wirkt sich aber schwächer als die Empathie aus. Eine wesentlich geringere, aber doch signifikante Rolle nimmt das steigende Wissen über die andere Gruppe ein, das hatte

Allport vor seinen Experimenten anders eingeschätzt.

Wir selbst (van Dick et al., 2004) haben in einer Serie von Studien einen weiteren vermittelnden Faktor, die wahrgenommene Bedeutsamkeit des Kontaktes, untersucht und zwischen entfernteren *Kontaktmöglichkeiten* und näheren *Kontakterfahrungen* unterschieden. In diesen Studien zeigen wir, dass die Möglichkeit, auch entfernte Kontakte einzugehen (zum Beispiel in der Wohnumgebung oder an Arbeitsplatz/Schule), dabei hilft, auch nähere Kontakte im Freundes- und Bekanntenkreis aufzubauen. Je mehr Freunde und Bekannte jemand aus anderen Gruppen hat, desto stärker wird die Wichtigkeit dieser Kontakte wahrgenommen. Und schließlich führt die wahrgenommene Wichtigkeit dieser Kontakte dazu, Vorurteile zu reduzieren.

**Studie von Wagner und van Dick:
Je höher der Ausländeranteil, umso geringer
die negativen Effekte**

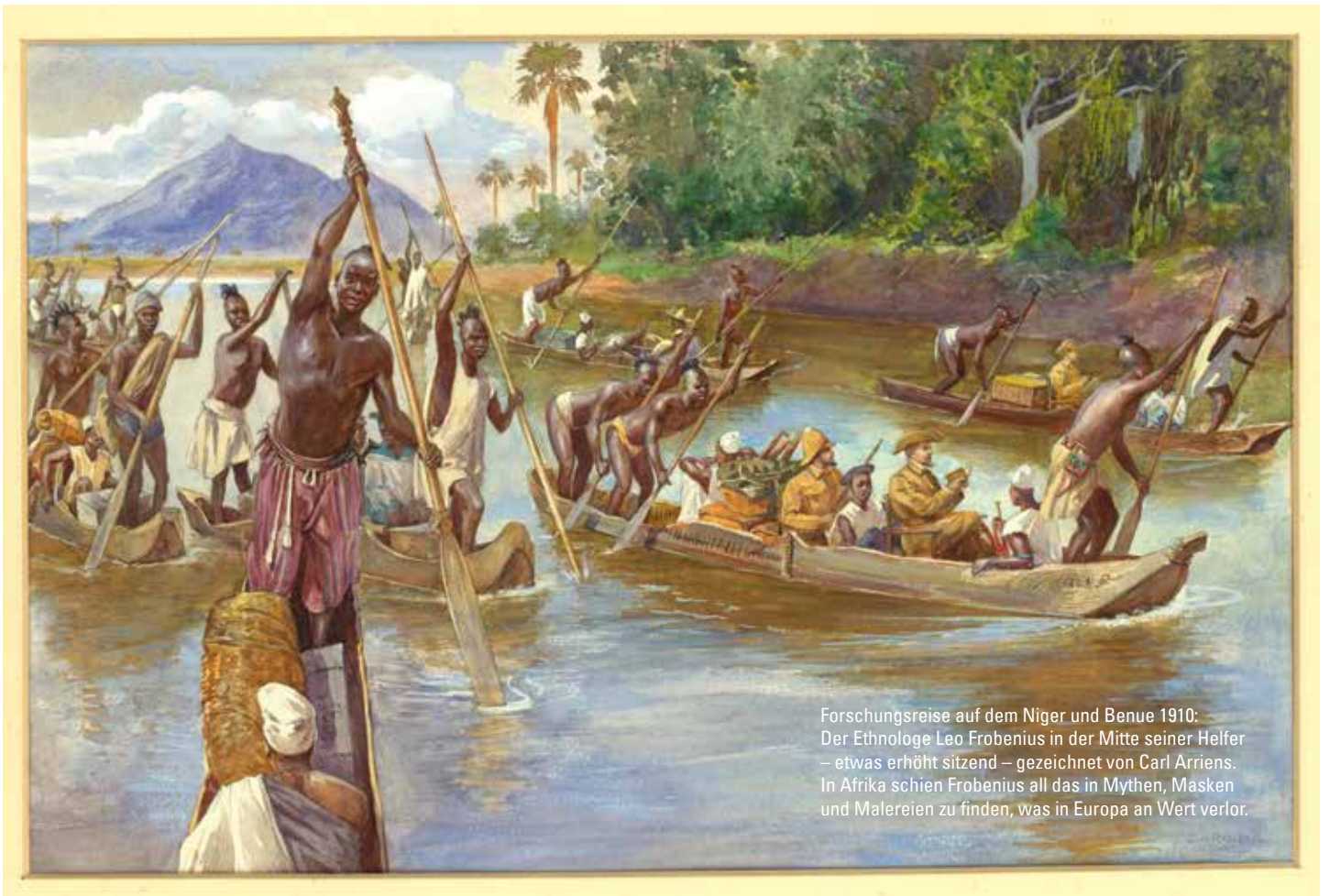
Außerdem konnten wir zeigen (Wagner, van Dick, Pettigrew & Christ, 2003): Eine unterschiedliche Kontaktintensität erklärt, warum in Ostdeutschland Vorurteile stärker gepflegt werden. Nach den Ergebnissen von van Dick et al. (2004) und Wagner et al. (2003) ist ein höherer Ausländeranteil die Voraussetzung für Kontakte und damit für positive interethnische Beziehungen, diese Situation ist in Teilen Ostdeutschlands nicht gegeben. Wagner et al. (2006) haben schließlich untersucht, ob es einen Grenzwert gibt, über den hinaus eine weitere Zunahme ethnischer Minoritäten keine positiven Effekte oder sogar negative Effekte nach sich zieht. In

aufwendigen Mehrebenen-Analysen zeigen sie anhand repräsentativer Befragungen der deutschen Bevölkerung, dass dem nicht so ist: Je größer der Ausländeranteil im jeweiligen Wohnbezirk ist (auch über 15 oder 20 Prozent hinaus), umso mehr Kontakte gibt es und umso geringere Vorurteile werden von den Befragten genannt.

Die Geflüchteten, die im letzten und in diesem Jahr zu uns kamen, und auch die Arbeitsmigranten, die wir seit dem Zweiten Weltkrieg ununterbrochen aufgenommen haben, bieten Chancen für unsere bundesdeutsche Gesellschaft: Sie helfen uns am Arbeitsmarkt und in den Sozialsystemen. Sie können uns auch toleranter stimmen – durch unmittelbar persönliche Erfahrungen. Berichte aus kleineren Gemeinden mit rückläufiger Einwohnerzahl sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland zeigen, dass dies gelingen kann. Wenn durch Zuzug von ein oder zwei Flüchtlingsfamilien die Zwergschule überleben kann oder der Tante-Emma-Laden nicht schließen muss, sehen die Menschen unmittelbare Vorteile. Und auch der großen Zahl ehrenamtlicher Helfer in der »Flüchtlingskrise« bietet sich die Chance, durch persönliche Erfahrungen reicher zu werden – an Einsicht, Erfahrung und Empathie! ●

warum
nicht mal mit
Fremden
reden?«





Für ein Zusammenleben, bei dem man einander auch »fremd« bleiben darf

Fünf Frankfurter Professorinnen und Professoren
über Wandel und Vieldeutigkeit des Fremden

von Rolf Wiggershaus

Nur die Einbeziehung des Fremden bewahre vor steriler Identität, meinte Adorno, aus dem Exil in den USA nach Frankfurt zurückgekehrt. Wie steht es heute um Fremdheit und Fremde und um das Verhältnis von Eigenem und Fremdem? Das erkundet der Philosoph und Publizist Rolf Wiggershaus im Gespräch mit fünf Frankfurter Professorinnen und Professoren.

Kompliziert und komplex war das Verhältnis zum Fremden und zu Fremden schon immer. Zahlreiche Buch- und Aufsatztitel verweisen auf ambivalente Reaktionen. Sie sprechen von »Furcht und Faszination«, »Bedrohung und Verlockung«, »Abwehr und Verlangen«. Das können gemischte, wechselnde oder gegensätzliche Gefühle sein. Es gibt ein breites Spektrum von Möglichkeiten bei der Begegnung von Einheimischen und Fremden oder bei der Konfrontation von Eigenem und Fremdem, je nachdem, welche Mentalitäten und kulturellen Prägungen unter welchen Bedingungen aufeinandertreffen.

Für genauere Auskünfte dürfte kaum jemand so geeignet sein wie Feldforschung betreibende Ethnologen und Soziologen. Von ihren Erfahrungen, ihrem Wissen und ihren Intentionen erzählten mir: Mamadou Diawara, Professor für Ethnologie und Direktor von »Point Sud«, einem von ihm gegründeten Forschungszentrum für lokales Wissen in Malis Hauptstadt Bamako; Hans Peter Hahn, Professor für Ethnologie; Karl-Heinz Kohl, Professor für Kultur und Völkerkunde und Direktor des Frobenius-Instituts an der Goethe-Universität; Kira Kosnick, Professorin für Soziologie, Schwerpunkt Migration; und Susanne Schröter, Professorin für Ethnologie und Leiterin des Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam.

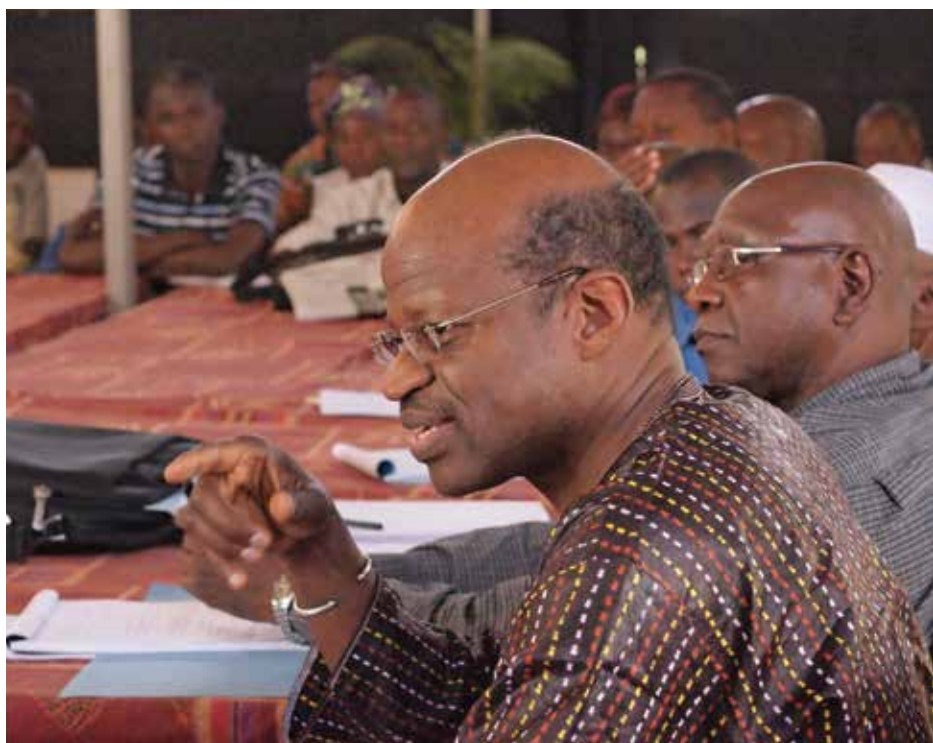


2

Großstädte – Die selbstverständliche Nähe des Fremden

Der Begriff der Fremdheit, so Kira Kosnick, spiele für sie vor allem im Kontext von Migration und Einwanderung eine Rolle. »Was macht Migration mit Gesellschaften bzw. Gemeinschaften?« Ihr gehe es um eine Umdefinition der Fremdheit. Im Exkurs »Der Fremde« in Georg Simmels *Soziologie* werde der Fremde definiert als der, der heute kommt und morgen bleibt. Doch längst gelte es zu begreifen, dass Fremdheit ein konstitutives Merkmal von Gesellschaften ist. So sehe Simmel das bereits selbst in seinem 1903 erschienenen Aufsatz über »Die Großstädte und das Geistesleben«. In der Großstadt gibt es eine funktionale Bezogenheit aufeinander – auch ohne Gemeinschaftsbildung. Worum es geht, sind »gemeinsame Spielregeln für ein Zusammenleben, bei dem man einander auch fremd bleiben darf«. Das ermöglicht »eine Individualisierung von Lebensstilen, eine Reduktion von sozialer Kontrolle, bedeutet einen Freiheitsgewinn«. Fremdheit ist also »ein alltägliches Phänomen komplexer gesellschaftlicher Zusammenhänge«. Das Vertraute kann fremd, das Fremde vertraut sein.

Wie selbstverständlich und nah das Fremde sein kann, demonstrierte Siegfried Kracauer 1930 mit seiner Untersuchung über »Die Angestellten«, die aus einer Artikelserie in der Frankfurter Zeitung hervorging. »Unbekanntes Gebiet« nannte er das Leben der Angestellten, die zu Hunderttausenden täglich die Straßen Berlins bevölkerten – »unbekannter als das der primitiven Völkerstämme, deren Sitten die Angestellten in



3

2 Dorfgespräch in Kalabougou, November 2007: Dieses malische Dorf besuchten der Ethnologe Mamadou Diawara und andere Wissenschaftler am Rande einer Veranstaltung des internationalen Forschungsinstituts Point Sud. Bei dem Symposium ging es u. a. um das 2008 gestartete Point-Sud-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das den Austausch zwischen Wissenschaftlern und Institutionen aus Deutschland, Europa, Afrika und anderen Teilen der Welt erleichtern soll.

3 Während einer Konferenz in Point Sud, Bamako (Mali), 2012. Der gebürtige Malier Mamadou Diawara (vorne im Bild) ist auch Direktor dieses internationalen Forschungsinstituts, an dem das lokale Wissen und dessen Potenzial für Entwicklungsstrategien sowie die Anpassung an globale Dynamiken erforscht werden.

4 Begegnung in Kollo-Zekka, Burkina Faso, September 2005: Matthias Cirapia bespricht mit dem Frankfurter Ethnologen Hans Peter Hahn die Erfahrungen als »Delegierter« seines Dorfes in der Provinzhauptstadt. Cirapia unterstützte Hahn auch dabei, einen Zensus des Ortes und eine Liste der Familiennamen zu erstellen.

5 Kurze Rückkehr nach Kollo-Zekka, Burkina Faso, März 1997: Hans Peter Hahn im Gespräch mit Pascal Kodoua, der nach drei Jahren in Ghana zum Gehöft seiner Eltern zurückkam. Mit Sonnenbrille, Jeans und festen Schuhen demonstriert er seinen städtischen Habitus und suchte dem Ethnologen klarzumachen, wie »rückständig« das Leben seiner Eltern und Geschwister hier sei. Nach wenigen Wochen verließ er sein Heimatdorf wieder, um sein Glück erneut als Arbeitsmigrant in Ghana zu versuchen.

den Filmen bewundern«. Als eine »kleine Expedition« bezeichnete er seine Reportage, die »ins Innere der modernen Großstadt« führe. Indem er von der »Exotik des Alltags« sprach, brachte er einen Begriff ins Spiel, dem in der Geschichte der Ethnologie und des Umgangs mit dem Fremden eine wichtige Rolle zukam, die seit Langem gerade von Ethnologen selbstkritisch gesehen wird.

Exotismus und Othering

Exotismus als Beruf lautet der Titel eines Buches von Karl-Heinz Kohl, das Ende der 1970er Jahre erschien. Es handelt von der Epoche der klassi-



4



5

schen ethnografischen Feldforschung. Eine Schlüsselfigur war Bronislaw Malinowski (1884–1942), der nicht der erste Feldforscher, wohl aber der Begründer des »Mythos der Feldforschung« war. 1930, im englischen Universitätsbetrieb fest etabliert, meinte er von sich im

Rückblick: »Für mich zumindest war die Anthropologie eine romantische Flucht aus unserer genormten Kultur.« Doch zur Teilhabe an einem »authentischeren« Leben kam es während der zweijährigen stationären Feldforschung bei den Trobriandern zur Zeit des Ersten Weltkriegs nicht. Malinowskis Trilogie über die Bewohner einer kleinen Inselgruppe im nordwestlichen Melanesien, Produkt der »teilnehmenden Beobachtung« und systematischen Registrierung fast aller Lebensaspekte dieser fremden Kultur, erweist sich, so Kohl, »tendenziell als Kompensation des Scheiterns seiner Hoffnung, an ihrem »wirklichen Leben« teilhaben zu können«.

Die Feldforschungen jener Zeit spielten sich in der Epoche des Kolonialismus ab, als eine Art kolonialer Friede herrschte. Missionare, Händler und Kolonialbeamte hatten die Situation unter Kontrolle. Das ermöglichte mehrjährige Aufenthalte von Forschern bei außereuropäischen Völkern, Stämmen, Ethnien ohne allzu großes Risiko, auf Feindschaft zu stoßen. Einerseits machte das den Forscher zum Teilnehmer am kolonialen Herrschaftssystem, das seine Tätigkeit erlaubte, absicherte, finanzierte. Andererseits förderte es den Eindruck, dass man es bei dem Erforschten mit zeitlos stabilen Verhältnissen und entsprechend geformten Menschen zu tun habe.

Es gebe eine Definition von Ethnologie, so Hans Peter Hahn, wonach sie »ein Bastard aus Exotismus und Kolonialismus« sei. Ethnologen hätten in der Tat die diffuse Anziehungskraft des Exotischen ausgenutzt, um Ethnologie als eine spezielle Wissenschaft für einen eigenen Gegenstandsbereich zu etablieren. Dieser Exotismus war aber durchdrungen von einer kolonialen Ideologie und Logik. Während für einen »armchair anthropologist« wie James Frazer (1854–1941) letztlich die Einheit der Menschen wichtiger war als die Fremdheit zwischen diversen Gruppierungen, begann um 1900 das Interesse an den Unterschieden zu dominieren.

Das lief auf zweierlei hinaus: eine das Trennende betonende horizontale Abgrenzung zwischen den erforschten Gemeinschaften oder Ethnien sowie eine das Trennende noch stärker betonende vertikale hierarchische Abgrenzung zwischen den exotisierten Völkern einerseits, den europäischen andererseits. »Mit Othering«, so Hahn in seiner 2013 erschienenen Einführung in die Ethnologie, »ist ein Vorgehen bezeichnet, das den anderen zum anderen macht und ihn ganz in seiner Andersartigkeit verortet und damit die gesellschaftliche oder kulturelle Distanz zementiert«. Das führte zu einer Verfestigung einerseits von Vorurteilen hinsichtlich anderer Lebensformen, andererseits der Überzeugung von der Überlegenheit und Höherwertigkeit der eigenen Lebensform. Am



6

Die Hervorhebung von Fremdheit muss nicht stets mit Separierung und Hierarchisierung verbunden sein. Außerdem können unterschiedliche Grade von Fremdheit bzw. unterschiedliche Fremdheitserfahrungen eine Rolle spielen. Intensive Fremdheitserfahrung kann einerseits mit einer kritischen Haltung gegenüber dem Eigenen einhergehen, andererseits mit der Bereitschaft, sich einem Identitätskonflikt auszusetzen. Das ist – so Kohl – auch noch in einer Welt möglich, in der Kontakte mit



7

6 Treffen in Belogili, im Osten der indonesischen Insel Flores, 1994: Seng Koten Tenawahang, »Erdherr« von Belogili, und der Ethnologe Karl-Heinz Kohl, der in diesem Dorf während seiner ein- und einhalbjährigen Feldforschungen von 1986 bis 1987 gelebt hat und auch später häufiger dorthin zurückgekehrt ist.

7 Am Danau Wai Belen, einem kleinen Binnensee auf der Halbinsel Tanjung Bunga, Indonesien, 1995: Der Ethnologe Karl-Heinz Kohl im Gespräch mit Pak Yan Lamuri, einem seiner wichtigsten Gewährsleute in Belogili. Pak Yan Lamuri hat am ersten Wörterbuch des Lamaholot in einem von Kohl geleiteten Forschungsprojekt mitgearbeitet. Bis Mitte der 1990er Jahre gehörte Lamaholot zu den noch nicht dokumentierten Sprachen, Lamaholot wird von etwa 350 000 Menschen auf den Inseln Flores, Adonara, Solor, Lembata und Pantar gesprochen. Das Wörterbuch erschien 1999 zuerst in Deutschland und wurde dann in Indonesien bereits zweimal aufgelegt.

eigentlichen Beginn der Ethnologie in den 1830er, 1840er Jahren habe eine Utopie gestanden: »Nämlich dass die geteilten Grundlagen der Menschen kulturell relevant sind. Ich glaube, dass diese Utopie bis heute ein Leitbild für die Ethnologie ist: nicht so sehr Fremdes zu beschreiben, als vielmehr durch Beobachten, durch Sprechen, durch Dialoge eine gemeinsame Grundlage zutage zu fördern.«

Kohl setzt die Akzente beim Verhältnis von Fremdheit und Gemeinsamkeit anders. In seiner Einführung in die Ethnologie als »die Wissenschaft vom kulturell Fremden« beklagte er, dass die selbstreflexive Wende in der Ethnologie die paradoxe Folge gehabt habe, »daß nicht nur die Darstellungen nicht-westlicher Kulturen, sondern auch die von Minderheiten-Gruppen in der amerikanischen Gesellschaft von vornherein unter den Verdacht des Otherring gerieten«. Der Verallgemeinerung des Verdachts auf Otherring begegnet er mit der Betonung der Bedeutung »relationaler Fremdheit«.

Fremden ihre Außersordentlichkeit verloren haben und in der es für »die Fremde« keinen Platz mehr gibt.

Schlüsselerlebnisse mit Fremdem und Fremden

Dass sie Ethnologin wurde, ergab sich für Susanne Schröter folgerichtig aus ihrer Begeisterung als Jugendliche für Reiseberichte und Bilder ferner Länder. Fasziniert vom Fremden machte sie sich später selbst auf den Weg, um andere Kulturen kennenzulernen. Ein lockendes Ziel war zunächst Indien, das damals im Ruf stand, durch größere Spiritualität Glückserfahrungen zu ermöglichen, die die Industrie- und Wohlstandsgesellschaften der westlichen Welt nicht bieten konnten. Zum Schlüsselerlebnis wurde ein Aufenthalt auf Sri Lanka Anfang der 1980er Jahre. Dort steigerten sich 1983 die Konflikte zwischen der Minderheit teilweise aus Indien stammender und überwiegend hinduistischer Tamilen und der buddhistisch-singhalesischen Mehrheit zum Bürgerkrieg. Während die

8 Besuch in der Schule eines »Müllsammler«-Slums in Kalkutta. Dort untersuchte die Ethnologin Susanne Schröter, wie Muslime, die eher zu der Minderheit in der Mega-City gehören, behandelt werden.



8

9 Zu Gast in Bandung, Indonesien: Abdullah Gymnastiar, einer der bekanntesten Prediger eines modernen indonesischen Islam, bekannt unter dem Namen AA Gym, und die Frankfurter Ethnologin Susanne Schröter unterhielten sich bei diesem Treffen über Polygamie.



9

meisten Europäer sich ausfliegen ließen, blieb Susanne Schröter und hatte während einer dreiwöchigen Ausgangssperre ausgiebig Gelegenheit, mit den Menschen zu sprechen. Sie war erschüttert darüber, wie sehr ihre singhalesischen Gastgeber die Massaker an Tamilen verteidigten. Wie andere dagebliebene Ausländer, die teilweise zusammen mit Tamilen in den Dörfern Verteidigungsgruppen organisierten, stand sie emotional ganz auf der Seite der Tamilen. Erst nach ihrer Rückkehr erfuhr sie, dass eine tamilische Gruppe ein singhalesisches Dorf überfallen und dort aus Rache vor allem Frauen und Kinder abgeschlachtet hatte.

Zweierlei verschob sich dadurch bei ihr. »Das eine ist die Erkenntnis der Tragweite, die das Fremde in einer negativen Konnotation hat. Das andere ist: Gerade auf dieser Reise wurde mir klar, dass die Imaginationen des Fremden nicht etwas Europäisches sind.« Ihre universitäre Sozialisation habe auf die Überwindung solcher Imaginationen und die

Akzeptierung des Anderen ohne Wenn und Aber gezielt. Gerade ihre Generation habe sich von Rassismus und Überlegenheitsdünkel abgrenzen und zur Anerkennung all der anderen auf Augenhöhe gelangen wollen. »Und dann wurde ich in Sri Lanka damit konfrontiert, dass die Konstruktion des Eigenen und des Anderen dort nicht weniger virulent ist.« Schon vor Ausbruch der Gewalttätigkeiten sei bei Kleinigkeiten extreme Abgrenzung zum Ausdruck gekommen. Als sie Singhalesen bei Sonnenschein mit aufgespannten Schirmen umhergehen sah, fragte sie, warum sie das machten. »Und da hieß es dann: Ja, wir wollen nicht schwarz werden wie die Tamilen.« Distinktion, Erhöhung des Eigenen, Abwertung des Anderen – »das fand ich da genauso wie bei uns, ja noch schlimmer, weil es überhaupt nicht reflektiert war.«

Die Entdeckung solcher anthropologischer Gemeinsamkeiten ernüchterte. Ihre Schlussfolgerung: »Wir müssen diese Konstruktion des Fremden überwinden und den Anderen als Menschen sehen bei allem Interesse für Sitten und Gebräuche, die man kennenlernen möchte.« So konnte sie mit ihrer jüngsten Forschungsarbeit über – so der Untertitel ihrer Buchpublikation – *Fromme Muslime in Deutschland* Einblicke in »ein kleines Universum« ermöglichen, das der Öffentlichkeit nicht ohne Weiteres zugänglich ist, und schildern, wie in Deutschland zur Zeit orthodoxer und liberaler Islam um theologische Deutungshoheit ringen. Am beeindruckendsten waren dabei für sie Situationen, »in denen es mir vergönnt war, bei Gebeten und religiösen Zeremonien dabei

zu sein und eine Idee davon zu bekommen, wie sich Momente religiöser Ergriffenheit anfühlen«.

Von der Bereitschaft, einen Identitätskonflikt zu riskieren

Von einem Schlüsselerlebnis anderer Art erzählte Karl-Heinz Kohl. Ein frühes Bedürfnis nach Abgrenzung vom Eigenen ging einher mit einer Hinwendung zum Fremden. Auf einen ersten Aufenthalt bei einer Gesellschaft auf der ostindonesischen Insel Flores 1975 folgte ein Jahrzehnt später ein zweijähriger stationärer Aufenthalt mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Zwar hatte er es auch auf Flores nicht mit einer intakten exotischen Kultur zu tun, wie Ethnologen sie sich entgegen besserem Wissen immer wieder erträumen. Doch im Prolog zu seiner klassischen ethnografischen Studie über – so der Untertitel der Buchpublikation – *Mythen, Kulte und Allianzen in einer ostindonesischen Lokalkultur* konnte er feststellen: »Nachdem wir das Vertrauen der Dorfbewohner erst einmal gewonnen hatten, offenbarte sich uns unter dem äußeren Firnis der Verwestlichung bald eine ganz andere Welt. Je länger unser Aufenthalt dauerte, desto klarer konnten wir erkennen, daß es lediglich darauf ankommt, diesen Gegenstand unter seinen historisch sich wandelnden Formen immer wieder von neuem zu entdecken.«

Während seines Aufenthalts suchte Kohl dem klassischen Ideal der Feldforschung als einer Art zweiter Sozialisation zu entsprechen.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Das komplizierte Verhältnis zum Fremden und zu Fremden changiert zwischen Furcht und Faszination, Verachtung und Idealisierung, Abwehr und Verlangen.
- Die Neigung zur Überhöhung des Eigenen und Abwertung des Fremden zieht sich als anthropologische Konstante durch die Geschichte der Menschheit.
- Multikulturelle Gesellschaften sind eine Tatsache, die allen die Kunst des Umgangs mit soziokulturellen Unterschieden abverlangt.
- Nur wenn für Möglichkeiten zur Begegnung von Einheimischen und Migranten gesorgt ist, kann es zu Prozessen gegenseitigen Kennenlernens und Lernens statt gegenseitiger Abgrenzung und Dämonisierung kommen.

Das verlangte keine kulturelle Konversion, kein kulturelles Überläufertum, wohl aber die Bereitschaft, einen Identitätskonflikt oder einen Identitätswechsel zu riskieren. Kohl erlebte das beim Umgang mit Tieren. In dem Dorf verging, erzählte er, »keine Woche, manchmal sogar kaum ein Tag, an dem nicht ein Opfer dargebracht wurde, also ein Küken geschlachtet und den Geistern dargebracht wurde, oder kleine Ferkel geköpft wurden, deren Blut dann die Erde tränken musste«. Bei einem großen Fest wurde einmal »etwa sechzig Schweinen, großen, ausgewachsenen Schweinen, jeweils mit einem Schlag der Kopf abgeschlagen«. Gewaltige Kraft war dafür nötig; die Männer betrieben es wie einen Sport. Das Fest dauerte eine Nacht und einen Tag. Auf den einsetzenden Flow reagierte Kohl als professioneller Feldforscher: Er hatte die Kamera dabei und filmte die Szene. »Aber dann kamen die Leute auf mich zu: ich sollte doch jetzt mal mitmachen, auch eins der Schweine köpfen.« Er habe es nur deshalb nicht gemacht, weil er es sich physisch nicht zutraute. »Aber es war so ein Rausch, ein Bluttausch, in dem das ganze Dorf sich befand, etwa 700 bis 800 Personen. Da dachte ich plötzlich: jetzt bin ich doch dagewesen, ich bin in der Lage, so zu fühlen und zu denken wie die Leute selbst. Man ertappt sich plötzlich dabei, wie man auch mitmachen würde und sich selber fremd wird.« Sein Blick auf den Alltag wurde ein anderer: »Es sieht so harmlos aus und man denkt, es ist wunderbar, wie die Schweine frei durchs Dorf laufen, und dann kommt eben der Augenblick, da findet ein großes Opferfest statt. Und dann vergleicht man damit das Leben der Tiere bei uns mit unseren Schlachthäusern.«

»Carfitting« – Kreative Partizipation am globalen Konkurrenzkampf

Er habe nie das Gefühl von Fremdheit gehabt oder Fremdheit als eine Herausforderung erlebt, betonte Hans Peter Hahn, als ich ihn fragte, welche Gefühle und Assoziationen die Begriffe »Fremde« und »Fremdheit« bei ihm wachriefen. Drei Jahre hatte er in Togo, zwei in Burkina Faso mit Unterbrechungen, aber unter zum Teil sehr schwierigen Bedingungen geforscht. Seine Arbeit über die materielle Kultur dreier ethnischer Gruppen in Nord-Togo hatte zum Ziel, einen »greifbaren Eindruck des täglichen Lebens der Menschen« dort zu geben und anhand dieser Beispiele die komplexe Bedeutung der Dinge in den verschiedenen Kulturen deutlich zu machen. Materielle Kultur und Afrika blieben ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit.

Sei man in Afrika mit einem Experten der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (heute Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) unterwegs, äußere der sich ständig frust-

riert über »die illegitime Art der Aneignung«, die Afrikaner bei Motoren, Fahrrädern usw. praktizierten unter Missachtung sämtlicher Regeln, die im Verlauf vieler Jahrhunderte technischer Entwicklung in Europa erarbeitet wurden. Ein Beispiel ist das »Carfitting« – das Fitmachen von Autos, ein in Westafrika wichtiges Business. Oder was Hahn das »zweite Leben der Mobiltelefone« nennt: »Man kann das Platin mit Zahnbürsten wieder fit machen. Jeder Ingenieur würde sagen, das geht nicht, aber die Leute wissen, dass es trotzdem geht – oder eben nicht.«

Zeit dominant wurde. Was sich anhört wie eine Schilderung kulturellen Überläufertums, steht im Einklang mit Gewohnheiten und Sitten seiner Herkunftskultur. Er stammt aus dem Sahelgürtel, einer alten Handelsroute zwischen Nord und Süd. »Für mich gehört Aufbrechen, Unterwegssein zum Alltag. Das Reisen ist wie ein Initiationsritus. Man bricht auf, um sich zu behaupten. Nicht, um in der Fremde zu bleiben, sondern um zu sehen und gesehen zu werden und um zurückzukommen und lokal zu zeigen, dass man etwas erreicht hat.« Das ist ökonomisch nötiger und praktisch schwieriger denn



10



11

10 + 11 Die Soziologin Kira Kosnick erforscht die postmigrantische Clubszene; dort finden junge Leute mit Migrationshintergrund oft eine Probesthüne, um mitkulturellen Normen zu experimentieren. In Ethnoclubs gibt es keine Dominanz von »Mehrheitsdeutschen«.

Es ist klar, dass das eine Reaktion auf die Herausforderungen einer Ökonomie absoluter Armut ist. Das ist nicht Exotik, so Hahn, sondern ein kreatives Unterlaufen von Standards und zugleich eine Form der Partizipation am globalen Konkurrenzkampf. Bei Befragungen habe sich herausgestellt: Nicht der Nutzen des bis in die abgelegensten Gegenden Afrikas verwendeten Mobiltelefons ist das entscheidende Motiv für dessen Gebrauch, sondern die Überzeugung, mithalten zu müssen bei den neuesten technischen Entwicklungen, die global stattfinden.

In der Mandesprache: Fremd ist das Unvertraute
Mamadou Diawara, aus Mali stammend, sagt von sich, er habe die Seinen verlassen, um in Paris zu studieren, habe sich damit auf eine andere Lebensweise eingelassen und schließlich eine neue Identität angenommen, die mit der

je. »Die Welt war noch nie so klein wie heute für diese Länder, diese Leute.«

Solche Tradition erklärt, warum es in den westafrikanischen Mandesprachen keine Entsprechung zum »Fremden« gibt. Am nächsten kommt ihm »Gune«. Das bedeutet wörtlich »Busch«, meint das sozial Unvertraute und kennt keinen abwertenden Gebrauch. »Der Fremde« müsste wiedergegeben werden durch »muke« oder »gangana«. Auch das steht für etwas Neutrales: jemand, der vorbeikommt oder neu ankommt. »Wenn wir hier in meinem Büro einen Monat lang miteinander verkehren würden und Sie hier jedes Buch, jede Ecke kennen, wären Sie kein »muke« mehr, sondern wie ich, integriert sozusagen.« Er selbst ist noch mit der Redewendung groß geworden: »Kein Mensch ist eine Schildkröte und trägt sein Haus auf dem Rücken, wenn er sich bewegt.« Deshalb wurde im Sahelgürtel beim Hausbau immer mit einem

»bolon«, einem Vorbau, begonnen. Dort saßen die Ältesten und diskutierten, und dort fand, wer neu ins Dorf kam, automatisch eine Bleibe.

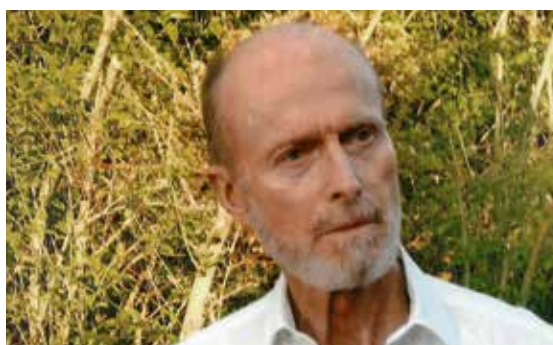
Das gibt es nur noch in manchen Dörfern und spielt angesichts von Verstädterung und Globalisierung eine immer geringere Rolle. Für Diawara ergeben sich angesichts solcher Prozesse zweierlei Fragestellungen. Zum einen natürlich die naheliegende: Was bedeutet Globalisierung für lokale Traditionen wie die seines Herkunftslandes? Zum anderen aber die für ihn wichtigere: Welche Rolle können lokale Traditionen im Prozess der Globalisierung spielen und was bedeutet das für das Selbstbild und das Auftreten postkolonialer Gesellschaften? Er selbst sieht sich als Brückenbauer in Analogie zu dem von ihm bewunderten Koraspieler Toumani Diabate, einem Meister der mit beiden Händen gezupften westafrikanischen Stegharfe. Durch die Weiterentwicklung der Tradition hat er es vom heimischen Griot zum Weltstar gebracht. »Die Rolle der Griots ist ja, das, was lokal passiert, in die Ferne zu tragen, es dort bekannt zu machen und sich dort kulturell zu bereichern, und das zurück zur Heimat zu bringen. Das sind dann richtige Brückenbauer, »go between« zwischen den Welten.«

Probephänen zum Experimentieren mit kulturellen Normen

Zu den Traditionen urbanen Lebens in Ländern des Westens gehören öffentliche Plätze, an denen die verschiedenen Bevölkerungsgruppen sich mischen und Fremde willkommen sind als Beweise für die Lebendigkeit und Attraktivität eines Ortes. Ein spezifisches Element des Urbanen ist auch das Nachtleben. Zu ihm gehören seit einiger Zeit auch postmigrantische Clubszenen. »Auch wenn es eine ethnisch-kulturell definierte Szene ist«, so Kira Kosnick, »ist es doch eine »Szene«, wo Leute erwarten, Fremde zu begegnen und wo Begegnung ganz viele Möglichkeiten beinhaltet.« Gerade für junge Leute mit Migrationshintergrund können Clubszenen zur Probephäne für das Experimentieren mit kulturellen Normen werden. Eine sich an ein queeres, überwiegend deutsch-türkisches Publikum richtende Clubszene kann zum Beispiel auch für junge Frauen attraktiv sein, die sich als heterosexuell definieren, »weil sie da das Gefühl haben, sie können zu ihrer Musik tanzen, ohne dass sie in irgendeiner Form sexuell belästigt werden oder sich mit Männern auseinandersetzen müssen, die sie ansprechen«. In Ethnoclubs gibt es keine Dominanz von »Mehrheitsdeutschen«, und sie können sehr ausdifferenziert sein. Doch sie sind, das zu betonen ist Kosnick wichtig, »keine Form von Rückzug, sondern qualifizierte Formen von Öffentlich-

keit, Kontexte der Begegnung mit Menschen, die einem unbekannt sind«.

Zu beobachten ist auch eine Dynamik politischer Prozesse. In den 1980er, 1990er Jahren gab es, so Karl-Heinz Kohl, »das große Problem der Anerkennung des kulturell Fremden in unserer eigenen Gesellschaft. Das Stichwort dafür hieß »multikulturelle Gesellschaft« und enthielt die große utopische Hoffnung auf die Möglichkeit eines konfliktlosen Zusammenlebens«. An eine buntere Gesellschaft wurde dabei gedacht. »Jetzt scheint sich sehr viel zu verschieben dadurch, dass von Seiten der Migrantinnen das Multikulti-Narrativ ernst genommen wird.« Was Ethnologen früher als »Othering« bezeichneten – den Fremden fremder zu machen, als er tatsächlich ist – machten die, die »geothert« wurden, sich heute zu eigen. Wichtig sei ihr, sagte mir Susanne Schröter am Ende unseres Gesprächs, »dass man die Faszination für das Fremde beibehält, ohne dem Wunsch nach Exotisierung des Fremden auf den Leim zu gehen«. Das Fremde sei etwas genauso Alltägliches wie das Eigene, »nur in manchen Aspekten ein bisschen anders«. Zusammengenommen legen diese Äußerungen den Gedanken nahe: Mit der Beobachtung eines »Narzißmus der kleinen Unterschiede« traf Freud eine anthropologische Konstante. Mit kleinen Unterschieden und einer Fremdheit, die Unbekanntheit meint, kommen Menschen nicht lange zurecht. Sie neigen dazu, Unterschiede zu übertreiben und aus der Welt zu schaffen. ●



Der Autor

Dr. Rolf Wiggershaus, Jahrgang 1944, studierte Philosophie, Soziologie und Germanistik in Tübingen und Frankfurt am Main. Als Funkautor erhielt er Einblicke in vielfältige Welten: von Drogenabhängigen und Rechtsextremen, Landkommunen und Hauptschullehrern, jugoslawischen Schriftstellern und russischen Kant-Experten. Der Goethe-Universität ist er seit Langem als Dozent der Universität des 3. Lebensalters verbunden.

wiggersh.r@t-online.de

0-Töne

Einer, der nicht dazugehört, nicht durch Verträge geschützt ist, hinter dem keine Macht steht, ein Fremder, ein bloßer Mensch, ist restlos preisgegeben.

Max Horkheimer, Die Juden und Europa, 1939

Die soziologische Form des »Fremden« ist der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.

Georg Simmel, Soziologie, 1908

Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.

Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche, 1909

Über die Romantik hinaus, die sich als Weltschmerz, Leiden an der Entfremdung fühlte, erhebt sich Eichendorffs Wort »Schöne Fremde«. Der versöhnte Zustand annektierte nicht mit philosophischem Imperialismus das Fremde, sondern hätte sein Glück daran, daß es in der gewährten Nähe das Ferne und Verschiedene bleibt, jenseits des Heterogenen wie des Eigenen.

Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, 1966

Verstehen ist nicht das sich Identifizieren mit dem Anderen, wobei die Distanz zu ihm verschwindet, sondern das Vertrautwerden in der Distanz, die das Andere als das Andere und Fremde zugleich sehen läßt.

Helmut Plessner, Mit anderen Augen, 1948/53

zu ›eigen‹ & ›fremd‹

*Jene reine Sprache, die in fremde gebannt ist,
in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der
Umdichtung zu befreien, ist die Aufgabe des Übersetzers.
Um ihretwillen bricht er morsche Schranken der eigenen
Sprache: Luther, Voss, Hölderlin, George haben
die Grenzen des Deutschen erweitert.*

Walter Benjamin, *Die Aufgabe des Übersetzers*, 1923

*Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen,
und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande,
wo Elefanten und Tiger zu Hause sind. Nur der
Naturforscher ist verehrungswert, der uns das Fremdeste,
Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft,
jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und
darzustellen weiß. Wie gerne möchte ich nur einmal
Humboldten erzählen hören.*

Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandtschaften*, 1809

*Zumindest im politischen Sinne ist die Nation bis
heute der wichtigste Bezugspunkt für die Unterscheidung
zwischen Eigenem und Fremdem geblieben. Warum wirkt
gerade die Nation auf viele so anziehend? Zumindest
ein Grund dürfte sein, daß die Nation Zugehörigkeit
ohne Leistungsnachweis gewährt – jedenfalls für die
Glücklichen, die ihr immer schon angehörten.*

Herfried Münkler/Bernd Ladwig, *Dimensionen der Fremdheit*, 1997

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

Karl Valentin, *Die Fremden*, 1940



"MAN"

WELT

Das Befehlende, wech nicht Personen, Sozialweltraum

Human Resources

Der Fremde **DAS FREMDE**

Totale Körper = juristische Figur (Desiderata) + funktionale Körper = Körper als Werkzeug

Das Andere **DAS ANDERE**

Determiniertes Ich

ICH

Materialistisches Ich

Modus d. Gegebenheit

KONTEXT

Verfügungs-Ich

KÖRPER

DINGE

Brückenbegriffe in die Welt d. Anderen

INTENTIONALITÄT
GERICHTETHEIT

EMPFINDUNG
WAHRNEHMUNG

SELBST

SEELE

Mehrx
Bogigendes
Fleisch

LEIB

ICH

DAS EIGENE

KÖRPER

Erfahrung der Begrenztheit
Beschreibung der Ausdehnung

Leib kann auch
symbolisch/spirituell
gestiftet werden
= Ich send ein Leib?

»Das Fremde zeigt sich, indem es sich uns entzieht«

Paradoxien von »eigen« und »fremd« aus dem Blickwinkel der Phänomenologie

von Olaf Kaltenborn

Nichts scheint uns näherzuliegen als das Eigene. Das Eigene ist die Sphäre, in der wir unmittelbar wir selbst sind. Aber stimmt das wirklich? Der Alltag ist reich an Fremdheitserfahrungen des eigenen Ichs in einer Welt, die uns umgibt und in der wir gleichzeitig sind.

Sind wir wirklich so bei uns und in uns, sind wir Herr oder Herrin über unseren Körper, weil wir diesen willentlich bewegen können, damit Werkzeuge nutzen, Sport treiben, Auto fahren? Sind wir Herr unseres Geistes, wenn wir mit ihm Gedanken fassen? Sind wir Herr unserer Sprache, mit der wir uns strukturiert artikulieren, und auch unserer Affekte, die wir mit einem gewissen Training situationsbezogen einsetzen oder abschatten können? Zweifel sind angebracht. Die betrachteten Bereiche mögen auf den ersten Blick willkürlich gewählt sein. Jedoch gewinnen sie aus dem Blickwinkel phänomenologisch beschriebener Paradoxien von »eigen« und »fremd« einen neuen inneren Zusammenhalt (siehe auch »Der dritte Weg der Philosophischen Phänomenologie – Sinnlichkeit und Sinn«, Seite 30).

Wer bin ich – Wie fremd bin ich mir?

Der Schriftsteller Ferdinand von Schirach lässt seinen Helden im Epilog von *TABU* sagen: »Manchmal bleiben wir stehen, die Zeit bekommt einen Riss und in diesem Moment begreifen wir es: Wir können nur unser Spiegelbild sehen.« Und Sigmund Freuds Psychoanalyse kränkt das Bewusstsein mit der Annahme, »(...) daß das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus.« Mit dem herrenlosen Haus meint Freud das Ich-Bewusstsein, eben genau jene Sphäre, derer wir uns doch eigentlich so sicher sein müssten. Für Freud ist klar, dass das Ich gerade nicht eine Sphäre oder ein Zustand der bruchlosen Selbstidentität darstellen muss. Schon 1870 behauptete der Schriftsteller Arthur Rimbaud: »Ich ist ein anderer.« 1936 greift der französische Psychiater und Psychoanalytiker Jacques Lacan, der durch eine Neuinterpretation der Schriften Freuds internationale Bekanntheit erlangte, die Rimbaud'sche

Formel im Rahmen seiner phänomenologischen Psychologie erneut auf.

Allen Ansätzen gemeinsam ist, dass sie den Sinn schärfen für den schwankenden Grund, auf dem unser Ich-Bewusstsein steht. Dieser Grund kann jederzeit aufreißen und uns vor tiefe Abgründe stellen. Der Blick in diese Abgründe offenbart eine dunkle, unbekannt Seite unseres Ich, die wir nur ungerne wahrnehmen, die aber ebenfalls zu unserem Selbst gehört. Es müssen dabei nicht einmal pathologische Formen der Bewusstseinspaltung sein, die solche Abgründe aufreißen und am Ende das ganze Erleben determinieren. Auch der Alltag »normaler« Menschen ist reich an solchen Fremdheitserfahrungen des eigenen Ich. Versetzt uns etwa der Verlust eines geliebten Menschen in einen Zustand der Trauer, so gleicht die Selbsterfahrung der Trauer ebenfalls einer Selbstentfremdung bzw. eines Selbstentzugs des Ichs. Das Verlustempfinden kann so überwältigend erscheinen, dass der Boden jeglicher Selbstgewissheit ins Schwanken gerät. Als Trauernde erkennen wir uns buchstäblich nicht wieder – wollen uns in diesem Zustand auch nicht wiedererkennen. Aber gerade das sind wir eben auch, ob wir es wollen oder nicht!

Verhältnis von Selbst und Dingwelt

Heidegger unterscheidet in seinen ontologischen Studien das Sein vom Seienden. Die von der Phänomenologie Husserls inspirierte Philosophie bewegt sich jedoch auch an der Schnittstelle oder Grenze zur Welt, die uns umgibt und in der wir gleichzeitig sind.

Heidegger beschreibt die Welt in einer Art zweifachen Gegebenheit und öffnet damit eine weitere Dimension für eine Differenz der Selbstwahrnehmung: Bei ihm treten uns die Dinge dieser Welt auf bestimmte Weise entgegen; sie

DER DRITTE WEG DER PHILOSOPHISCHEN PHÄNOMENOLOGIE – SINNLICHKEIT UND SINN

Die Philosophische Phänomenologie, die ausgeht von Edmund Husserl, hat versucht, die Philosophie wieder vom Kopf auf die Füße zu stellen. Kann die Philosophie-Geschichte in wichtigen Teilen gelesen werden als ein Ringen zwischen Idealismus/Rationalismus auf der einen und Empirismus auf der anderen Seite, so versucht sich die Phänomenologie dieser künstlichen Dichotomie zu entziehen und einen dritten Weg zu eröffnen, der ursprünglich schon bei Immanuel Kant angelegt ist: »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind«, postuliert der Königsberger Philosoph.

Dieser dritte Weg geht davon aus, dass Sinnlichkeit und Sinn zwei verschiedene Seiten derselben Medaille sind und nicht getrennten Sphären angehören. Während der Empirismus bestrebt ist, die Sinneseindrücke zu überhöhen und den erkannten Sinn als bloße Folge dieser Sinneseindrücke abzutun, geht die Phänomenologie davon aus, dass gleichsam »reine« Sinneseindrücke nicht existieren. Aus Sicht der Phänomenologie bleibt der Empirismus somit die Erklärung dafür schuldig, wie Sinneserfahrungen überhaupt Sinn und Bedeutung erlangen, wenn dieser Sinn nicht schon im Moment des Sinneseindrucks selbst vorzufinden ist und diesem im Kontext unserer Erfahrung immer schon eine ursprüngliche Bedeutung verleiht. Ein wichtiger Begriff in der Phänomenologie ist daher die Intentionalität. Dieser bringt zum Ausdruck, wie wir als immer schon zugleich denkende und empfindende Wesen auf Erfahrenes, Erkanntes, Gesehenes oder Gespürtes gerichtet sind und wie das »Wahr«-Genommene zu Gegenständen unseres Bewusstseins wird.

sind nicht einfach nur da. So ist der Hammer nicht einfach nur ein seiendes Ding, das in der Werkstatt liegt, sondern er ist in der Form seiner besonderen »Zuhandenheit« als Hammerding etwas, das wesentlich von vornherein bestimmte Formen des Gebrauchs und der Wahrnehmung nahelegt, ja ausstrahlt. So und nicht eben nur als bloßes Ding ist der Hammer auch Teil des menschlichen Bewusstseins und damit auch ein Teil des Seins. Das drückt sich in dem wunderbar bildlichen Begriff der »Zuhandenheit« aus. Heidegger weitet damit die Sphäre unseres Bewusstseins auf die Dingwelt aus bzw. beschreibt den immer schon vorhandenen gegenständlichen Rückschlag der Welt auf unser Bewusstsein.

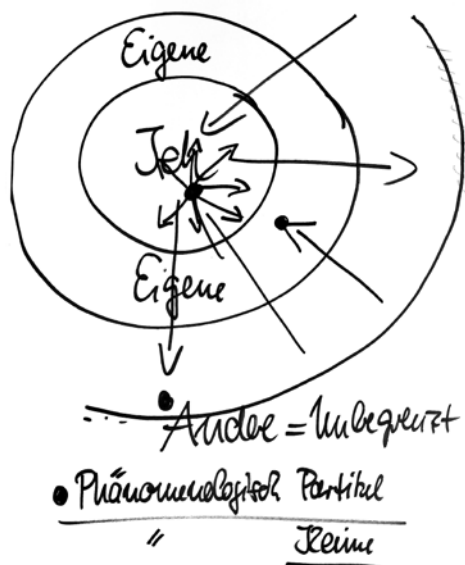
Und er versetzt uns damit gleichzeitig in ein weiteres Dilemma: In welchem Modus erscheint mir denn nun die Welt eigentlich? Wie sehe ich, wenn ich sehe; wie höre ich, wenn ich höre; wie spüre ich, wenn ich spüre? Wann erscheint mir die Welt mit ihren unzähligen menschengemachten Dingen als »seiende« Dingwelt, wann als Teil meines »Seins«? Und: Entfalten die Dinge dabei womöglich auch eine Art Eigenleben, die ich mit meinem Bewusstsein nicht einholen kann? So schreiben wir komplexen Dingen wie Autos oder Computern, mit denen wir täglich umgehen, nicht selten intuitiv Charaktereigenschaften zu, wenn sie nicht richtig funktionieren oder für uns »Entscheidungen« übernehmen, die wir nicht nachvollziehen können. Diese Art der Vermenschlichung ist Ausdruck dafür, dass uns diese Maschinen durch den enormen Grad ihrer Komplexität und Teilautonomie gleichsam entwachsen sind.

Hinter solch fundamentalen Betrachtungen tun sich Spalten im Bewusstsein und der Wahrnehmung auf. Sie erschüttern die Selbstverständlichkeit, mit der wir glauben, immer schon in der Welt zu sein. Wir sind eben zugleich immer auch schon außerhalb der Welt, wenn wir meinen, in ihr zu sein. Die Erkenntnis dieses habituell menschlichen Exzentrisch-Seins ist fremdartig und verstörend. Welche Haltung wir dazu einnehmen, ist jedoch letztlich nicht nur entscheidend dafür, wie wir mit uns selbst umgehen, sondern auch mit anderen und anderem!

Die Beziehung zu anderen

Ein besonders intimes und sensibles Feld dieses Umgangs mit anderen ist die Liebe. Es gibt wohl nur wenige Felder menschlicher Beziehungen, die so fundamentale Paradoxien aufwerfen wie das Feld der Liebe, das viele mit besonderer und exklusiver Nähe zu einem anderen Menschen assoziieren und einem daraus resultierenden Versprechen von Glück und Erfüllung. Doch wie passt diese Erwartung zur paradoxen Realität vieler Liebesbeziehungen, in denen sich die Partner im Laufe der Jahre immer fremder zu





werden scheinen – je besser man sich zu kennen glaubt? »Einander kennenlernen heißt lernen, wie fremd man einander ist«, schreibt der Dichter Christian Morgenstern. Es ergibt also durchaus Sinn, mit Blick auf die Entwicklung menschlicher Beziehungen auch von einer »fremdartigen Nähe« zu sprechen. Damit ist eine Nähe gemeint, die uns irgendwann so gewöhnlich vorkommt, dass wir uns fremd und abwesend in ihr fühlen.

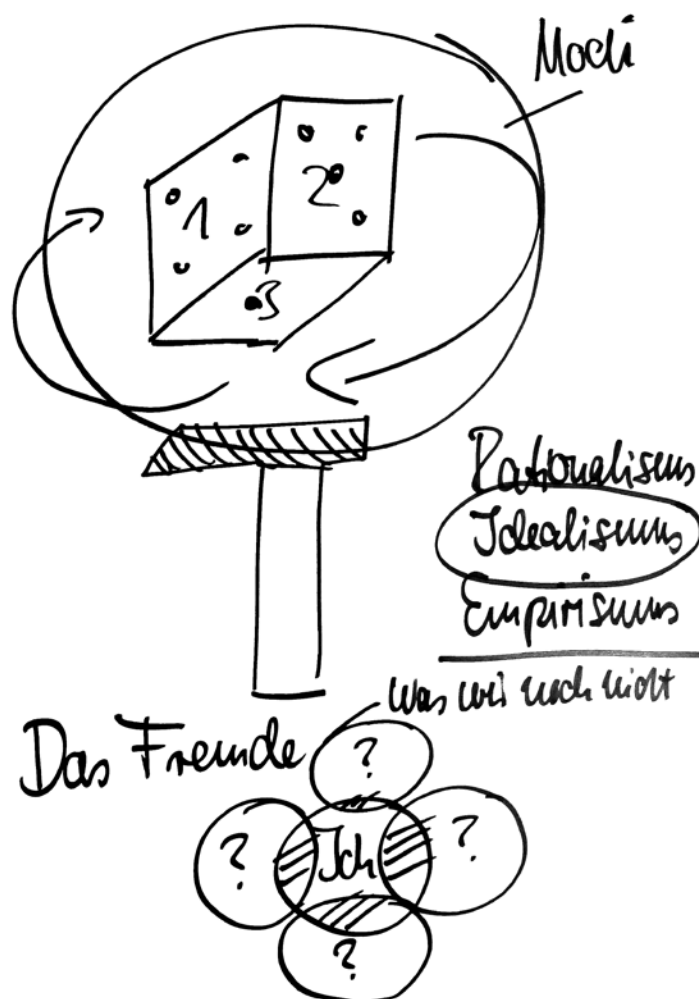
Auch der umgekehrte Fall ist denkbar: Die tief empfundene Nähe in der Abwesenheit eines Menschen, der uns viel bedeutet oder den wir lieben. Gerade die platonische Schwärmerei für einen Menschen malt uns diesen – auch in seiner besonderen Beziehung zu uns – in den buntesten und begehrenswertesten Farben aus. So nah wie in diesen Fantasien werden wir dem geliebten Menschen jedoch nie kommen; gerade dann nicht, wenn uns dieser plötzlich lebhaft gegenübersteht. Dann kann die ganze Euphorie plötzlich in eine merkwürdige Verzagtheit, ja Beklommenheit umschlagen; sind wir doch mit dem realen Moment einer möglichen Zurückweisung unserer im Verborgenen gehegten Empfindungen konfrontiert, die wir um jeden Preis vermeiden wollen. Der Roman und 1994 entstandene Film *Was vom Tage übrig blieb* von James Ivory mit dem grandiosen Anthony Hopkins in der Hauptrolle führt uns dieses Drama eines In-sich-Stecken-Bleibens und Erstarrens im Angesicht der Liebe in bedrückender Klarheit vor Augen. Was dann bleibt ist – Melancholie. Die in der Melancholie erfahrene »Ent-Täuschung« richtet sich nicht mehr auf andere, sondern auf sich selbst – auf den als endgültig erfahrenen Mangel eigener Möglichkeiten, etwas Gewünschtes zu erreichen. Damit ist die Melancholie ein Zustand, in dem sich wie

unter der Lupe Eigenes und Fremdes auf nicht entwirrbare Weise zeigen und verbinden. Wir sind von diesem Zustand des Entzugs so unmittelbar eingenommen, dass dieser das Grundgefühl unseres Daseins durchzieht und nach Erlösung ruft.

Wie Fremdes bedrohlich und damit noch fremder wird

Der Philosoph Bernhard Waldenfels hat für die uneinholbare Ambiguität von Eigenem und Fremdem folgende Formel geprägt: »Das Fremde zeigt sich, indem es sich uns entzieht. Es sucht uns heim und versetzt uns in Unruhe, noch bevor wir es einlassen oder uns seiner zu erwehren trachten.« (Bernhard Waldenfels – Topografie des Fremden)

Die von Waldenfels beschriebene Ambiguität hat zum Beispiel auch Folgen für den Verlauf der öffentlichen Debatten zum Umgang mit Geflüchteten in Deutschland, Europa und der Welt. Der zeitgleiche Aufstieg rechtspopulistischer Strömungen in den USA, Europa und Russland kann auch als Ausdruck einer von vielen als bedrohlich empfundenen Mehrdeutigkeit gesehen werden. Bei der Frage nach dem politischen Erfolg dieser Strömungen richtet



Literatur

Waldenfels, Bernhard, *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1990, 1998 (slowen., tschech.1998).

Waldenfels, Bernhard, *Topographie des Fremden – Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1997.

Waldenfels, Bernhard, *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 2006.

Waldenfels, Bernhard, *Grenzen der Normalisierung – Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*, Frankfurt am Main, Suhrkamp 1998.

Métraux, Alexandre, Waldenfels, Bernhard (Hrsg.), *Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken*, Fink, München 1986.

Husserl, Edmund, *Die Idee der Phänomenologie*, hrsg. von Paul Janssen, Meiner, Hamburg 1986.

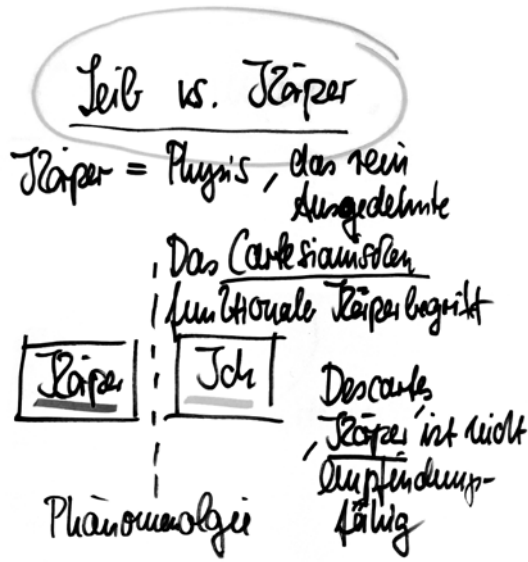
Husserl, Edmund, *Cartesiansche Meditationen*, hrsg. von Elisabeth Ströker, 3. Aufl. Meiner, Hamburg 1995.

Husserl, Edmund, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, hrsg. Elisabeth Ströker, 3. Aufl. Meiner, Hamburg 1996. bzw. Auflage 2012, Meiner.

Merleau-Ponty, Maurice, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, übersetzt und mit einem Vorw. versehen von Rudolf Boehm, Berlin, de Gruyter 1966/1974.

Merleau-Ponty, Maurice, *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*, hrsg. und mit einer Einleitung versehen von Christian Bermes, Hamburg, Meiner 2003.

Kaltenborn, Olaf, *Das Künstliche Leben – Die Grundlagen der Dritten Kultur; Reihe Übergänge, Bd. 45*, Wilhelm-Fink-Verlag, München 2001.



sich der Blick auf jenen stetig wachsenden Teil der Bevölkerung, der bis hinein ins linke politische Spektrum angesichts der massenhaften – oft medial vermittelten – Konfrontation mit dem Fremden ein immer tieferes Unbehagen zu empfinden scheint.

Warum? Ein Deutungsversuch führt uns in Richtung des inzwischen nahezu allumfassenden Konsumcharakters unserer Welt, der die Illusion erzeugt, Veränderungen seien grundsätzlich ebenso leicht beherrschbar, steuerbar und planbar wie ein Gang zum Einkaufen in den Supermarkt oder das Buchen einer Fernreise. Im hermetischen Weltbild der Konsumgesellschaft scheint jederzeit alles verfügbar – die Welt ist uns – um mit Heidegger zu sprechen – als »Seiendes« im Modus umfassender »Zuhandheit« gegeben. Sie scheint sich uns gleichsam zu unserer persönlichen und beruflichen Selbstverwirklichung anzudienen. Zumutungen erfährt der Konsumbürger allenfalls dadurch, dass er zwischen verschiedenen Gütern die Qual der Wahl hat. Auf den – nichtregulierten – Einbruch des Fremden von außerhalb in diese hermetische Welt jedoch nicht vorbereitet. Der jähe Einbruch löst Ängste aus, erschüttert das Sicherheitsbedürfnis.

Wenn »das Fremde sich zeigt, indem es sich uns entzieht«, dann wirft es dadurch gleichzeitig die nicht (mehr vollständig) zu klärende Frage nach dem Eigenen auf: Wer bin ich? Was will ich eigentlich? Was ist richtig, was ist falsch? In einer offenen Gesellschaft kann (sollte!) grundsätzlich vieles infrage stehen – auch eigene Grundsätze und Überzeugungen, wenn diese durch bessere Argumente widerlegt werden. Aber es geht hier eben nicht mehr nur um Argumente, sondern auch um Gefühle und Reflexe. Das Fremde erscheint damit allein schon dadurch bedrohlich, weil es durch sein bloßes Erscheinen die Deutungslücken und

-risse im Gefüge des Eigenen sichtbar macht und uns damit in unserer Selbstwahrnehmung verunsichert – ja diese »frag-würdig« macht. Identitätsverlust scheint zu drohen.

Der Rechtspopulismus nimmt sich dieser in modernen Gesellschaften prinzipiell bestehenden Ängste und Deutungslücken an und versucht, diese zum eigenen Nutzen mit einfachen Rezepten und Sinnangeboten zu füllen. Er schafft also vermeintliche Gewissheiten, wo in einer offenen Gesellschaft eigentlich keine Gewissheit mehr bestehen kann. Und er schafft Sündenböcke für vermeintliche oder tatsächliche Missstände, auf die die Enttäuschten und Verunsicherten ihre Wut richten

können. Mit dieser Projektion wird das Fremde jedoch noch weiter entfremdet – zu einem gleichsam absolut Fremden, mit dem eine Verständigung am Ende gar nicht mehr möglich erscheint. Auf diesem Boden der Verunsicherung gedeiht dann – leider auch in offenen Gesellschaften – die Saat der Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt. ●



Der Autor

Dr. Olaf Kaltenborn, Jahrgang 1965, Diplomb-Journalist, ist seit 2006 Pressesprecher und Leiter der Abteilung PR und Kommunikation der Goethe-Universität. Von 2003 bis 2006 war er Pressesprecher und Mitglied der erweiterten Universitätsleitung der Privaten Universität Witten/Herdecke. Als Autor hat er viele Jahre für überregionale Medien gearbeitet, u. a. Süddeutsche Zeitung, Rheinischer Merkur, Deutscher Depeschendienst. Kaltenborn hat sich auf Basis der Philosophischen Phänomenologie in seiner Dissertation u. a. mit der Thematik »eigen« und »fremd« auseinandergesetzt (»Das Künstliche Leben – Grundlagen der Dritten Kultur«, Verlag Wilhelm Fink, München 2001).

kaltenborn@pww.uni-frankfurt.de

Wenn fremde Stimmen das Kommando übernehmen

Schizophrenie beruht auf gestörter Informationsverarbeitung im Gehirn

von Robert Bittner



Sie hören Stimmen, vermuten Botschaften in bedeutungslosen Ereignissen oder fühlen sich ferngesteuert: Die Symptome von Menschen mit einer schizophrenen Störung galten bisher als »uneinfühlbar«, da für Außenstehende nicht nachvollziehbar. Aktuelle neurowissenschaftliche Modelle helfen, die Verwechslung von »eigen« und »fremd« aufzuklären.

Schizophrene Psychosen zählen zu den häufigsten psychischen Erkrankungen. Sie manifestieren sich typischerweise in der Jugend oder im jungen Erwachsenenalter. Von allen psychischen Erkrankungen haben sie für die Betroffenen die gravierendsten psychosozialen Folgen. Weiterhin gehören sie zu den Erkrankungen mit den höchsten direkten und indirekten Behand-

lungskosten. Zu den Symptomen zählen Wahnideen, Halluzinationen, Ich-Störungen und formale Denkstörungen. Charakteristisch für die Vollaussprägung von Wahnideen und Halluzinationen im Rahmen akuter psychotischer Krankheitsepisoden ist, dass die Betroffenen diese Phänomene unbeirrbar für real halten. Begleitet werden diese sogenannten Positivsymptome von Negativsymp-

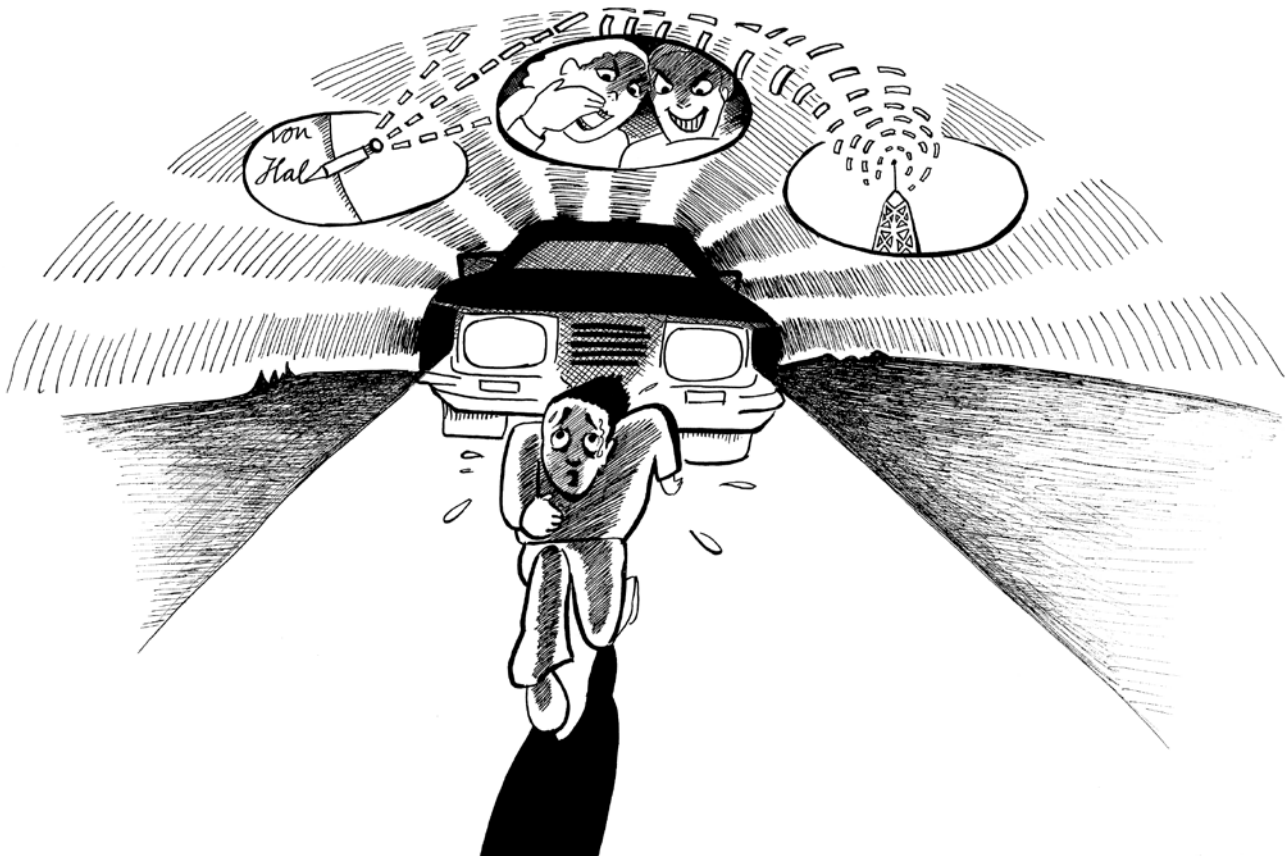
tomen. Dazu zählen beispielsweise Lust- und Freudlosigkeit, Antriebsminderung, sozialer Rückzug und Alogie, eine Wortkargheit, die sich auch in reduziertem Sprachinhalt äußern kann. Der Krankheitsverlauf ist in vielen Fällen durch wiederkehrende akute psychotische Episoden gekennzeichnet. Der ersten Episode geht in der Regel eine mehrjährige Prodromalphase voraus, in der zunächst nur unspezifische Vorläufersymptome in Form von depressiven Beschwerden, Negativsymptomen und einem Leistungsknick zu bemerken sind. Die Pathophysiologie schizophrener Psychosen ist bislang nur teilweise verstanden. Deswegen gibt es bislang lediglich Therapien, welche die Symptome lindern. Weiterhin trägt das unzureichende Verständnis der neurobiologischen Grundlagen mit dazu bei, dass die Stigmatisierung der Erkrankung noch immer weitverbreitet ist. Diese Stigmatisierung vergrößert zum einen das subjektive Leid der Betroffenen, stellt aber auch ein zusätzliches Hindernis für die Behandlung dar.

Zu starker Abbau von Synapsen

Die bisherige Forschung zeigt, dass schizophrene Psychosen im Kern durch Störungen der Informationsverarbeitung im Gehirn gekennzeichnet sind. [1] Neben genetischen Faktoren spielen auch Umweltfaktoren wie beispielsweise Drogenkonsum und psychosoziale Stressoren wie Gewalterfahrungen und Migration eine wichtige

Rolle. [2] Aktuelle Krankheitsmodelle sehen Störungen der Hirnentwicklung und Hirnreifung als einen wesentlichen pathophysiologischen Mechanismus an. Eine wichtige Rolle scheinen hierbei Störungen bei der Elimination nicht benötigter synaptischer Verbindungen zu spielen. Während der ersten Lebensdekade wird im Gehirn eine große Zahl synaptischer Verbindungen gebildet. Zu Beginn der zweiten Lebensdekade gehört es zur gesunden Reifung des Gehirns, dass insbesondere in der Hirnrinde (Kortex) Synapsen vermehrt abgebaut werden (synaptisches Pruning). Das ist für die Entwicklung motorischer und kognitiver Fähigkeiten von zentraler Bedeutung. Bei schizophrenen Psychosen scheint es zu einem überschießenden synaptischen Pruning zu kommen, wodurch auch eigentlich benötigte Synapsen eliminiert werden. [3]

Interessanterweise haben sich kürzlich Anhaltspunkte dafür ergeben, dass ein etabliertes Risikogen, welches für den Komplementfaktor C4 kodiert, an diesem pathophysiologischen Mechanismus beteiligt ist. Die Risikogenvarianten von C4 führen zur erhöhten synaptischen Expression dieses Proteins. Diese erhöht wiederum die Wahrscheinlichkeit eines synaptischen Prunings. [4] Damit wurde einer der bisher eindeutigsten Zusammenhänge zwischen einem genetischen Risikofaktor und der Pathophysiologie schizophrener Psychosen hergestellt.



Kognitive Defizite als frühe Symptome der Prodromalphase

Das exzessive synaptische Pruning trägt offenbar wesentlich dazu bei, dass die Verbindungen von Nervenzellen im Gehirn (zerebrale Konnektivität) und deren Kommunikation untereinander bei schizophrenen Psychosen grundlegend gestört sind. Das ist durch eine Vielzahl von Studien mit bildgebenden Verfahren und durch Post-mortem-Studien belegt. Aus diesem Grund werden schizophrene Psychosen auch als »Dyskonnektivitätssyndrom« angesehen.

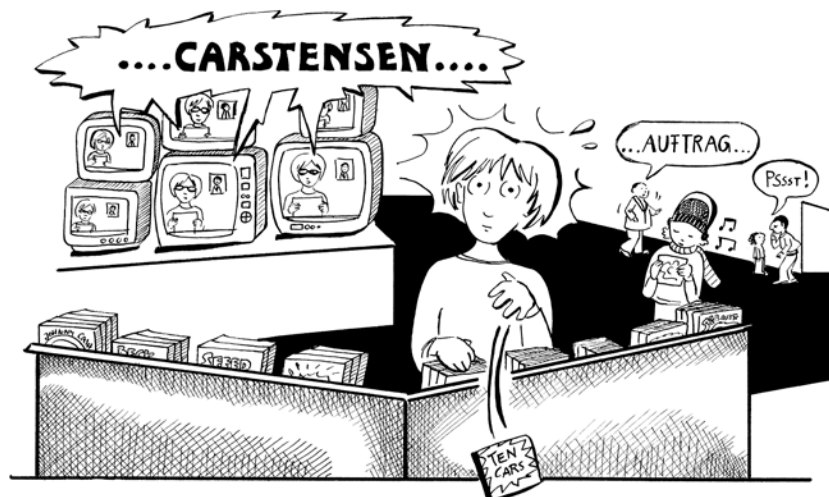
Infolge dieser Konnektivitätsstörung treten kognitive Defizite auf. Sie sind der grundlegendste Ausdruck der gestörten Informationsverarbeitung. Diese Defizite umfassen praktisch alle Domänen des Gedächtnisses, beispielsweise Arbeits- und Langzeitgedächtnis, Exekutivfunktionen, Sprache, Lernen und soziale kognitive Fähigkeiten. Zudem fällt es den Betroffenen schwer, grundlegende Sinneseindrücke richtig zu verarbeiten, was auch zu den Störungen höherer kognitiver Prozesse beitragen kann. Beispielsweise beeinträchtigt die gestörte Verarbeitung visueller Reize deren Speicherung im Arbeitsgedächtnis. Weil das Arbeitsgedächtnis eine zentrale Rolle für die kurzzeitige Speicherung und Manipulation von Informationen spielt, kann eine Fehlfunktion in diesem Bereich zu Sprach- und Lerndefiziten beitragen. Einer der Gründe für dieses Defizit scheint eine gestörte Interaktion zwischen präfrontalen und visuellen Arealen des Gehirns zu sein, die aus den Konnektivitätsstörungen folgen. [5]

Die kognitiven Defizite manifestieren sich in der Regel bereits während der Vorläuferphase. Bis zur ersten Krankheitsepisode mit dem Auftreten eindeutiger Positivsymptome erreichen sie ein funktionell relevantes Ausmaß, das sich in kognitiven Tests in einer Größenordnung von 1-1,5 Standardabweichungen bemerkbar macht.

Die kognitiven Störungen tragen entscheidend zu den bei vielen Betroffenen langfristig bestehenden psychosozialen Beeinträchtigungen bei. Deshalb ist die Verbesserung der kognitiven Fähigkeiten für die Rehabilitation und die langfristige Prognose der Betroffenen besonders wichtig. Bislang beschränken sich die Behandlungsmöglichkeiten jedoch weitgehend darauf, kognitive Fähigkeiten gezielt und praxisorientiert zu trainieren. Pharmaka mit klinisch relevanten prokognitiven Eigenschaften fehlen bislang.

Fehlregulierte Dopamin-Ausschüttung verändert Bedeutung von Informationen

Erst gegen Ende der Prodromalphase treten die Positivsymptome der Erkrankung zunehmend in den Vordergrund. In der klassischen Psycho-



pathologie wurden die Positivsymptome schizophrener Psychosen als »uneinfühlbar« bezeichnet, das heißt, sie wurden als für Außenstehende in ihrer Entstehung und subjektiven Qualität nicht nachvollziehbar angesehen. Erst durch aktuelle neurowissenschaftliche Erklärungsmodelle hat sich dies gewandelt.

Zu den am besten belegten Befunden gehört eine Dysregulation des dopaminergen Systems. Über Nervenbahnen, die über den Neurotransmitter Dopamin kommunizieren, ist es mit dem ventralen Striatum verbunden (dopaminerge Projektion). Das ventrale Striatum ist ein Areal im Mittelhirn, das vermutlich auch eine Rolle

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Bei Menschen mit schizophrenen Psychosen werden vermutlich während der Jugend zu viele Nervenverbindungen abgebaut. Das führt neben anderen Krankheitsprozessen zu kognitiven Störungen, erklärt aber auch die psychotischen Symptome.
- Um zwischen inneren und äußeren Signalen unterscheiden zu können, verständigen sich Gehirnareale mithilfe von »Efferenzkopien«. Werden diese fehlerhaft weitergeleitet, treten Symptome wie Stimmenhören oder Fremdbeeinflussungserleben auf.
- Dass äußere Reize in ihrer Bedeutung überbewertet werden, liegt an einer übermäßigen Ausschüttung von Dopamin. Sie kann medikamentös behandelt werden.

Literatur

- 1 Kahn, R.S. and R.S. Keefe, Schizophrenia is a cognitive illness: time for a change in focus, *JAMA Psychiatry*, 2013, 70(10): p. 1107-12.
- 2 Howes, O.D. and R.M. Murray, Schizophrenia: an integrated sociodevelopmental-cognitive model, *Lancet*, 2014, 383(9929): p. 1677-87.
- 3 Paus, T., M. Keshavan, and J.N. Giedd, Why do many psychiatric disorders emerge during adolescence? *Nat Rev Neurosci*, 2008, 9(12): p. 947-57.
- 4 Sekar, A., et al., Schizophrenia risk from complex variation of complement component 4. *Nature*, 2016, 530(7589): p. 177-83.
- 5 Bittner, R.A., et al., The When and Where of Working Memory Dysfunction in Early-Onset Schizophrenia – A Functional Magnetic Resonance Imaging Study, *Cereb Cortex*, 2015, 25(9): p. 2494-506.
- 6 Fletcher, P.C. and C.D. Frith, Perceiving is believing: a Bayesian approach to explaining the positive symptoms of schizophrenia, *Nat Rev Neurosci*, 2009, 10(1): p. 48-58.
- 7 Kapur, S., Psychosis as a state of aberrant salience: a framework linking biology, phenomenology, and pharmacology in schizophrenia, *Am J Psychiatry*, 2003, 160(1): p. 13-23.
- 8 Grace, A.A., Dysregulation of the dopamine system in the pathophysiology of schizophrenia and depression, *Nat Rev Neurosci*, 2016, 17(8): p. 524-32.
- 9 Ford, J.M., et al., Neurophysiological evidence of corollary discharge dysfunction in schizophrenia, *Am J Psychiatry*, 2001, 158(12): p. 2069-71.
- 10 Ford, J.M., et al., Out-of-synch and out-of-sorts: dysfunction of motor-sensory communication in schizophrenia, *Biol Psychiatry*, 2008, 63(8): p. 736-43.

bei der Entstehung von Emotionen und Suchtverhalten spielt. Eine gestörte Verbindung in das ventrale Striatum wird als zentrale pathophysiologische Endstrecke schizophrener Psychosen angesehen, die auch durch psychosoziale Risikofaktoren wie beispielsweise Gewalterfahrungen beeinflusst wird. [2]

Die dopaminergen Projektionen sind essenziell für die Bewertung von Ereignissen und Informationen. Nehmen die Feuerraten dopaminergener Neurone zu, beispielsweise nach einem sensorischen Reiz, signalisiert dies dem Gehirn, dass seine Vorhersagen über die Relevanz des Reizes nicht richtig sind. Wenn wir beispielsweise sehen, dass ein vermeintlich zusammengebrochenes Seil sich plötzlich zischend auf uns zubewegt, lenken wir erneut unsere Aufmerksamkeit darauf, um das Gesehene neu bewerten zu können und es als Schlange zu erkennen. Dies ist subjektiv mit dem Eindruck der Neuheit verbunden, was in der Literatur auch als veränderte Salienz bezeichnet wird. Dadurch wird ein Objekt oder eine Person aus ihrem Kontext hervorgehoben und damit stärker in unser Bewusstsein gebracht.

Bei schizophrenen Psychosen ist dieser grundlegende kognitive Mechanismus aufgrund einer erhöhten und fehlgesteuerten Ausschüttung von Dopamin im ventralen Striatum gestört. Die Folge hiervon ist, dass die Betroffenen auch bei bekannten oder irrelevanten Reizen den Eindruck haben, dass diese für sie von besonderer Bedeutung sind.

Beziehungsideen sind ein typisches Wahnsymptom, bei dem die Betroffenen vollkommen alltägliche und für sie eigentlich bedeutungslose Ereignisse auf sich beziehen. Beispielsweise haben sie den Eindruck, fremde Leute, denen sie auf der Straße begegnen, sähen sie seltsam oder bedeutungsvoll an beziehungsweise redeten untereinander über sie, als wüssten sie Dinge aus ihrem Privatleben. Ähnliches gilt auch für das Phänomen der Wahnwahrnehmung, bei dem beispielsweise der subjektive Eindruck entsteht, dass durch Schilder oder Plakate persönliche Botschaften übermittelt werden. Diese Wahnsymptome sind somit im Kern kognitive Erklärungsversuche der Betroffenen als Reaktion auf ihr verändertes Salienzempfinden. [7]

Durch die symptomatische Behandlung mit antidopaminerg wirkenden Antipsychotika lässt sich diese dopaminerge Dysfunktion zumindest weitgehend normalisieren. Daraufhin nehmen auch die psychotischen Symptome ab. Wesentliche Ursache der dopaminergen Dysregulation scheint aber eine Entkoppelung von vorgeschalteten neokortikalen und limbischen Regulationsschaltkreisen zu sein, die durch das Dyskonnektionssyndrom verursacht sind. [8]

Die Pathophysiologie der Schizophrenie



Warum das Gehirn Eigenes für fremd hält

Das Dyskonnektionssyndrom scheint auch den neurophysiologischen Mechanismus der Efferenzkopien zu stören. Efferente Signale sind solche, die vom Gehirn an ausführende Organe geschickt werden. Wenn beispielsweise in motorischen Gehirnarealen efferente motorische Signale erzeugt und an die Muskeln gesendet werden, erhalten auch somatosensorische Areale eine Kopie des Signals. Diese Areale verarbeiten eingehende (afferente) Signale von der Haut oder den Muskeln. Mithilfe der Efferenzkopie können u. a. die afferenten somatosensorischen Signale vorhergesagt werden, die sich beispielsweise durch eine Bewegung von Körperteilen ergeben. Hierdurch weiß das Gehirn auch, dass es die Bewegung selbst initiiert hat. Efferenzkopien scheinen ein grundlegendes Prinzip der Signalverarbeitung im Gehirn zu sein, das auch bei der Erzeugung und Verarbeitung von Gedanken und innerer Sprache eine Rolle spielt. [6]

Ein charakteristisches Symptom schizophrener Psychosen sind akustische Halluzinationen in Form von Stimmenhören. Dabei haben die Betroffenen subjektiv den Eindruck, eine oder mehrere Stimmen zu hören. Typische Formen des Stimmenhörens sind kommentierende, dialogisierende und imperative Stimmen.

Funktionell bildgebende Untersuchungen haben während des Stimmenhörens eine Aktivierung des primären akustischen Kortex gezeigt, einer Hirnregion, die bevorzugt durch externe Sinnesreize aktiviert wird. Dieser Befund könnte erklären, warum die Betroffenen die Stimmen als real und von außen kommend wahrnehmen.

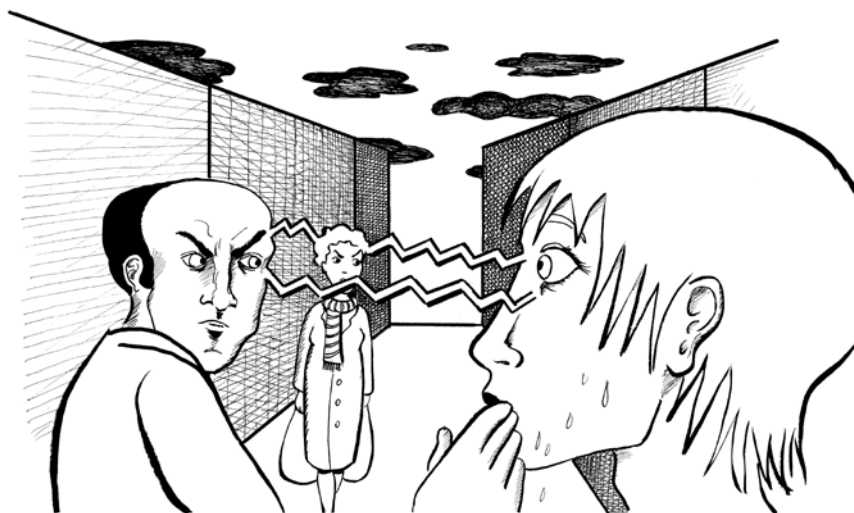
Die Generierung innerer Sprache erfolgt im Wesentlichen durch die gleichen motorischen Sprachareale, die auch an der Generierung gesprochener Sprache beteiligt sind. Dieser Prozess umfasst die Entstehung einer Efferenzkopie, die dem primären akustischen Kortex den internen Ursprung innerer Sprache signalisiert. Die fehlerhafte Weiterleitung und Verarbeitung dieser Efferenzkopie an den primären akustischen Kortex bei schizophrenen Psychosen durch eine Konnektivitätsstörung der beteiligten Gehirnregionen könnte eine Fehlattri-bution intern generierter Sprache als externe Stimmen zur Folge haben. In ersten Studien konnte ein solcher Zusammenhang zwischen Störungen von Efferenzkopien und akustischen Halluzinationen gezeigt werden. [10]

Analog hierzu könnte auch erklärt werden, wie das Erleben von Fremdbeeinflussung zustande kommt. Die Betroffenen haben den Eindruck, dass sie ihre eigenen Handlungen bzw. Gedanken nicht mehr selbst kontrollieren können, sie fühlen sich von außen »ferngesteuert«. Eine gestörte Übermittlung der Efferenzkopien von intern generierten motorischen Signalen sowie von Gedanken an sensorische Areale könnte zur Folge haben, dass Handlungen und Gedanken einer externen Ursache zugeordnet werden. [10] So ließe sich auch das Symptom der »Gedankeneingebung« erklären, bei der die Betroffenen den subjektiven Eindruck haben, ihnen würden von außen fremde Gedanken eingegeben werden.

Kranken und Angehörigen helfen – Stigmatisierung aufheben

Diese Beispiele sollen verdeutlichen, dass mit dem Erklärungsmodell einer Informationsverarbeitungsstörung aufgrund des Dyskonnektivitätssyndroms nicht nur die kognitiven Defizite, sondern zunehmend auch die primär fremdartig oder bizarr anmutenden psychotischen Symptome erklärt werden können. Neben seiner Bedeutung für die Erforschung der Neurobiologie schizophrener Psychosen und die Entwicklung neuer Therapien ist dieses Modell auch wertvoll, um den Betroffenen die Ursache ihrer Erkrankung erklären zu können. Schwer erkrankte negieren zwar den Krankheitswert ihrer psychotischen Symptome, sind sich in vielen Fällen aber dennoch ihrer kognitiven Defizite bewusst. Indem man ihnen diese Defizite als Folge der Konnektivitätsstörung erklärt, kann man erfahrungsgemäß am besten ein Krankheitsverständnis aufbauen.

Dies gilt auch für den Umgang mit den Angehörigen, bei denen in der Regel eine große Unsicherheit im Umgang mit den Erkrankten und ein großer Informationsbedarf herrschen. Indem die Angehörigen einbezogen und deren



Ressourcen und Kompetenzen gestärkt werden, erhalten die Betroffenen wichtige Unterstützung, was längerfristig zu einem günstigeren Krankheitsverlauf führt. Da durch dieses Modell auch der Öffentlichkeit ein klareres Bild schizophrener Psychosen als Störungen elementarer neurobiologischer und kognitiver Prozesse vermittelt wird, sollte dies auch der schädlichen Stigmatisierung der Erkrankung entgegenwirken. ●



Der Autor

Dr. Robert Bittner, Jahrgang 1976, studierte Humanmedizin an der Goethe-Universität. Er ist Oberarzt der Schizophrenie-Schwerpunktstation an der Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie der Universitätsklinik Frankfurt. Sein Forschungsschwerpunkt sind die neurophysiologischen Grundlagen schizophrener Psychosen. Er ist assoziierter Wissenschaftler am Max-Planck-Institut für Hirnforschung und am Ernst Strüngmann Institut (ESI) für Neurowissenschaften in Frankfurt.

robert.bittner@kgu.de



ZEITLÄUFTE

Germania, Philipp Veit (1793–1877), 1848, Germanisches Museum Nürnberg, Inv.Nr. Gm 608. Diese Germania schmückte die Paulskirche über dem Sitz des Präsidenten bei der deutschen Nationalversammlung 1848. Nach Auflösung des Deutschen Bunds 1867 kam Veits Darstellung als »historische Reliquie« in den Fundus des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg.

»Der deutsche Ursprung liegt im Fremden«

Warum die Germanen keine Deutschen waren – und wie wissbegierige Barbaren in ihr nationales Dasein schlitterten

Die Deutschen traten »sich selbst immer ein wenig fremd gegenüber«, schreibt der Frankfurter Mittelalter-Historiker Johannes Fried in seinem Buch »Die Anfänge der Deutschen«, das deren »ethnische Taufe« vom späten 8. bis zum 12. Jahrhundert in den Blick nimmt. Das viel beachtete Werk, das nach 20 Jahren in einer überarbeiteten Neuausgabe vorliegt, lässt sich mittlerweile auch als Kommentar zur aktuellen Diskussion um eine angebliche Bedrohung »eigener« Werte lesen. Bernd Frye sprach mit Prof. Dr. Johannes Fried über ein Volk, das seinerseits aus fremden Elementen und Einwanderungsprozessen erwachsen ist.

Frye: Herr Professor Fried, Sie verfolgen die »Anfänge der Deutschen« in Ihrem gleichnamigen Buch bis in das frühe Mittelalter. Ihr Blick reicht aber auch viel weiter zurück. Die Römer, so schreiben Sie, verzichteten im Jahr 16 »nach schweren Rückschlägen für immer auf die Eroberung Germaniens«. Das war vor 2000 Jahren. Haben wir da ein Jubiläum verschwitz?

Fried: Wir haben kein Jubiläum verschwitz, sondern allenfalls ein trauriges Ereignis zu beklagen. Denn die Römer brachten Hochzivilisation, die in diesen Regionen – es geht hier vor allem um das Land zwischen Rhein und Elbe – noch nicht vorhanden war. Die Römer haben diesen Raum aufgegeben, ihn nicht mehr für ihre eigene Zivilisation

fruchtbar werden lassen. Das ist für die künftige deutsche Geschichte von großer Bedeutung. Dieser Nachteil hat sich für uns bis in die Gegenwart bemerkbar

»Wir haben kein Jubiläum verschwitz...«

gemacht. Der kulturelle Einschnitt ist natürlich im frühen Mittelalter und im Mittelalter überhaupt besonders stark. Die Hochzivilisation bedurfte des Lateins als der *lingua franca* dieser Welt, als der Wissenschaftssprache dieser Welt; ohne Latein hätten sie damals nichts erreichen können.

Frye: Trotzdem scheint sich die Vorstellung einer direkten und auch ruhmreichen Linie von den »alten Germanen« zu den heutigen Deutschen hartnäckig zu halten. »Die Geburt der Deutschen« hieß etwa eine Titelgeschichte im »Spiegel« anlässlich des 2000. Jahrestages der sogenannten Varusschlacht, in der Arminius, auch Hermann genannt, im Jahr 9 den Römern eine empfindliche Niederlage beigebracht hat.

Fried: Ja, die von Ihnen angesprochene Vorstellung hält sich leider hartnäckig. Und das ist falsch. Kein Selbstverständnis dieser Völkerschaften bezieht sich damals auf diese Germanen. Sie sind Franken, sie sind Sachsen, sie sind Bayern, sie sind Thüringer. Sie können auch viele

kleinere Völkerschaften sein, die ihr eigenes Volksbewusstsein und Selbstverständnis hatten. Sie sprachen zwar verwandte Sprachen, aber sind deswegen noch lange kein gemeinsames Volk gewesen. Der Name »Germanen« kommt – so ironisch das klingen mag – vermutlich von einem kleinen keltischen Stamm, der in der Caesar-Zeit im Bereich des heutigen südlichen Belgiens gelebt hat. Die Römer haben diesen Namen dann auch für die Völker rechts des Rheins verwendet.

Frye: Sie schreiben, dass sich das »Heimat-Gefühl« lediglich auf »den eigenen Stamm und seine Provinz« bezog. Warum waren die Menschen so weit entfernt davon, »auch nur die geringste Spur von Nationalbewusstsein aufzuweisen«?

Fried: Ich gebe nur ein Beispiel: Wir haben im 9. Jahrhundert einen berühmten Dichter, der heißt Gottschalk und ist ein sächsischer Grafensohn, der auf Lateinisch schreibt. Ihn verschlägt es in verschiedene Städte und Regionen, unter anderem ins Kloster Orbais in der heutigen Champagne, weshalb ihn die Franzosen »Gottschalk von Orbais« nennen; bei den Deutschen heißt er »Gottschalk der Sachse«. Und dieser Gottschalk schreibt sinngemäß in einem Gedicht: »Ich war in Fulda im Ausland, und ich war auf der Reichenau in der Fremde.« Diese Leute haben ein Selbstbewusstsein, das sich auf ihr eigenes Volk bezieht – nicht auf die Gesamtheit der Völker, die Karl der Große zu einem politischen Verband zusammengeschlossen hat, und auch nicht auf die Völkerschaften, die dann im frühen Deutschen Reich zusammengewürfelt sind. Sie sind jeweils Fremde im anderen Teil. Sie mögen einander auch nicht unbedingt, es gibt Streitigkeiten zwischen diesen Völkerschaften.

Frye: Trotzdem sind sie alle »deutsch«, eine Bezeichnung, die sich über die Jahrhunderte durchsetzt. Woher stammt dieser Begriff?

Fried: Das ist eine ganz eigentümliche, vertrackte Konstellation. Denn »deutsch« ist ein Adjektiv zu dem untergegangenen althochdeutschen Wort »theod«. Und dieses Nomen bedeutet »Volk«. Dieses »deutsch« in der althochdeutschen Version »theodisk« bedeutet also eigentlich

»zum Volk gehörig«. Der erste Beleg für »theodisk« stammt aus dem 8. Jahrhundert. Dort meint das Adjektiv »in der Sprache des Volkes«, also nicht auf Latein. »Theodisk« – oder auch »diutisk« – bleibt im Folgenden immer eng mit der Sprache verbunden.

Frye: Der Name der »Deutschen« für das werdende Volk ist ja dann erstaunlicherweise eine Art »Re-Import« aus Italien, um mit heutigen Begriffen zu sprechen. Wie kam es denn dazu?

»Ihren Namen empfangen die Deutschen in der Tat in Italien.«

Fried: Ihren Namen empfangen die Deutschen in der Tat in Italien. Er wurde von dort übernommen und setzte sich auch hierzulande durch, weil es keinen besseren gab. Ich kürze es ab: Nach der Spaltung des Frankenreiches, beginnend mit Otto dem Großen, ziehen ab Mitte des 10. Jahrhunderts regelmäßig Heere über die Alpen nach Rom. Sie bestehen aus fränkischen, schwäbischen oder bayrischen Gruppen, auch Slawen sind dabei. Und da wollen die Italiener wissen: »Ihr redet so komisch, was redet ihr denn da?« Und da kriegen sie zur Antwort: »Wir reden in der Sprache unseres Volkes, »theodisk.« Das greifen die Italiener auf – und sie sind ja auch eintausend Jahre später dageblieben. Die Italiener nennen uns immer noch »i tedeschi«. Das ist dasselbe Wort wie »theodisci«, ein neulateinisches Wort als Nomen, »theodiscus« im Singular, »theodisci« im Plural, mit ganz geringen Verschleifungen, wie sie dem italienischen Sprachgefühl entsprechen. Und das muss man sich mal ganz klarmachen: Unser Volksname, unser Volksbewusstsein kommt aus der Fremde!

Frye: Ich zitiere aus Ihrem Buch: »Als Heer in Italien erlebten und begriffen sich die deutschen Völker erstmals als Deutsche, beschworen den Frieden untereinander und vereinten sich in der Gebetsgemeinschaft.« – Und das, obwohl sie sich ein paar Wochen vorher noch fremd oder gar feindselig gegenübertraten ...

Fried: ... und ein paar Wochen danach auch wieder. Sie verstehen sich nur in Italien als einheitliche Gruppe und bringen von dort diesen Einheitsnamen mit. Aber sobald sie zu Hause sind, bleiben sie die Bayern und die Franken und die Sachsen. Sie haben ihre eigene Heimat, ihre eigene politische Elite und vor allen Dingen ihr eigenes Recht, bei den Sachsen der »Sachsenspiegel«. Ein deutsches nationales Recht entsteht erstmals 1899.

Frye: Ihrer Analyse nach waren die Deutschen einerseits »stolz auf ihr Eigensein und damit auf ihr Barbarentum«, litten aber andererseits unter ihrem »urtümlichen Fremdsein« und wollten das durch die »Aneignung des Fremden« kompensieren. Ist das, was heute vermeintlich deutsch ist, inklusive der »deutschen Werte«, ein Resultat von Nachahmung und Imitation?

»Ich muss entschieden bestreiten, dass es die ›deutschen Werte‹ überhaupt gibt!«

Fried: Bleiben wir zunächst bei den »deutschen Werten«. Ich muss entschieden bestreiten, dass es diese überhaupt gibt! Es gibt viele Werte, die auch bei den Deutschen zu Hause sind. Aber es gibt keine deutschen Werte. Nennen Sie mir irgendeinen Wert, und ich kann Ihnen zeigen, woher er kommt. Er kommt aus der Antike, aus dem Christentum. Die Römer, die Griechen, die Ägypter, die Juden, die Babylonier haben entsprechende Werte.

Frye: Die Geschichte der Deutschen ist also auch eine Geschichte des Kulturgefälles und des Wissenstransfers – wobei sich unsere Vorfahren bei der Aneignung des Fremden als sehr wissbegierig erwiesen.

Fried: Ja, das mussten sie auch. Wenn sie überhaupt etwas von der Hochzivilisation verstehen wollten, mussten sie sich dieser Hochzivilisation anschließen. Anders geht das nicht. Das fängt mit dem Latein an. Karl der Große sagt: »Ihr müsst gut Latein können. Ihr Mönche hier aus Fulda habt mir fehlerhafte



Germania, Philipp Veit (1793–1877), 1834, Vaduz, Stiftung Ratjen, Inv.Nr. D 158. In diesem Aquarell von Veit, dem damaligen Direktor des Frankfurter Städel, verkörpert die Germania die Sehnsucht nach einem geeinten Deutschland: im Kaiserornat mit Reichsannalen, Reichsschwert und Reichsschild – und zu Füßen die ottonische Krone.

Briefe geschrieben, das mag ich nicht, lernt mal besser Latein.« Und Jahrzehnte später kann man hervorragend Latein, und im 12. Jahrhundert spricht man das Latein fließend. Die Sprache führt zur Moral, zur Philosophie, zur Theologie. Augustinus zum Beispiel schreibt nur lateinisch, die ganze Morallehre ist lateinisch. Da wird nachgeahmt, adaptiert, versucht, es für die eigene Welt fruchtbar werden zu lassen. Und das Gleiche gilt für die philosophi-

schen Begriffe, die kommen durch die Bank aus dem Latein.

Frye: Wann wurden sich die Deutschen denn ihrer selbst bewusst, nachdem sie, wie Sie es ausdrücken, in ihr nationales Dasein »geschlittert« sind, »ohne es zu merken und ohne es zu erstreben«?

Fried: Man wollte nicht »deutsch« werden, sondern ist es durch die Umstände

geworden, es hat sich so ergeben. Aber wann sich die Deutschen dann zum ersten Mal als Deutsche gefühlt haben, ist nicht leicht zu sagen. Eine gewisse emotionale Färbung finden Sie um 1200 bei Walther von der Vogelweide, wenn er beispielsweise von »uns Duitschen« spricht, die dem Papst in Rom zu viel Geld bezahlen müssten und dergestalt von ihm »geärgert und gepfändet« würden. Aber das ist kein richtiges Nationalbewusstsein – und das gibt es auch in der Folgezeit noch nicht. Schauen wir auf den Dichter Oswald von Wolkenstein, Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Der reist durch ganz Europa, spricht nie von Deutschen, nie von Deutschland! Er kennt Aragon, Österreich und Italien, er kennt die Franken und die Alemannen, und er kennt Nürnberg und auch meine Wohnstadt Heidelberg. Aber von den Deutschen spricht er nie. Das heißt also, die Deutschen sind für die Deutschen nichts, sie sind gar nicht da. Und dann kommt dieser Einschlag mit Tacitus, die Rezeption seiner »Germania« im 15. Jahrhundert durch die Humanisten. Und die verstehen das Bild von den Germanen, das Tacitus entworfen hat, als etwas, das man auf sich selbst anwenden kann. Jetzt hat man etwas, und jetzt ist man sogar mehr als die Italiener. Tacitus zeigt, wie vorbildlich wir sind!

Frye: Die damals wiederentdeckte Schrift des römischen Historikers Tacitus stammt wahrscheinlich aus dem 1. Jahrhundert. Eine Hauptthese besagt, dass die Germanen eine Art Urvolk sind: Sie siedelten schon immer in diesem Gebiet, und die einzelnen Völkerschaften haben einen gemeinsamen Stammvater. Warum hat das so eingeschlagen?

»Diese Völker, die Franken, die Bayern, die Alemannen, die hatten alle ihre eigenen Traditionen und Mythen.«

Fried: Weil die Deutschen davor keine nationale Geschichte hatten. Es gibt keine deutsche nationale Volkssage vor der Wiederentdeckung der taciteischen »Germania«. Deshalb schreibt Jacob Grimm auch noch im 19. Jahrhundert:



Deutschland – August 1914, Friedrich August von Kaulbach (1850–1920), Deutsches Historisches Museum, Berlin, Inv.Nr 1988/82. Die aggressive Germania, die sich starr und unerschrocken gegen den Feind stellt, hat Kaulbach gleich nach Beginn des Ersten Weltkriegs gemalt. Sie scheint durchdrungen vom imperialistischen Streben der Wilhelmschen Ära – und damit geradezu ein Zerrbild des Veit'schen Germania von 1848 (siehe Seite 38).

»Durch eines Römers unsterbliche schrift war ein morgenroth in die geschichte Deutschlands gestellt worden.« Diese Völker, die Franken, die Bayern, die Alemannen, die hatten alle ihre eigenen Traditionen und Mythen – und, das ist das Interessante, die sahen sich alle als Einwanderer. Die Franken hielten sich für Enkel der Trojaner, und die Schwaben kamen einst in großer Zahl übers Meer gefahren. Bei den Bayern gibt es verschiedene Abstammungssagen; sie kamen aus dem heutigen Armenien oder aus Sibirien. Alle kommen irgendwo aus der Fremde. Und dann liest man bei die-

sem Tacitus: Die Germanen sind ursässig, landgeboren, die wohnen seit jeher hier. Jetzt gilt als gewiss: Germanisch ist deutsch, allenfalls eine ältere Variante desselben. Und das bedeutet dann natürlich einen Schub für Nationalisierungs-Phänomene. Tacitus wird pausenlos gelesen, die deutschen Humanisten schreiben Kommentare, 1500 erscheint die erste Germania-Edition in Deutschland. Und das zieht sich dann bis ins 19. Jahrhundert. Sie können das wunderbar sehen, wenn Sie die Standesamtsregister anschauen, wie viele Thusneldas es dann gibt. Das ist einer der beliebtesten und

politisch besetztesten Mädchennamen, die man im 19. Jahrhundert verteilt.

Frye: Thusnelda war laut Tacitus die Gemahlin des Arminius.

Fried: Richtig, und dieser soll sie zuvor – mit ihrem Einverständnis – entführt haben. Ihr Vater galt als römischerfreundlich.

Frye: Tacitus hat für seine »Germania« wahrscheinlich Versatzstücke einzelner Volkssagen verwendet. Aber wie kommt er dazu, die Germanen auch noch als sittliche Vorbilder zu loben?

Fried: Er schreibt eine moralische Schrift. Er hält seinen Römern den Spiegel vor: »Ihr seid doch moralisch runtergekommen, schaut euch diese Germanen an. Die können zwar saufen und ihre Freiheit verspielen, aber ansonsten sind sie ein ganz tapferes und aufrechtes Volk.«

Frye: Ihr Buch »Die Anfänge der Deutschen« erschien im September 2015 in einer Neuauflage – eigentlich, so war's geplant, passend zu 25 Jahren deutscher Einheit. Doch dann wurde es auch gleich als Kommentar zur Flüchtlingsdebatte herangezogen. Sie waren und sind ein gefragter Interviewpartner, wobei Ihre Thesen weitestgehend Zuspruch finden. Es gab aber auch andere Stimmen – einige anonym im Internet –, da gehörten die Vorwürfe, Sie seien »antideutsch« und hätten die deutsche Geschichte »neu erfunden«, noch zu den gemäßigteren Aussagen. Was halten Sie davon?

Fried: Ich habe derartige Diskussionen und den politischen Hintergrund zum Anlass genommen, gründlich nachzudenken über das, was deutsche Dichter und Denker über die Deutschen sagen. Dann bin ich nicht bei den Historikern, sondern bei den Dichtern und Denkern, das ist nochmal eine Klasse höher. Ich verweise Sie jetzt auf zwei Autoren. Goethe sagt: »Wir Deutsche sind von gestern.« Und Nietzsche toppt das Ganze: »Die Deutschen sind von vorgestern und Übermorgen, sie haben kein heute.« Trotzdem schwärmen diese Leute, beispielsweise aus der AfD, vom »Volk der Dichter und Denker«. Nur gelesen haben sie sie wohl nicht. Und was ist mit Lessings »Nathan der Weise« und dessen Plädoyer für Toleranz? Wer hat's denn gelesen?



ZUR PERSON

Prof. Dr. Dr. h.c. Johannes Fried, 74, ist emeritierter Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Goethe-Universität. Er zeichnet ein Bild des Mittelalters, das – im Gegensatz zur weitverbreiteten Vorstellung – wenig zu tun hat mit »dunkel« und »finster«.

Vor drei Jahren erschien seine viel beachtete Biografie zu Karl dem Großen, in diesem Jahr wurde ebenfalls im Beck Verlag sein Buch »Dies irae. Eine Geschichte des Weltuntergangs« veröffentlicht, in dem er die Vorstellungen der Menschen über die Apokalypse seit der Antike nachzeichnet.

Der Mediävist ist Mitglied von zwei nationalen und zwei internationalen Akademien. Er erhielt in den vergangenen Jahren vielfältige Auszeichnungen für seine wissenschaftlichen Arbeiten – erst 2015 die Carl Friedrich Gauß-Medaille der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

fried@em.uni-frankfurt.de

Frye: Würden Sie, mit Blick und Bezug auf die aktuellen Geschehnisse und Diskussionen, bei einer neuerlichen Überarbeitung Ihres Buches entsprechende Modifikationen oder Pointierungen vornehmen?

Fried: Das Einleitungs- und Schlusskapitel zur Frage »Was ist deutsch?« würde ich vielleicht etwas schärfer prononcieren, aber nicht wesentlich anders im Tenor. Das Bemerkenswerte ist, dass diese Kapitel vor 20 Jahren überhaupt nicht gewirkt haben. Und daran habe ich wiederum festgestellt, dass Texte ihre Zeit haben. Sie können nicht einfach sagen: »Ich schreib' das jetzt für heute.« Sondern Sie schreiben es so, wie Sie es können, und wenn Sie Glück haben, kommt das an, und wenn Sie Pech haben, kommt es erst in 100 Jahren an.

Frye: Welche Schärfungen würden Sie vornehmen?

»Wir sind also alle Einwanderer – wenn Sie es so wollen – aus der Türkei, aus dem Irak, aus Syrien.«

Fried: Dass die Deutschen nie ein einheitliches Volk waren, es erst im 19. Jahrhundert – wenn überhaupt – geworden sind. Hinzu kommt: Viele der Völkerschaften, aus denen wir im Mittelalter zusammengewachsen sind oder die in einem Reich zusammengeschnitten wurden, sind heute eigenständige Nationen. Nehmen Sie nur die Holländer, die bei den Engländern immer noch »the Dutch«, »die Deutschen« heißen. Und in gewisser Hinsicht passend zu den frühen Abstammungssagen, wonach ja alle Stämme jeweils aus der Fremde kamen, würde ich betonen, dass eigentlich alle Völker Einwanderer sind. Ich habe unlängst einen entsprechenden Vortrag gehört von Johannes Krause, Professor für Archäo- und Paläogenetik und Direktor am Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena. Sie können genetisch feststellen, woher die Bevölkerung stammt. Die ersten Hinweise auf Bauernkulturen gibt es im vorderen Orient. Und so etwa vor siebeneinhalbtausend Jahren kommen bäuerliche Siedler hierher und besetzen die ersten Siedelgebiete, wo man Getreide pflanzen und Tiere züchten kann. Wir sind also alle Einwanderer – wenn Sie es so wollen – aus der Türkei, aus dem Irak, aus Syrien. Da kommen wir her. Das würde ich vielleicht heute prononcierter im Schlusskapitel ansprechen.

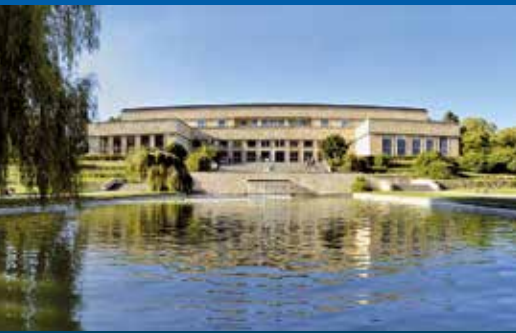


Der Interviewer

Bernd Frye, 52, arbeitet im Hauptberuf als Pressereferent am Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen« an der Goethe-Universität und als freier Autor regelmäßig auch für »Forschung Frankfurt«.

bernd.frye@em.uni-frankfurt.de

Raum...



Campus Westend
beeindruckend



Campus Bockenheimer
traditionell



Campus Riedberg
modern

... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,
die Ihnen etwas anderes als
Hotels, Kongress-Center und
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter www.campuslocation-frankfurt.de. Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.

»Grimmige blaue Augen und große Körper«

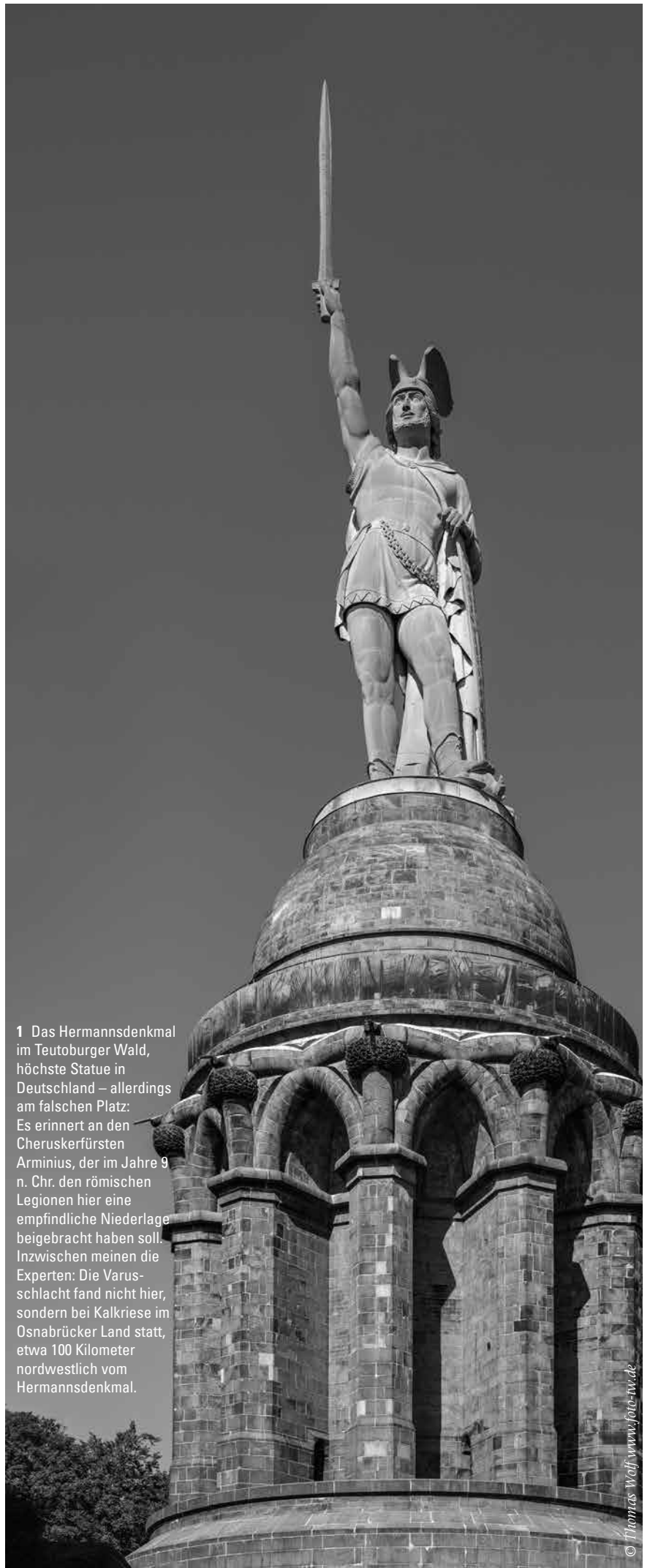
Die antiken Germanen
aus der Sicht des römischen
Historikers Tacitus

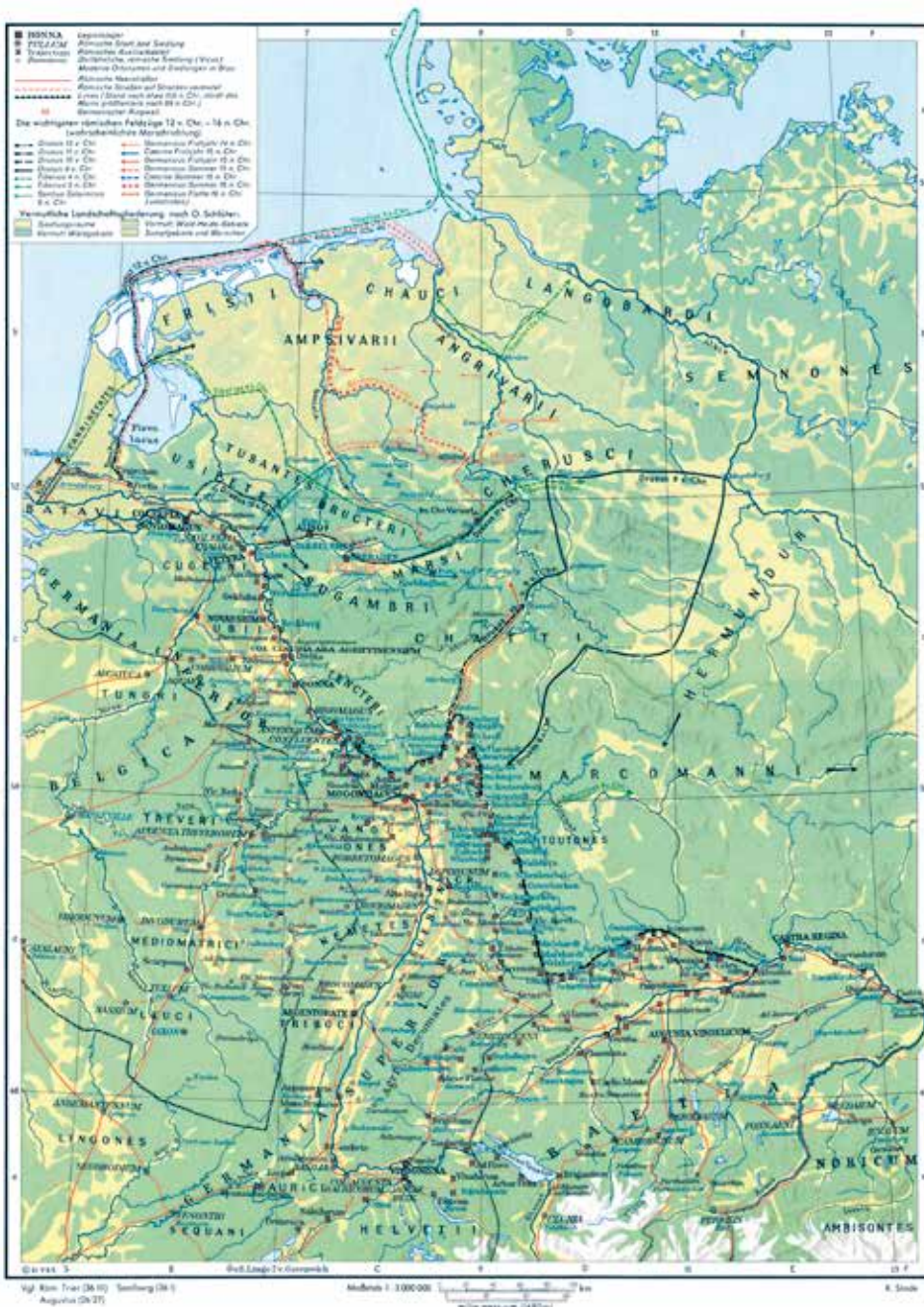
von Thomas Paulsen

Auf nur 25 Seiten schuf Tacitus gegen Ende des 1. Jahrhunderts »Germania« und damit auch das Volk der Germanen, das so gar nicht existierte. In der Antike lebten auf diesem Territorium völlig unabhängig voneinander vielerlei Stämme. Warum zeichnete Tacitus das positive Bild eines unverdorbenen, kampfeslustigen Naturvolks? Wollte er damit den dekadenten Römern einen Spiegel vorhalten? Wollte er vor den starken Gegnern im fremden Norden warnen, gegen die die Römer nicht wieder zu Felde ziehen sollten?

Die erste Begegnung der Römer mit germanischen Stämmen fand im Jahre 115 v. Chr. statt, als die Kimbern und Teutonen in die heutige Provence, die erste römische Provinz jenseits der Alpen, einfielen. Kriegerische Auseinandersetzungen bestimmten danach für Jahrhunderte den Kontakt zwischen beiden Völkern, wobei – wie sich zeigen wird – der Volksbegriff bei den Germanen außerordentlich problematisch ist. Den ersten »Gegenbesuch« in Germanien, das hier als rein geografischer Begriff zu verstehen ist, der das Gebiet jenseits von Rhein und Donau bis hin zu Nord- und Ostsee beschreiben soll, unternahm Caesar im Jahre 55 v. Chr. mit einigen kleineren Kriegszügen, seit 15 v. Chr. versuchten die römischen Heere unter der Regierung des Augustus (31 v. – 14 n. Chr.) 30 Jahre lang, in Germanien dauerhaft Fuß zu fassen. Die katastrophale Niederlage des Generals Quintilius Varus 9 n. Chr. im legen-

1 Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald, höchste Statue in Deutschland – allerdings am falschen Platz: Es erinnert an den Cheruskerfürsten Arminius, der im Jahre 9 n. Chr. den römischen Legionen hier eine empfindliche Niederlage beigebracht haben soll. Inzwischen meinen die Experten: Die Varusschlacht fand nicht hier, sondern bei Kalkriese im Osnabrücker Land statt, etwa 100 Kilometer nordwestlich vom Hermannsdenkmal.





Die Römer in Deutschland

2 »Die Römer in Deutschland« betitelt Putzgers »Historischer Weltatlas« diese Karte. Bei genauerem Hinsehen wird deutlich: Germania, geschweige denn Deutschland, existiert gar nicht, sondern es gibt viele kleine Territorien rechts und links des Limes, in denen unterschiedliche Stämme wohnen.

dären Teutoburger Wald, die wahrscheinlich bei Kalkriese nahe Osnabrück zu verorten ist, führte jedoch zur Vernichtung von drei römischen Legionen durch die Truppen des Cheruskerfürsten Arminius (19 v.–19 n. Chr.).

Tacitus' »Germania« – die wichtigste Quelle, wie die Römer die rechtsrheinischen Gebiete und ihre Bewohner gesehen haben

Nachdem weitere Feldzüge des kaiserlichen Prinzen Germanicus (15 v.–19 n. Chr.) zu keinem nennenswerten Ertrag führten und die römischen Legionen sich insbesondere dem rauen Klima Germaniens mit seinen Stürmen und Überschwemmungen nicht gewachsen zeigten, stellte sein Onkel Tiberius, der Nachfol-

ger des Augustus auf dem Caesaren-Thron (reg. 14–37 n. Chr.), zum großen Ärger seines ehrgeizigen, zur Selbstüberschätzung neigenden Neffen die Eroberungsbemühungen im Jahre 16 ein. Zwar gab es auch in der Folgezeit weiterhin immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen; der Plan, das rechtsrheinische Germanien zur römischen Provinz zu machen, war damit jedoch dauerhaft ad acta gelegt. Unter Kaiser Domitian (reg. 81–96 n. Chr.) wurde mit dem Bau des auch heute noch in weiten Teilen erhaltenen Limes begonnen, der die lange Lücke in der natürlichen Grenze zwischen römischem Imperium und germanischem Gebiet schloss, die Rhein und Donau bildeten.

Dies war der Stand der Dinge zu Lebzeiten des römischen Historikers Publius Cornelius Tacitus (ca. 55–ca. 120 n. Chr.), dessen nur etwa 25 Seiten starke, gegen Ende des 1. Jahrhunderts entstandene geo- und ethnografische Monografie *Germania* für uns die wichtigste Quelle darstellt, wie die Germanen und ihr Land aus römischer Perspektive wahrgenommen wurden – konkret aus der Perspektive eines gebildeten Römers der Oberschicht und Angehörigen der Senatsaristokratie. Tacitus kannte das wilde, kalte Land nördlich der Alpen zumindest linksrheinisch wohl aus eigener Anschauung. Wenn er, was freilich nicht mehr als eine plausible Spekulation darstellt, der Sohn des

2

inschriftlich bekannten römischen Statthalters der Provinz *Gallia Belgica* Cornelius Tacitus war, könnte er sogar in der Residenzstadt Augusta Treverorum, dem heutigen Trier, geboren sein. Genaue geografische Kenntnisse verrät seine Schrift *Germania* freilich ebenso wenig wie sein historisches Hauptwerk, die *Annales*, in deren 1. Buch die Feldzüge des Germanicus in den Jahren 14–16 behandelt werden. Über seine literarischen Quellen verrät er uns nach üblicher antiker Manier so gut wie nichts, lediglich Caesar wird als Gewährsmann genannt, dessen relativ kurzer Exkurs im 6. Buch seines Werkes *De bello Gallico* (6.21–28) unsere älteste Quelle geo- und ethnografischer Art über die Germanen darstellt. Eine verlorene Schrift des älteren

Plinius (23–79) zu diesem Thema wird er ebenfalls benutzt haben.

Die *Germania* ist in zwei Hauptteile gegliedert, innerhalb deren es keine systematischen Gliederungselemente gibt: Im ersten handelt Tacitus Sitten, Gebräuche und Charakterzüge der Germanen ab, im zweiten geht er im Westen beginnend die wichtigen germanischen Stämme mit ihren besonderen Eigenarten durch. Es wird jedoch schnell deutlich, dass der römische Historiker die Germanen als im Wesentlichen einheitliches Volk sah, das sie, was man nicht stark genug betonen kann (siehe »Die neuzeitliche Rezeption von Tacitus' *Germania*«), in der Antike nie waren und als welche sie sich selbst auch nie bezeichneten: Die verschiedenen Stämme wie Bataver, Cherusker, Chatten, Markomannen, Sueben lebten unabhängig voneinander, schlossen zum Teil kurzlebige Bündnisse,

raues und trostloses Land sei, »teils Schauer erregend durch seine Wälder, teils widerlich durch seine Sümpfe« und dazu feucht und windig (5.1), dass sich freiwillig dort niemand niederlassen würde, also müssten die Germanen schon immer dort gelebt haben. Aufgrund des fehlenden Kontaktes mit anderen Völkern sei die äußere Erscheinung bei allen ähnlich: Sie hätten grimmig blickende blaue Augen, rötliche Haare und große Körper, die hervorragend geeignet für Sturmangriffe, aber wenig ausdauernd seien, empfindlich gegenüber Durst und Hitze, hingegen stark im Ertragen von Hunger und Kälte (4).

Auf die Erhaltung der Wehrkraft legten sie größten Wert: Feiglinge und Weichlinge würden von ihnen im Moor ertränkt (12.1) – die neuzeitlichen Funde von insgesamt etwa 1300 Moorleichen scheinen diese grausige Hinrich-

3 Orientalische Cigaretten-Compagnie »Yosma«, ansässig in Bremen, gab Mitte der 1930er Jahre Sammelbilder zur Schlacht im Teutoburger Wald heraus – mit dem Titel »Alles für Deutschland. 2000 Jahre Deutsche Geschichte und deutsches Heldentum«.



3

bekriegten einander, waren nicht alle romfeindlich gesonnen und verfügten über keinerlei einheitliche Organisation.

Ein raues und trostloses Land: »teils Schauer erregend durch seine Wälder, teils widerlich durch seine Sümpfe«

Ebenso typisiert Tacitus natürlich allzu stark, wenn er von den Charaktereigenschaften der Germanen im Allgemeinen spricht. Damit steht er allerdings durchaus in Einklang mit der (nicht nur) in der Antike weitverbreiteten Annahme (kein geringerer als Aristoteles kann hier als Gewährsmann dienen), dass es so etwas wie einen Volkscharakter gebe, der gewissermaßen genetisch festgelegt und keinen wesentlichen Veränderungen ausgesetzt sei. Dabei nimmt er sogar an, dass die Germanen autochthon seien, also schon immer in ihrem Landesgebiet gelebt und sich nie mit anderen Völkern vermischt hätten (Kap. 2.1, 2.4). Dies schließt er schlicht daraus, dass Germanien ein so unwirtliches,

DIE NEUZEITLICHE REZEPTION VON TACITUS' »GERMANIA«

Die neuzeitliche Rezeption der »Germania« verlief recht unerfreulich, ohne dass Tacitus dafür verantwortlich zu machen wäre.

Die Humanisten der frühen Neuzeit, allen voran Ulrich von Hutten (1488–1523), sahen in dem Werklein mit seinen Äußerungen über den einheitlichen Volkscharakter und die angebliche Autochthonie (Ureinwohnerschaft) der Germanen die Möglichkeit, eine bis in die Antike zurückreichende nationale Identität der Deutschen zu konstruieren, die real nicht einmal im Ansatz vorhanden war.

Als man dann noch 1515 die bis dahin verschollenen ersten sechs Bücher der »Annales« wiederentdeckte, wurde der Cherusker Arminius als erster germanischer Volksheld vereinnahmt. Wie er in Wirklichkeit hieß, wissen wir nicht einmal, jedenfalls nicht Hermann: Allein die klangliche Ähnlichkeit von Arminius und dem urdeutschen Namen Hermann führte zur Schaffung eines Kunstprodukts, das in der monumentalen Form des Hermannendenkmals noch heute ein weithin sichtbares falsches Geschichtsbild vermittelt.

Schlimmer ist jedoch, dass sich durch das Fortleben dieser Ideologie im 19. und 20. Jahrhundert die »Germania« dafür missbrauchen ließ, die angebliche Urfeindschaft von Deutschen und Franzosen fortzuschreiben, inklusive deutscher Gebietsansprüche auf linksrheinischem Gebiet, da »die« Germanen dort ja bereits in der Antike gesiedelt hätten. Dass Tacitus' Werk in der Neuzeit als Kampfschrift des deutschen Nationalismus missbraucht werden würde, hätte er sich sicher nicht träumen lassen.

In harmloserer Form wirkt dieses Bild noch in der Nachkriegszeit fort, wie beispielshalber Putzgers »Historischer Weltatlas«, ein immer wieder aufgelegtes Standardwerk, belegt, das noch in seiner 94. Auflage von 1954 auf S. 34 f. eine Karte mit der Überschrift »Die Römer in Deutschland« präsentiert. Nachwirkungen dieser Sicht scheinen bis heute unausrottbar zu sein, wie die 2000-Jahrfeier der Varusschlacht anno 2009 zeigt, die vom »Spiegel« mit einer Titelgeschichte »Die Geburt der Deutschen« bedacht wurde. Vielleicht gelingt es kommenden Jahrzehnten, eine solche anachronistische Sicht endlich zu überwinden!



4



5

4 Tiberius Iulius Caesar Augustus (42 v. Chr.–37 n. Chr.): herrschte als römischer Kaiser von 14 bis 37 n. Chr., bereits ab 4 n. Chr. war er Oberbefehlshaber in Germanien. Eine der größten Niederlagen, die das Römische Reich je erlitt, war die Varusschlacht, die in die Zeit von Tiberius' Feldherrnschaft in dieser Region fällt. (Von Tacitus gibt es übrigens keine erhaltene antike Darstellung.)

5 Nero Claudius Drusus Germanicus (15 v. Chr.–19 n. Chr.): Den Siegerbeinamen Germanicus erhielt er nicht für seine Taten, sondern erbte ihn von seinem Vater, der bereits weit in die rechtsrheinischen Gefilde vorgestoßen war. Germanicus sicherte nach der Varusschlacht die Rheingrenzen. Obwohl der kaiserliche Prinz Germanicus zwei Jahre lang mit acht Legionen – das war immerhin ein Drittel der römischen Gesamtstreitkräfte – die Regionen nordöstlich des Rheins durchzog, konnte er die Arminius-Koalition nicht entscheidend schwächen.

tungsart zu bestätigen. Wenn weiterhin schon relativ am Anfang von ihren furchterregenden Schlachtgesängen gesprochen wird (3.1), ihre Bewaffnung und Kampfweise ausführlich dargelegt werden (6) und dann noch berichtet wird, dass ihr Kampfesmut durch die Anwesenheit der Frauen und Kinder im Heerlager zusätzlich stimuliert werde (7.2-8.1), verdeutlichen derartige Charakterisierungen sofort, worauf das zentrale Augenmerk des Autors liegt: Was ihn in erster Linie an den Germanen interessiert, ist ihre Kampfkraft, die sie nach seiner Überzeugung zum gefährlichsten Gegner macht, den die Römer je hatten und den sie aller anderslautenden staatlichen Propaganda zum Trotz tatsächlich auch nie bezwingen konnten: Arminius nennt er in seinem Nachruf, der markant das 2. Buch der *Annales* beendet (2.88.2), bewundernd den Befreier Germaniens, dessen Schlachtenglück wechselnd gewesen, der aber im Krieg nie besiegt worden sei.

Dementsprechend macht sich Tacitus mit ausgeprägtem Sarkasmus über die römische Propaganda lustig, wenn er in der *Germania* vermerkt, dass die Römer über die Germanen eher Triumphe feierten als wirklich siegten (37.5). Kurz zuvor gießt er diesen Sarkasmus in eine berühmt gewordene Formulierung von noch größerer Prägnanz: Nachdem er einen kurzen Überblick über die bisherigen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen gegeben hat, die zur Zeit der Abfassung der *Germania* insgesamt schon 210 Jahre andauerten, stellt er fest: *tam diu Germania vincitur* – »so lange wird Germanien schon besiegt« (37.2).

Ein Spiegel für die römischen Zeitgenossen: Lob den Germanen, die frei von Verlockungen von Reichtum und Luxus seien

Während insgesamt in Rom die Einschätzung von »fremd« gleich »feindlich« überwog, hebt sich Tacitus' davon positiv ab: Das Fremde kann für ihn auch anregend oder sogar vorbildlich sein. Aus den bisher erwähnten Äußerungen des Historikers klingt großer Respekt, wenn nicht Bewunderung, und zu den im 19. und 20. Jahrhundert gängigen Interpretationen der *Germania* durch Klassische Philologen und Alt-historiker gehört denn auch die Auffassung, das Werk sei als eine Art Spiegel gedacht, den Tacitus der Dekadenz der zeitgenössischen Römer entgegenhalte, indem er das positive Bild eines unverdorbenen Naturvolkes zeichnete, unverdorben vor allem in dem Sinne, dass die Germanen frei von den Verlockungen von Luxus und Reichtum blieben. Freilich wird dieses Faktum vom Autor ambivalent gesehen, er kann nicht entscheiden, ob das ein Fluch oder Segen ist: »Ob die Götter ihnen aus Gewogen-



6

heit oder aus Zorn Silber und Gold verweigert haben, kann ich nicht sicher sagen.« (5.2) Betrachtet man das Werk näher, zeigt sich an mehreren Stellen die viel zu große Einseitigkeit der »Sittenspiegel-Interpretation«: Sicher klingt an manchen Stellen die Antithese zwischen ger-

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Historiker im antiken Rom arbeiteten weitgehend ohne Quellenangaben. Tacitus (ca. 55–ca. 120 n. Chr.) bezieht sich in seiner geo- und ethnografischen Monografie »Germania« lediglich auf Cäsars »De bello Gallico«. Auch genauere geografische Kenntnisse fehlten Tacitus.
- In der Antike, bereits bei Aristoteles, war die Vorstellung verbreitet, dass es einen Volkscharakter gebe. Das scheint auch Tacitus beflügelt zu haben, die eigentlich als Volk nicht existierenden Germanen zu charakterisieren: grimmig blickende blaue Augen, rötliche Haare und große Körper, hervorragend geeignet für Sturmangriffe, empfindlich gegenüber Durst und Hitze, ausdauernd bei Hunger und Kälte.
- Tacitus, der zum weiteren Beraterteam des Kaisers gehörte, lobt die Wehrkraft der Germanen – vermutlich auch, um die römische Öffentlichkeit vor den Risiken eines erneuten »Germanenkriegs« zu warnen.

manischer Unverdorbenheit und römischer Dekadenz an, wenn etwa das ausdrückliche Lob der strengen Monogamie erklingt, die bei den Germanen üblich sei (18.1), die vernünftigerweise auch erst als Erwachsene heirateten (20.2), so dass hier zwischen den Zeilen sicher Kritik an den andersartigen Verhältnissen in Rom aufscheinen soll.

Ob aber ein Autor, der im Rahmen des verwaltungsmäßig geordneten römischen Imperiums mit seiner Hochkultur aufwuchs und eine Karriere bis zum Konsulat erlebte, wirklich affirmativ davon gesprochen haben soll, dass die Germanen keine staatliche Organisation kannten, sondern die eigene Sippe und ihre Hofwirtschaft als organisatorische Orientierungspunkte hätten, über kein Bodeneigentum verfügten, kaum Geldgeschäfte betrieben (26.1) und ihrem mit dem römischen Merkur identifizierten Gott Wodan sogar bisweilen Menschenopfer darbrächten (9.1), darf ebenso bezweifelt werden, wie dass er die Freude der Germanen an ausschweifenden Gelagen (22.1) und ihre Neigung zur Faulheit, wenn sie gerade nicht im Kampf seien (15.1), seinen Landsleuten als positives Gegenbild vor Augen führen wollte.

Insbesondere ihr Hang zur Zwietracht untereinander (33.2) kann gewiss nicht affirmativ als Identifikationsangebot verstanden werden. Hier dürfte Tacitus der in den *Annales* (2.26.3) formulierten pointierten Einschätzung des Kaisers Tiberius beigestimmt haben, dass man die Germanen am besten sich selbst und ihren Zwistigkeiten überlasse, um ihr Bedrohungspotenzial unter Kontrolle zu behalten. Tacitus selbst wählt dafür die griffige, antithetische Formulierung »Möge, so bitte ich, bei diesen Stämmen, wenn schon nicht Liebe zu uns, so doch Hass gegeneinander, bleiben und andauern«, da das Schicksal nichts Besseres beschere als Zwietracht der Feinde untereinander (*Germ.* 33.2).

Expansionsdrang des römischen Imperiums: Hatte Tacitus Einfluss auf Entscheidungen?

Explizit äußert sich Tacitus an keiner Stelle zur Intention seines Werkes. Betrachtet man den historischen Kontext der Entstehung des Werkes, ergibt sich eine plausible Annahme: Im Jahre 98 hatte der General und Statthalter der westrheinischen Provinzen *Germania superior* und *inferior* Trajan den Kaiserthron bestiegen.

Trajan war Militär durch und durch und unter ihm sollte bis zu seinem Tode 117 das römische Imperium seine größte Ausdehnung erreichen. Es gab zu Beginn seiner Herrschaft sicher die Diskussion, wohin sich sein Expansionsdrang richten würde, ob gegen Germanen, die Gebiete im Bereich des heutigen Rumäniens oder die Parther, den traditionellen Feind im nahen und mittleren Osten.

In diesem Zusammenhang könnte die *Germania* des Tacitus, der vielleicht nicht zum »inner circle« des Kaisers, aber jedenfalls zu seinem erweiterten Beraterteam gehörte und schon unter seinem Vorgänger Nerva (reg. 96–98 n. Chr.) im Jahre 97 für zwei Monate mit dem politisch unbedeutenden, aber hohes Sozialprestige zum Ausdruck bringenden Amt eines Consuls geehrt wurde, den Zweck verfolgt haben, die römische Öffentlichkeit über Risiken und Chancen einer erneuten militärischen Auseinandersetzung

mit germanischen Stämmen zu informieren und zu diesem Zweck alle verfügbaren Informationen über Germanien und die Germanen zusammenzutragen. Für Tacitus überwogen eindeutig die Risiken; ob diese Sichtweise einen Einfluss auf die Entscheidung Trajans gegen einen erneuten Germanenkrieg hatte, entzieht sich freilich unserer Kenntnis. ●



6 Das Kenotaph des Marcus Caelius (45 v. Chr.–9 n. Chr.): Dieses »Scheingrab«, gefunden in Xanten, ist eine Erinnerungsstätte an den Offizier (Centurio) gewesen, der in der Varusschlacht ums Leben kam. Das Kenotaph gilt heute als einzige archäologisch-epigrafische Quelle dafür, dass diese Schlacht tatsächlich stattgefunden hat.

7 Römische Münze aus dem Fund in Kalkriese: Ein Aureus mit dem Augustus-Kopf im Profil.

Literatur

1 G. Perl: Tacitus, Germania. Lateinisch und Deutsch, Berlin 1990.

2 S. Schmal: Tacitus, Hildesheim 2005.



Der Autor

Prof. Dr. Thomas Paulsen, 1959 in Konstanz geboren, machte 1985 sein erstes Staatsexamen an der dortigen Universität in Griechisch und Latein, anschließend promovierte er und habilitierte sich in Klassischer Philologie an der Ruhr-Universität Bochum. Seit 2005 ist Paulsen Professor für Klassische Philologie an der Goethe-Universität.

thomas.paulsen@em.uni-frankfurt.de



Fremde Wörter – Haar oder Salz in der Suppe?

Über den Umgang mit fremdsprachigen Einflüssen
auf die deutsche Sprache

von Anke Sauter

(lat. *fenestra*), beides Dinge, die die Römer in ihre nördlichen Provinzen am Rhein gebracht haben und mit ihnen das zugehörige Wort.

Wortimport aus Italien: »Kasse, Konto, Bank«

Wesentlich jüngeren Datums sind die aus dem Italienischen kommenden Entlehnungen zum Beispiel im Kaufmanns- und Bankwesen, die ebenfalls zu ganz selbstverständlichen Bestandteilen der deutschen Sprache wurden wie *Kasse*, *Konto* oder *Bilanz*. Interessant ist hier etwa die Geschichte des Wortes *Bank* mit der Bedeutung »Geldinstitut«: Hierbei handelt es sich um eine Rückentlehnung aus dem Italienischen; das italienische Wort *banco* stammt ursprünglich aus dem Deutschen.

Vornehmes Französisch, cooles Englisch

Oft spielen auch die politischen Machtverhältnisse eine Rolle. Zu Zeiten des Sonnenkönigs war es in Deutschland gang und gäbe, dass man in feineren Kreisen Französisch »parlierte«. Und auch die weniger feinen Kreise gaben sich Mühe, dabei mithalten zu können. In dieser »Alamode-Zeit« im 17. Jahrhundert galt als schick, was französisch war oder so wirkte. Zahlreiche französische Wörter wurden ins Deutsche übernommen, was zur Klage über die »Mischsprache« führte. Verstärkt wurde der französische Einfluss noch durch die vielen Franzosen, die in Folge der Hugenottenkriege nach Deutschland kamen und zum Teil auch als Sprachlehrer arbeiteten. Noch heute leben Fremdwörter aus dem Französischen im Deutschen fort, man denke nur an *Souvenir* und *Rendezvous*, *Garage* und *Feuilleton*.

Heute ist es das Englische, das auf vielen Ebenen Einfluss auf die deutsche Sprache ausübt. Mehr als um ein dringendes Bedürfnis nach der Benennung neuer Dinge und Sachverhalte mag dabei das Image des Englischen eine Rolle spielen. Wie das Französische im 17. Jahrhundert als vornehmer, kultivierter und gebildeter galt, steht heute das Englische für »jugendlicher, pfiffiger, cooler«. Um internationale Verständlichkeit kann es jedenfalls kaum gehen, wenn englische Wörter wie *Handy*, *Beamer* oder *Hometrainer* im Deutschen in einer ganz eigenen Bedeutung verwendet werden.

Mobilmachung gegen das Fremde

Die Klage über fremde Einflüsse auf die Muttersprache hat eine lange Tradition und ist in allen Sprachgemeinschaften zu finden. Die Motive dafür, die Sprache »rein« zu halten, wechselten in der Gewichtung: Mal war der Wunsch nach einer einheitlichen und vollwertigen Muttersprache vorherrschend, mal das Streben nach Allgemeinverständlichkeit und gutem, wahr-

Einflüsse aus anderen Sprachen gehören zum Sprachwandel. Doch wie viele fremde Wörter und Wendungen verträgt eine Sprache? Wann sind sie das Salz in der Suppe? Wann und warum gelten sie als Störfaktor? Das Verhältnis zum Fremdwort kann viel aussagen über den allgemeinen Zustand einer Sprachgemeinschaft – vor allem der deutschen.

Sprachen sind keine statischen Gebilde. Wie das Leben der Menschen einem ständigen Wandel unterworfen ist, so ändert sich auch ihre Sprache. Junge Generationen grenzen sich auch durch einen veränderten Sprachgebrauch vom Bestehenden, Althergebrachten ab. Neues muss benannt werden, und ebenso wie viele neue Dinge, Fertigkeiten und Gedanken aus dem Ausland zu uns kommen, haben auch fremde Sprachen Einfluss auf das Deutsche. Das war seit jeher so, und der deutsche Wortschatz wäre kaum wiederzuerkennen, würde man alle Entlehnungen aus fremden Sprachen entfernen. Was wollten wir zu *Wein* und *Öl* sagen, wären mit diesen Lebensmitteln nicht auch die Begriffe nach Mitteleuropa gekommen? Weder gäbe es die *Mauer* (lat. *murus*) noch das *Fenster*



Eduard Engel

VON DER LIBERALEN LITERATURKRITIK ZUR SPRACHLICHEN DOLCHSTOSSLEGENDE

Wer den Namen Eduard Engel überhaupt kennt, setzt ihn oft gleich mit seinem fanatischen Einsatz für die »Reinigung« der deutschen Sprache. Was immer noch zu wenigen bekannt ist: Seine in scharfem Ton verfassten Bücher »Entwelschung!« und »Sprich Deutsch!« standen am Ende einer Entwicklung, zu deren Beginn Engel mitnichten ein engstirniger Nationalist war. In diesem Sommer hat »Die andere Bibliothek« seine »Deutsche Stilkunst« neu aufgelegt.

Das Fremde zog ihn zeitlebens magisch an, er reiste gern, oft und weit, und er liebte die fremdsprachige Literatur. Wie er vom weltoffenen Literaturkenner und Publizisten, vom Autor einer differenzierten Stilkunde zum lautstarken Kritiker von Fremdwörtern und deren Benutzern werden konnte, ist ohne den historischen Kontext nicht nachvollziehbar.

Am 12. November 1851 in Stolp (Hinterpommern; heute Stupsk, Polen) als Sohn einer deutsch-jüdischen Familie geboren, lernte der begabte Gymnasiast offenbar mühelos fremde Sprachen, noch bevor sie zum Unterrichtsfach wurden – angeblich aus Furcht, im Unterricht nicht mitzukommen. Mit 19 Jahren ging Engel nach Berlin, um Sprachen zu studieren. Seine Dissertation zur Syntax des Altfranzösischen verfasste er in lateinischer Sprache. Schon mit Studienbeginn trat Engel eine Stelle im Stenografenbüro des Preußischen Abgeordnetenhauses an, nach 1871 arbeitete er als Stenograf im Reichstag.



Neben seinem Brotberuf betätigte sich Engel als Herausgeber des »Magazins für die Literatur des Auslandes« – später »des In- und Auslandes« – und schrieb Literaturgeschichten zur englischen, französischen und schließlich zur deutschen Literatur. Auch darüber hinaus war er publizistisch höchst produktiv. 1911 erschien seine »Deutsche Stilkunst«, die 31 Auflagen erlebte. Nachdem er selbst in frühen Jahren gern Fremd-

wörter gebraucht hatte, spielt das Thema hier von Auflage zu Auflage eine größere Rolle.

Engels Argumente gegen das Fremdwort sind wie ein Panoptikum der Purismus-Geschichte: Wie die Aufklärer sah er zunächst im Fremdwort eine Bildungsbarriere, dann eine Frage des Stils mit stark moralischen Anklängen, so brachte er »Großsprecherei« und Unehrllichkeit mit dem Gebrauch von Fremdwörtern in Verbindung. Und schließlich stellte er den Zusammenhang zwischen Sprache und Volksschicksal in den Vordergrund. Dies gipfelte in seinen Kampfbüchern »Entwelschung!« und »Sprich Deutsch!«, womit er sich als Vorkämpfer eines »völkischen« Purismus empfahl.

Eigentlich stand Engels Purismus jedoch im krassen Gegensatz zu seinem Sprachbegriff: Wie Jacob Grimm vertrat er die Meinung, dass allein der Sprachgebrauch über die Entwicklung einer Sprache bestimme. Dass Engel dennoch das Fremdwort ins Visier nahm, hatte komplexe Ursachen, die hier nur angedeutet werden können: der starke Wunsch nach einem einigen Vaterland, die Angst vor dem Auseinanderbrechen der jungen Nation, die Abneigung gegen die Wissenschaftssprache und sein Streben nach Gerechtigkeit und Volksaufklärung.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, sah Engel darin zunächst »das Morgenrot einer neuen Zeit« in Bezug auf die Sprachpflege. In tragischer Verblendung erkannte er erst spät, was die Nazis wirklich vorhatten – aber damit war er keine Ausnahme (siehe auch Hauptbeitrag). Engel wurde als Jude geschmäht, in seinen letzten Lebensjahren war er mittellos und auf Geldgeschenke verbliebener Freunde angewiesen.

»Was bleibt?« hieß eines seiner Bücher; darin schwang er sich zum Richter über die deutsche Literatur auf. Von ihm geblieben sind viele Gedanken zum gutem Stil – allerdings in den Werken anderer, allen voran Ludwig Reiners. »Die andere Bibliothek« ließ ihn nun im Original aufleben: Im Sommer 2016 erschien die »Deutsche Stilkunst« in ansprechender Aufmachung in zwei Bänden. Das Buch ist mit seinen vielen Beispielen, seiner Passion und seiner Detailfreude für einschlägig interessierte Leser sicher auch heute noch eine anregende Lektüre.

haftigem und klarem Stil, dann wiederum kämpften Patrioten, Nationalisten oder gar Rassen um sogenanntes reines Deutsch.

Schon Cicero forderte dazu auf, Fremdwörter aus dem Griechischen durch lateinische Neuprägungen zu ersetzen. Im deutschen Sprachraum befassten sich die Gelehrten des 16. Jahrhunderts vor allem mit der Frage, wie die deutsche Sprache zu einem tauglichen Instrument für alle Bereiche der Kommunikation werden

könnte. Bislang war sie ja »nur« die Sprache des Volkes gewesen, und zwar in ihren regionalen Ausprägungen. Vor diesem Hintergrund ist auch Luthers Schaffen zu sehen. Im »Sendbrief vom Dolmetschen« schrieb er: »man mus die mutter jhm hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen, und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetzchen, so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit jn

redet.« Dem Reformator ging es darum, die Menschen mit der Bibel vertraut zu machen, die eben nicht des Lateinischen mächtig waren. Dieser emanzipatorische Impetus spielte auch später immer wieder eine wichtige Rolle.

Als erste Blütezeit des Purismus gilt das 17. Jahrhundert, als das Deutsche neben dem Lateinischen als Wissenschaftssprache und dem Französischen als Sprache der gehobenen Gesellschaft fast völlig an den Rand gedrängt war. Im Wunsch, eine deutsche Nationalliteratur zu schaffen, kümmerten sich vor allem die Verfasser der Barockpoetiken um die deutsche Sprache, wobei die Fremdworthematik nur ein Aspekt unter vielen war. In Sprachgesellschaften wie der »Fruchtbringenden« befasste man sich gemeinsam mit der Pflege der Muttersprache. Als Vorzug des Deutschen wurde seine Ursprünglichkeit gelobt, die jedoch durch Fremdwörter zu »einer wahrhaften Kloake« würde (Martin Opitz). Eine Metaphorik, wie sie im »Kampf« gegen das Fremdwort auch später immer wieder erhalten musste. Als besonders eifriger Verdeutscher ist bis heute Philip von Zesen in Erinnerung geblieben, gern werden seine Wortvorschläge wie *Jungfernzwinger* für *Frauenkloster* oder *Gesichtserker* für *Nase* (das keineswegs ein Fremdwort ist) zitiert. Einige seiner Verdeutschungen haben sich bis heute erhalten – wie *Abstand* für *Distanz*, *Anschrift* für *Adresse* oder *Augenblick* für *Moment*.

»Verdeutschung« als Passion

Im Zeitalter der Aufklärung trat das Motiv der Allgemeinverständlichkeit in den Vordergrund. 1687 hatte Christian Thomasius in Leipzig die ersten Vorlesungen auf Deutsch gehalten, literarische Zeitschriften wie Gottscheds »Vernünfftige Tadelrinnen« brachten den von Christian Weise eingedeutschten philosophischen Wortschatz in Umlauf. Johann Christoph Adelung, dessen Schriften weitverbreitet waren, setzte sich für die reine deutsche Sprache ein, war andererseits aber kritisch gegenüber Neubildungen.

1792 rief die Berliner Akademie der Wissenschaften zu einem Aufsatzwettbewerb auf zu der Frage, ob »vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt und besonders der Teutschen möglich oder nothwendig« sei. Den ersten Preis erhielt Joachim Heinrich Campe für seine Abhandlung »In vitiam ducit culpae fuga, si caret arte« (!), die später unter dem Titel »Über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache« erschien. Diese Abhandlung sollte die Diskussion bis ins 20. Jahrhundert hinein bestimmen. Bis heute wirksam ist Campes Wörterbuch. Goethe und Schiller – obwohl selbst in ihren Texten um sprachliche Reinheit bemüht – haben sich über Campe in den »Xenien« lustig gemacht. Sie warfen ihm vor, dass er den Purismus als Selbst-

zweck betreibe und darüber die semantischen Feinheiten außer Acht lasse. Mit mehr als 3000 Verdeutschungen ist und bleibt Campe jedoch der produktivste und auch erfolgreichste Purist aller Zeiten. Etwa 300 seiner Wortschöpfungen sind bis heute im Gebrauch, Beispiele hierfür sind *verwirklichen* für *realisieren*, *fortschrittlich* für *progressiv*, *Streitgespräch* für *Diskussion* oder *Sternwarte* für *Observatorium*.

Goldene Zeiten für Sprachpuristen

Im Vorfeld der Befreiungskriege traten die besonders patriotisch motivierten Puristen auf den Plan. Der Dichter Ernst Moritz Arndt und der als »Turnvater« bekannte Friedrich Ludwig Jahn wandten sich mit glühendem Eifer gegen den Gebrauch von Fremdwörtern und pochten auf den »gottgewollten« Unterschied zwischen den Sprachen. Vor allem der französische Einfluss war ihnen ein Dorn im Auge. In seinem Eifer – und seiner Unkenntnis – sind Jahn einige Merkwürdigkeiten unterlaufen, so zum Beispiel die abenteuerliche Etymologie von *Kater* (*Kat-er*) und *Katze* (*Kat-sie*). Er verstand



sich wohl doch besser aufs Turnen – das er fälschlicherweise für ein urgermanisches Wort hielt – als auf die Sprache. Anders Jacob Grimm, der sich mit der Märchensammlung und dem Deutschen Wörterbuch besonders um die deutsche Sprache verdient gemacht hat. Eine planmäßige Verdeutschung lehnte Jacob Grimm jedoch ab. Lernten die Deutschen erst ihre Muttersprache zu lieben, würden die Fremdwörter ganz von selbst »wie flocken zerfliegen«.

Das für Sprachreiner goldene Zeitalter brach mit der Reichsgründung 1871 an: Der neue Staat besann sich nach der nationalen Einigung auch auf die Nationalsprache, das Fremdwort spielte hier die Rolle des identitätsstiftenden Feindbildes. Systematisch wurden die Wortschätze von Militär, Justiz und Bahn verdeutschert. Besonders aktiv war Generalpostmeister Heinrich von Stephan, der nicht nur das Postwesen reformierte, sondern auch fast 700 Fremdwörter per Verordnung aus dem Sprachinventar der Post »ausmusterte«: Das *couvert* hieß nun *Briefumschlag*, das *recommandé* *Einschreiben* und die *Correspondenzkarte* *Postkarte*. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein (ADSV) wurde gegründet, er kämpfte unter anderem um die sprachliche Verbesserung an Schulen.

Ein Fünfer für jedes Fremdwort

Im Ersten Weltkrieg wurde die Sprachreinigung zu einer Art Volkssport. Während die Soldaten an der Front kämpften, trug man in der Heimat einen Stellvertreterkrieg gegen die »Fremdwörterei« aus. In Schulklassen wurden »Fremdwortkassen« eingerichtet: Für jedes unnötige Fremdwort musste man einen Fünfer einwerfen. Sprache und Volk wurden gleichgesetzt, die Überfremdung der Sprache

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Zum Sprachwandel gehören auch Einflüsse aus fremden Sprachen. Viele Wörter im Deutschen stammen ursprünglich aus anderen Sprachen, sind aber gar nicht mehr unbedingt als Fremdwörter erkennbar.
- Entlehnungen aus anderen Sprachen verweisen auf einen entsprechenden kulturellen Einfluss. Beispiele hierfür: »Öl«, »Wein« und »Mauer« aus dem Lateinischen, »Konto«, »Bilanz« und »Adagio« aus dem Italienischen oder »Rendezvous« und »Feuilleton« aus dem Französischen.
- Seit jeher gibt es nicht nur in Deutschland Klagen, dass fremdsprachige Bestandteile in der Muttersprache angeblich überhandnehmen. Die Gründe für sprachpuristisches Engagement reichen von Vaterlandsliebe bis hin zum Ringen um guten Stil und Verständlichkeit.
- In Deutschland als »später Nation« kam der Sprache als einigendem Moment eine besondere Bedeutung zu. So erlebte die puristische Bewegung in national aufgeladenen Zeiten besonderen Aufwind: im Vorfeld der Befreiungskriege, nach der Reichsgründung, im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik.

bedeutete manchem den Untergang des deutschen Volkes. Selbst der eher gemäßigte Vertreter des ADSV, Otto Sarrazin, jubelte, dass »eine so günstige Zeit, die vaterländischen Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins zu Schutz und Stärkung des Deutschtums in den weitesten Kreisen unseres Volkes wirksam in die Tat umzusetzen«, nie wiederkehre.

Nach dem Ersten Weltkrieg appellierte dieser Deutsche Sprachverein an die neu geschaffenen demokratischen Institutionen, die Verfassung frei von Fremdwörtern zu halten. Damit befand man sich auf einer Linie mit der SPD, die im Interesse der Verständlichkeit für das ganze Volk für reines Deutsch plädierte. Zugleich kamen die Vertreter jener »sprachlichen Dolchstoßlegende« nie ganz zum Schweigen, von denen einige dem Fremdwort gar die Schuld am verlorenen Krieg gaben – so wie Eduard Engel. Bei einzelnen Befürwortern der Sprachreinigung finden sich bereits jetzt Metaphern, die später in der nationalsozialistischen Rassenideologie wieder auftauchten.



Sprachreinigung und Rassenideologie

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten wählten sich die Sprachreiner zunächst auf dem Höhepunkt ihrer Wirksamkeit. Trotz einzelner Kritik des Sprachvereins am Fremdwortgebrauch der Nazis verliefen die ersten Jahre durchaus in dessen Sinne. Dabei hielt der Vorsitzende im Vereinsblatt »Muttersprache« Hitler selbst vor: »Der Volkskanzler und seine Mitarbeiter gebrauchen in der Tat viele, zu viele Fremdwörter, die keineswegs allgemein bekannt, geschweige verständlich sind.« Dem Fremdwortgebrauch der Nationalsozialisten wohnten allerdings gewisse Eigeninteressen inne: Sie wollten sich weltoffen und gebildet geben – oder bestimmte Sachverhalte und Aussagen verschleiern. Die Sprachreiner beriefen sich auf einen anderen Volksbegriff als die Nazis: Sie waren der Ansicht, dass die gemeinsame Sprache ein Volk ausmache, was die Menschen jüdischer Herkunft mit einschloss. Ja, man sprach sich sogar gegen Ansätze antisemitischer Sprachreinigung aus, die sich gegen aus dem Hebräischen kommende Wörter wie *koscher*, *Mischpoke* oder *Pleite* richtete. Die Gefahr, die von solchen Wörtern ausgehe, sei weit überschätzt.

Teils aus dem akademischen Umfeld wurden Stimmen laut, die einer rassistisch motivierten Sprachreinigung das Wort redeten, indem sie den Juden allgemein die Schuld an der »Fremdwörterei« gaben. Denn das Fremdwort sei reines »Verstandeswort« und »quelle« nicht aus dem Herzen. Nachdem bekannt wurde, dass das Ehrenmitglied des Sprachvereins, der prominente Sprachreiner Eduard Engel, jüdischer Herkunft war, wurde gar die Sprachreinigung selbst als jüdisches Phänomen diffamiert. Goebbels gebot dem Treiben 1937 Einhalt, 1940 untersagte Hitler die Fremdwortjagd per Erlass.

Purismus als Randerscheinung

Nach dem Krieg trat die Gesellschaft für deutsche Sprache die Rechtsnachfolge des Sprachvereins an. Die Gesellschaft, aus deren Reihen 1991 die Aktion »Unwort des Jahres« hervorging, interessiert sich kaum mehr für Fremdwörter. Wegen der Verstrickung des Purismus in die katastrophalen Ereignisse der deutschen Geschichte galt es lange Zeit als eine Art Tabu in der Sprachpflege, den Fremdwortgebrauch zu kritisieren.

So waren es nur kleinere Gruppierungen, zum Teil Abspaltungen der Gesellschaft für deutsche Sprache, die sich gegen den Fremdwortgebrauch engagierten. 1997 jedoch wurde der Verein zur Wahrung der deutschen Sprache gegründet. Der Verein, der sich inzwischen »Verein deutsche Sprache« (VDS) nennt, hat sich vor allem den Kampf gegen das »Deng-

lich« auf die Fahnen geschrieben, den starken Einfluss des Englischen auf die Gegenwartssprache. Der Verein wirft der Sprachwissenschaft vor, sich nicht normativ und sprachplanerisch einzubringen.

Das Unbehagen über den zunehmenden Einfluss des Englischen zieht sich durch weite Bevölkerungsschichten, was sich am raschen Wachstum des VDS ablesen lässt, der inzwischen 36 000 Mitglieder zählt. Die Forderung nach einem Sprachschutzgesetz, wie es in manchen Ländern existiert, war bislang erfolglos. Einige Linguisten kritisieren den Verein und werfen ihm vor, seine Sprachkonzeption sei nicht mit den Erkenntnissen sprachwissenschaftlicher Forschung vereinbar. Insbesondere lehnt man das aktive Eingreifen in den Sprachgebrauch ab. Der Blogger Stefan Nigge-meier schimpft den Verein Deutsche Sprache gar »eine Art Sprach-Pegida«.

All dies zeigt: In Zeiten von *Meetings* und *Facility Managern* ist das Thema Sprachreinigung wieder aktuell. Wer sich jedoch als Fremdwortkritiker zu erkennen gibt, riskiert unter Umständen, in eine nationalistische Ecke gestellt zu werden – und tatsächlich gibt es unter den »neuen Sprachreinigern« solche, die über das Ziel hinausschießen. Dabei wäre ein unverkrampfter und pragmatischer Umgang mit der Frage, wie mit Fremdwörtern im Deutschen zu verfahren sei, durchaus wünschenswert. ●



Die Autorin

Dr. Anke Sauter, 48, hat in Bamberg Germanistik, Journalistik und Geografie studiert. Mit einer Dissertation über das Leben und Werk des Stillehrers und Fremdwortpuristen Eduard Engel wurde sie promoviert. Das Buch ist inzwischen vergriffen, nun denkt sie über eine Neuauflage nach – sofern es ihr die Arbeit als Wissenschaftsredakteurin in der Abteilung Public Relations und Kommunikation der Goethe-Universität erlaubt.

sauter@pww.uni-frankfurt.de

A vertical movie poster for the film 'Jaws'. The image is split horizontally. The top half shows a woman in a bikini swimming on a surfboard on the surface of the ocean. The bottom half shows a shark's open mouth with sharp teeth, swimming directly towards the viewer from below. The background is a clear blue sky and ocean. The words 'KUNST' and 'WELTEN' are written in white, sans-serif font on either side of the water line.

KUNST

WELTEN

Der globale Dialekt der Moderne

Der Film als Medium des Fremden, des Eigenen und der kulturellen Indifferenz

von Vinzenz Hediger

Der Film als modernes mobiles Medium lebt von Erfahrungen des Eigenen und Fremden. Zeigten die Reisefilme zu Beginn des 20. Jahrhunderts bewusst die »wunderbare Differenz« zur eigenen Wirklichkeit, wurde in der heilen Welt der Heimatfilme nach Ende des Zweiten Weltkriegs das Eigene für den Konsum verfügbar gemacht. Erst die Hollywood-Blockbuster verfolgten die Strategie, das kulturell Fremde so zu minimieren, dass daraus der für alle verständliche »Dialekt der Moderne« wurde.

Modernität, so der Historiker John Darwin, besteht in der Fähigkeit einer Gesellschaft, Dinge, Menschen und Ideen über große Distanzen zu verschieben. Die europäischen Imperien basierten demnach weniger auf territorialen Eroberungen als vielmehr auf Netzwerken der Logistik – von der Schifffahrt über Eisenbahnnetze bis zum Einsatz von Telefon und Telegraf. Modernität lässt sich in diesem Sinn auch als ein Modus von Gesellschaft bestimmen, der durch die Mobilisierung von Dingen, Menschen und Ideen unablässig Erfahrungen des Eigenen und des Fremden, von Identität und Differenz produziert. Der Film, selbst mobil, ist also ein modernes Medium par excellence.

Dass der Film eine Affinität zur Logistik der Moderne hat, zeigt sich schon in seinen frühesten Formen. Die Koppelung der Bewegung der Eisenbahn mit jener der Kamera genügte dem frühen Kino schon als Stoff für einen Film.

»Ghost rides« heißt ein populäres Genre von Landschaftsaufnahmen, die von einer fahrenden Lokomotive aus gedreht wurden und nicht zuletzt als Werbung für die Eisenbahn dienten. Neben der Erfahrung des Sublimen und des Naturschönen stand aber schon im frühen Kino die Erfahrung des Fremden und der kulturellen Differenz im Vordergrund.

Das Spektakel der »wundersamen Differenz«

Zum Repertoire des frühen Kinos gehörten Reisefilme und Dokumentationen kultureller Praktiken. Die Sujets umfassten das ganze Repertoire der ethnologischen Feldforschung: Handwerk, Nahrungszubereitung, Kleidungsstile, Tänze, Rituale. Das Publikum, das in den ersten Jahren des Kinos Filme meistens noch in Varietés, Wanderkinos oder zu Kinos umgebauten Ladenlokalen schaute, bekam so auf der Leinwand das Spektakel der »wundersamen Differenz« zu

1 Kulturfreie Grundangst, von einem großen weißen Fisch gefressen zu werden: Steven Spielbergs »Jaws« von 1975 ist die Mutterfolie des Blockbuster-Kinos der letzten vier Jahrzehnte.

sehen, wie die Filmwissenschaftlerin Alison Griffith in ihrer Studie zu den Filmen des American Museum of Natural History den Attraktionswert früher ethnografischer Filme beschreibt.

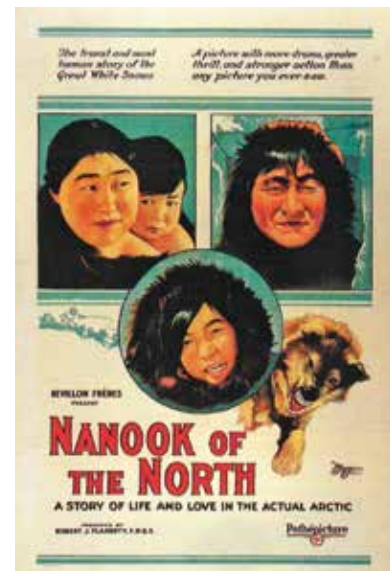
Das Spektakel der »wundersamen Differenz« blieb aber auch nach der Einführung des Langspielfilms und dem Übergang zum Filmpalast in den frühen 1910er Jahren ein beliebter Programmbestandteil. In Deutschland hießen Reisefilme mit ethnografischen Motiven bald »Kulturfilm«, während sie in Frankreich unter dem Titel »documentaire« liefen. In den USA entwickelte sich der Reisefilm mit spekulativen ethnografischen Themen zum Subgenre des Abenteuerfilms. So bereiste der Filmemacher Martin Johnson in den frühen 1910er Jahren die Neuen Hebriden und veröffentlichte danach eine Reihe von Filmen, die sich unter Titeln wie *Cannibals of the South Seas* (1912), *Among the Cannibal Isles of the South Seas* (1918) und *Head-hunters of the South Seas* (1922) großer Popularität erfreuten.

Serien wie »South Seas« und das Ende der Völkerschau

Der Film bot sich bei seinem Auftreten nicht zuletzt als Substitut für andere Kunstformen

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Der Film bot sich zu Beginn als Substitut für andere Kunstformen wie Malerei, Fotografie und Theater an; aber auch für die sogenannten Völkerschauen, die z. B. Hagenbeck in Hamburg inszenierte.
- Kulturelle Praktiken aus der Ferne gehörten zum Repertoire des frühen Kinos mit seinen Reisefilmen und Dokumentationen. Dabei rekonstruierten die Filmemacher nicht selten eine Lebensform, die schon längst nicht mehr existierte.
- Der deutsche Heimatfilm in heilsamer Natur animierte zur Wiederentdeckung des eigenen Landes jenseits der Trümmer in den Großstädten. Edgar Reitz mit seinem Mehrteiler »Heimat« und andere Regisseure des neuen deutschen Films entwickelten ab den 1960er Jahren eine Kontrastfolie zu den Filmen der jungen Bundesrepublik.
- Blockbuster aus Hollywood sollten universell sein und Zuschauer in aller Welt ansprechen, deshalb werden kulturelle Unterschiede konsequent minimiert.



2

wie die Malerei oder das Theater an –, und zwar, indem er diese in einem doppelten Sinne in Bewegung versetzte: An die Stelle des Standbilds der Malerei setzte der Film das Laufbild, während er Theater und Malerei ortsunabhängig verfügbar machte. Filme wie die *South Seas*-Serie von Martin Johnson funktionierten in einem vergleichbaren Sinn als Substitut für eine zuvor noch ortsgebundene Form des Spektakels: für die sogenannte Völkerschau.

Ein Pionier der Völkerschau war der Hamburger Zoounternehmer Hagenbeck, der 1875 eine lappländische Familie ihr Alltagsleben vor Publikum darstellen ließ. Zu den Attraktionen der Weltausstellung in Paris 1889 gehörte neben dem Eiffelturm ein afrikanisches Dorf mit 400 Einwohnern, während die Weltausstellung in Chicago 1893 nicht weniger als 17 »Eingeborenen-Dörfer« umfasste. So beliebt Völkerschauen auch waren, sie kosteten viel Geld und verlangten eine mehrjährige Vorbereitungszeit. Filme wie Johnsons *South Seas*-Serie waren ein kostengünstiges Substitut für die Völkerschau und erreichten zudem noch ein größeres Publikum.

In diesem Zusammenhang kann man auch noch *Nanook of the North* von Robert Flaherty von 1922 sehen, der oft als der erste Dokumentarfilm im uns nun geläufigen Sinne behandelt wird. Flaherty veröffentlichte in den 1910er Jahren in der angesehenen Fachzeitschrift *The Geographical Review* eine Reihe von wissenschaftlichen Artikeln über seine Forschungsreisen an die kanadische Belcher Bay und nach Labrador. Auf diese Forschungen aufbauend, aber durchaus immer noch in der Tradition von Hagenbecks erster Völkerschau mit Lappen von 1875, erzählt Flaherty in *Nanook* vom Alltagsleben eines Inuk und seiner Familie. Dabei rekonstruierte der Film eine obsoletere Lebensform und verwendete Kleider und Gerätschaften,

die zum Zeitpunkt des Drehs bereits nicht mehr in Gebrauch waren.

Während *Nanook* vom britischen Regisseur und Filmtheoretiker John Grierson bald als Anfangspunkt einer neuen Art des Filmmachens, eben des »documentary« gefeiert wurde, worunter Grierson ein »creative treatment of actuality« verstand, eine künstlerische Bearbeitung des Tatsächlichen, wurde *Nanook* im Moment seines Erscheinens als Attraktion für ein großes Publikum vermarktet. *Nanook* lief mehrere Monate im Filmpalast »Roxy« am Broadway in New York; findige Geschäftsleute brachten »Nanook«-Pelzmode für Sie und Ihn, »Nanook«-Kühlschränke und »Nanook«-Speiseeis auf den Markt. Das Spektakel der wundersamen Differenz leitet so über zu der Haltung, sich das Fremde im Modus des Konsums zu eigen zu machen.

Die heile Welt des Heimatfilms und Reisen durch deutsche Lande

Dem Film kommt mitunter aber auch die Rolle zu, das Eigene für den Konsum verfügbar zu machen. Der Heimatfilm des deutschen Nachkriegskinos ist dafür ein prägnantes Beispiel. Geschichten von der Liebe im Grünen, von Brauchtum und Tradition, Wanderschaft und heilsamer Natur versichern dem Publikum, dass es eine heile Welt jenseits der Trümmerlandschaften gibt, welche das Nazi-Regime hinterlassen hatte. Die ersten Filme der Nachkriegsjahre, die sogenannten »Trümmerfilme« wie etwa Wolfgang Staudtes *Die Mörder sind unter uns* von 1946, spielten noch in Städten und handelten von den langen Schatten der Nazi-Barbarei. Für den Heimatfilm bildet die Kriegserfahrung allenfalls noch den Ausgangspunkt der Erzählung. In *Grün ist die Heide* von Hans Deppe von 1951, den der Filmwissenschaftler Johannes von Moltke als Prototyp der Heimatfilme der 1950er Jahre beschreibt, spielt Hans



© Berolina Film, Berlin

3



© Yash Chopra Productions

4

Stüwe den Junker Lüder Lüdersen, der nach der Flucht aus Ostpreußen sein Leben als Wilderer in der Lüneburger Heide fristet und in ein Drama aus Liebe, Jagd und Tod verwickelt wird. Die Geschichte endet mit der Bildung von gleich zwei glücklichen Paaren, wobei das eine Paar nur zustande kommt, weil die Frau von ihrem ursprünglichen Plan absieht, nach Amerika auszuwandern: Das Idyll der Heide siegt über die Lockungen der technischen Moderne.

Die deutschen Landschaften, die der Heimatfilm der 1950er Jahre für den Konsum im Kino zurichtete, entwickelten sich dabei in den Jahren des Wirtschaftswunders bald zu beliebten Tourismus-Destinationen. »Trade follows film«, lautet eine Losung des amerikanischen Kinos. So, wie indische Touristen seit den 1990er Jahren die Schweiz bereisen, um die Drehorte der großen Bollywood-Liebesfilme in den Berner Alpen zu besichtigen, strebten die Deutschen der Nachkriegsjahre der grünen Heide und den Alpenhängen zu, die sie im Kino gesehen hatten, zumal diese über die Autobahnen und im Volkswagen, der zu den übergangslos übernommenen Hinterlassenschaften der Nazis gehörten, die leicht zu erreichen waren.

Die Umwidmung des Ländlichen in Reitz' Reihe »Heimat«

Bildete der Heimatfilm für die Regisseure des neuen deutschen Films der 1960er und 1970er Jahre noch die Kontrastfolie, von der man sich um jeden Preis abzusetzen versuchte, so beginnt das Kino in den 1980er Jahren mit einer bedeutsamen Umwidmung des Motiv-Repertoires des Ländlichen und der vermeintlich heilen Welt im Grünen. *Heimat* war der ebenso schlichte wie provokante Titel eines Mehrteilers, den Edgar Reitz 1981/1982 mit Fernsehgeldern produzierte, von vornherein aber auch als Kinofilm anlegte.

3 *Flinte, Hund und Herz:* In »Grün ist die Heide«, dem ersten deutschen Nachkriegs-Heimatfilm, findet ein Wilderer mit ostpreußischem Migrationshintergrund in der Lüneburger Heide sein neues Revier.

4 *Heimat ist, wo die Natur zur Tanzfläche wird:* Die Bollywood-Superstars Shahrukh Khan und Kajol auf einer Wiese bei Gstaad im Blockbuster »Dilwale Dulhania Le Jayenge« (»Dem Wägsten gebührt die Braut«) von 1995.

5



© Edgar Reitz Filmproduktions GmbH, München

6



5 Alltagsgeschichte als Hefeteig, aus dem die große Chronik aufgeht: Marita Breuer als Maria Simon in Edgar Reitz' »Heimat« von 1984.

6 Ihre Autobiografie war ein Kochbuch: Sophia Loren, Italiens Nachkriegs-Filmstar par excellence, bäckt Pizzas und verkörpert den weltweiten Exporterfolg der »Italianità«.

Konzipiert als Reaktion auf die amerikanische Fernsehserie »Holocaust«, die von Reitz und anderen seiner Kollegen als hegemoniale Aneignung der deutschen Geschichte durch das kommerzielle amerikanische Fernsehen aufgefasst wurde, erzählt »Heimat« die Geschichte des Bauerndorfes Schabbach im Hunsrück von den 1920er bis in die 1960er Jahre – eine filmische Alltagsgeschichte des ländlichen Deutschland von der Weimarer Republik und der Nazi-Zeit bis zu den gesellschaftlichen Umbrüchen der 1960er Jahre. Angespornt vom Erfolg der ersten Serie, realisierte Reitz später zwei weitere

Staffeln, welche die Geschichte bis in die 1990er Jahre fortsetzen und die männliche Hauptfigur der ersten Folge ins Zentrum stellen: die Figur des vaterlosen Bauernsohns, der zum Komponisten für Neue Musik aufsteigt.

Stereotype und die konsumierbare kulturelle Differenz

Ein frühes Vorbild der sogenannten »quality TV«-Serien, die derzeit die amerikanische TV-Produktion dominieren, ist Reitz' *Heimat*-Reihe mehr als nur eine kritische Aneignung von Motiven des Heimatfilms: eine Verknüpfung von Entwicklungsroman und Künstlerroman mit dem Komponisten, einer Leitfigur der deutschen Kultur, als Helden. Die internationale Resonanz, die Reitz' *Heimat*-Reihe fand, verweist dabei auf eine Logik, von der auch schon das italienische Nachkriegskino mit seinen Stars wie dem Latin-Lover par excellence Marcello Mastroianni und der voluptuösen Sophia Loren profitierte: Das Kino verfertigt das Eigene zum Spektakel kultureller Identität, das sich anderen als konsumierbare kulturelle Differenz verkaufen lässt. Im Falle von *Heimat* macht das Stereotyp des Deutschen als erdverbundener Dichter / Denker / Musiker den Markenkern aus, bei Mastroianni und Loren ist es die »Italianità«, die italienische Lebensart, die um Liebe und Küche kreist; nicht von ungefähr erschien die Autobiografie von Sophia Loren in Form eines Kochbuchs.

Die Hollywood-Strategie: Die Minimierung des Spezifischen

Auf Dauer als erfolgreicher erwies sich aber nicht die Kommodifizierung des Eigenen, in dessen Prozess das Eigene zur Ware wird, sondern die gegenteilige Strategie, die Hollywood verfolgt: nämlich die Strategie, in Filmen die Markierungen kultureller Differenz und Spezifik zu minimieren und ein Spektakel kultureller Indifferenz anzubieten, das sich alle zu eigen machen können, ohne zuerst einen Graben des Fremden überwinden zu müssen. In exemplarischer Weise stehen für diese Adressierungsweise, welche die Filmwissenschaftlerin Miriam Hansen mit dem Begriff der »vernacular modernity«, des globalen Dialekts der Moderne, schön auf den Punkt gebracht hat, die Filme der Pixar-Studios und John Lasseters, des Pioniers der digitalen Animation.

Schon der erste kurze Pixar-Film, *Luxo Jr.* von 1986, macht dies deutlich. Er zeigt die Interaktion von zwei Tischlampen, einer größeren und einer kleineren. Die kleinere spielt unter der Beobachtung der größeren mit einem Ball, bis diesem die Luft ausgeht. Traurig sinkt die kleine Lampe in sich zusammen, doch dann entdeckt sie einen noch größeren Ball und spielt freudig weiter. Der Lampenschirm dient als Kopf, die

Lampe als Auge, der Ständer als Körper, und in der animierten Bewegung vermögen die beiden Lampen alle grundlegenden Emotionen darzustellen, die für das Funktionieren der Geschichte notwendig sind. In welcher Beziehung der Verwandtschaft die beiden Lampen stehen, wo sie herkommen, welches Geschlecht sie haben – all dieser Festlegungen bedarf die Geschichte dabei nicht, um erzählt zu werden. *Luxo Jr.* ist in diesem Sinne das platonische Ideal des globalen Blockbuster-Films: Ein Film, der sich auf einer basalen Ebene kultureller Universalien zu bewegen versucht und den Unterschied zwischen Eigenem und Fremdem strategisch vermeidet, um bloß niemanden vorschnell aus dem Kreis des Publikums auszuschließen. Es bedarf beispielsweise keiner interkulturellen Hermeneutik, um zu verstehen, dass es nicht angenehm ist, von einem weißen Hai gefressen zu werden. Steven Spielbergs *Jaws* von 1975, einer der ersten großen Blockbuster-Erfolge des sogenannten »New Hollywood«, spielt genau dieses Szenario durch. Und wenn Blockbuster nicht von kulturfreien Grundängsten handeln, basieren sie doch immerhin vorzugsweise auf Vorlagen, deren kulturübergreifender Appeal schon feststeht, wie etwa den weltweit erfolgreichen Harry-Potter-Romanen.

Das Filmgeschäft ist notorischerweise mit extremen Risiken behaftet: 80 Prozent aller Filme sind Flops, und 20 Prozent aller Filme machen 80 Prozent aller Einnahmen. Bei allem Attraktionswert des Spektakels der wunderbaren Differenz und des zu Waren werdenden Eigenen, gilt so am Ende doch das Gesetz der großen Zahl. Und die größten Zahlen an der Kinokasse garantiert seit mehr als 100 Jahren Hollywoods globaler Dialekt der Moderne, das Spektakel der kulturellen Indifferenz. ●



Der Autor

Prof. Dr. Vinzenz Hediger, Jahrgang 1969, hat die Professur für Filmwissenschaft am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften der Goethe-Universität inne. Er leitet u. a. den Master »Filmkultur: Archivierung, Programmierung, Präsentation«, der gemeinsam mit dem Deutschen Filminstitut angeboten wird, und ist Sprecher des DFG-Graduierten-Kolleg »Konfiguration des Films«, das 2017 seine Arbeit aufnehmen wird. Seit 2012 kuratiert er in Zusammenarbeit mit Marc Siegel und dem Kino im deutschen Filmmuseum die Reihe »Lecture & Film«. In den nächsten beiden Semestern befasst sich diese Reihe in öffentlichen Vorträgen mit Filmvorführungen als Veranstaltung des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« unter dem Titel »Schneller als der Witz. Die Filme von Ernst Lubitsch« mit dem Werk des erfolgreichsten Deutschen in Hollywood. 2015 erschien von ihm gemeinsam mit Lorenz Engell, Oliver Fahle und Christiane Voss »Essays zur Filmphilosophie, Ein Versuch in vier Experimenten«. Darin werden vier Leitkonzepte der Film-Philosophie vorgestellt: der Affekt, die Agentur, die Aufhebung und das Außen.

hediger@em.uni-frankfurt.de

– Anzeige –



RESTAURANT
STURM UND DRANG
CAFÉ-BISTRO

Speis + Trank
AM CAMPUS WESTEND

TÄGLICH WECHSELNDE SPEISEN | FIRMEN- UND FAMILIENFEIERN | CATERING

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Sturm und Drang

Tel: 069 / 798 34551

E-Mail: info@cafe-sturm-und-drang.de

www.cafe-sturm-und-drang.de



Loving the alien: David Bowie

Der Verwandlungskünstler des Glamrock
und die Dekonstruktion der Gendervorstellungen

von Dirk Frank



Der Anfang 2016 gestorbene David Bowie hat wohl wie kaum ein anderer Künstler die Popmusik als Gesamtkunstwerk verstanden und sie textlich, musikalisch und visuell mit dem Neuen und Fremden konfrontiert.

Die unterschiedlichen Farben seiner Augen galten vielen Betrachtern bereits als physische Manifestation seiner Andersartigkeit. Dabei hatte diese Besonderheit eine vergleichsweise banale Ursache: Nach einer Schulhofprügelei mit seinem Freund George Underwood (der später unter anderem das Cover des Bowie-Albums *Aladdin Sane* entwirft) im Alter von 15 Jahren bleibt die Pupille seines linken Auges starr und dunkel. »Traumatische Mydriasis« nennt die Medizin dieses Phänomen, das im Falle Bowies natürlich nicht wie eine Verletzung, sondern wie eine willentlich herbeigeführte Verkünstlichung wirkte. Bowie gilt in der Pop- und Rockgeschichte als »Chamäleon«, als Verwandlungskünstler. Den Begriff mochte er selber nicht, da er das Tier als eines sah, das sich mit seiner Tarnung versteckt: »Ich glaube, ich

habe immer genau das Gegenteil versucht.« (zit. n. Lachner, *David Bowie*, S. 166)

Bowie begnügt sich nicht damit, ein einmal etabliertes Image zu bedienen und damit die Erwartungen seines Publikums zu erfüllen, wie viele seiner Generationengenossen. Frisur, Kleidung, Bühnenoutfit, aber auch die Covergestaltung, kurzum: Sein komplettes visuelles Image war ihm wichtig. Der Musiktheoretiker und Komponist Thomas Krämer schreibt zuspitzend, das sei der eigentliche Kern seiner künstlerischen Existenz gewesen – die Musik werde quasi drum herum konstruiert (Krämer, S. 187).

Der am 8. Januar 1947 im Londoner Arbeiterstadtteil Brixton geborene David Robert Jones wächst relativ behütet auf, wenngleich in seiner Familie einige Fälle von psychischen Krankheiten zu verzeichnen sind. Bowies älterer Bruder Terence wird in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen und nimmt sich später das Leben. Der junge David gilt als Außenseiter, kann sich aber durchaus in Schlägereien zur Wehr setzen. Die Familie zieht Anfang der 1950er Jahre ins bürgerlichere Bromley, der Junge genießt den bescheidenen Reichtum einer britischen Mittelklasse-Familie, die sich

1 Der Verwandlungskünstler und seine Alben: Auf dem Album »Diamond Dogs« (1974) posiert Bowie als Mensch-Hund-Zwitzer. Die Zeichnung des Belgischen Künstlers Guy Peellaert zeigte ursprünglich auch die Genitalien des Wesens, wurde dann jedoch übermalt.

Literatur

- 1 Diederich Diederichsen, *Über Pop-Musik*, Köln 2014.
- 2 Thomas Krämer, *Androgynie, Alterität und Alienität im britischen Glam zwischen 1970–74*, Münster 2014.
- 3 Harry Lachner, *David Bowie*, in: *Reclam Rock-Klassiker*, hrsg. von Peter Kemper, Stuttgart 2003, S. 167–187.
- 4 Christopher Sandford, *David Bowie, die Biographie*, Höfen 2003.

immerhin einen Fernseher leisten kann – eine wichtige Inspirationsquelle für den neugierigen Jungen. Auf der Schule gilt David nicht als besonders talentiert. Aber prägend für seine spätere Karriere ist, wie bei vielen Musikern der britischen Popmusik, der Besuch einer Art School: Auf der Bromley Technical High School hat er neben Musik- auch Kunst- und Designunterricht, lernt Peter Frampton kennen, mit dem er auch zusammen Musik macht. Sein breites Interesse auch an Theater, Bildender Kunst und Jazz sorgt dafür, dass seine ersten Bandprojekte ihm zu eng erscheinen: Nur Musik zu machen, ist ihm offensichtlich zu wenig, er beschäftigt sich auch mit Make-up und verpasst seiner Band schon mal eine Langhaarfrisur, die alle tragen müssen.

Weltall und Aliens

Bowies Interesse für unterschiedliche Musik- und Kunstrichtungen, auch für die die Modkultur prägende Leidenschaft für modisch-stilistische Abgrenzungen, ist eher ein Hindernis auf dem Weg zum Erfolg: Seine ersten Platten flop- pen. Der Durchbruch gelingt ihm dann mit dem Song *Space Oddity* (1969), der den Anfang markiert einer über mehrere Alben reichenden Beschäftigung mit der Thematik von Weltraum,

extraterrestrischen Lebensformen – in den 1950er und 1960er Jahren nicht zuletzt wegen des Wettrennens der beiden Weltmächte zum Mond ein beliebtes Sujet. *Space Oddity* ist bereits sprachlich Stanley Kubricks einflussreichem Film *Space Odyssey* nachgebildet und erzählt eine »Weltraumkuriosität«: Der Protagonist Major Tom gleitet mutterseelenallein durch das Welt- all, die irritierenden Funksignale der »Ground Control« von der Erde, dass der Kontakt abzu- brechen droht, scheinen ihn aber nicht zu inter- essieren, er befindet sich in einem seelischen Zustand des »Floating«: »Here am I floating round my tin can / Far above the Moon / Planet Earth is blue / And there's nothing I can do.«

Bowies zweiter kommerzieller Erfolg, die Single *Starman* (1972), knüpft an die Thematik an, erweitert sie jedoch im Hinblick auf die Figur eines Außerirdischen: »There's a starman waiting in the sky / He'd like to come and meet us / But he thinks he'd blow our minds.« Eingebettet ist *Starman* in das Album *The rise and fall of Ziggy Stardust*, das Bowie eine Weltkarriere beschert. Er geht mit seiner Begleitband »The Spiders from Mars« und einer aufwendigen Bühnen- show auf Tour. *Ziggy Stardust* enthält keine kohärente Geschichte, aber die Songs des Albums kreisen um den Helden Ziggy, der auf

– Anzeige –

Auch in Frankfurt studiert?



GOETHE
UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN

Es lohnt sich, mit Ihrer Universität in Verbindung zu bleiben:

- Sie bleiben in Kontakt mit dem Nachwuchs Ihres Fachgebietes.
- Sie können sich mit anderen Ehemaligen austauschen und Ihr wertvolles Netzwerk erweitern.
- Sie erhalten Einladungen zu exklusiven Alumni-Veranstaltungen, Informationen über Weiterbildungsangebote und regelmäßig das Alumni-Magazin „Einblick“.
- Sie bleiben über Ihre Alma Mater auf dem Laufenden.
- Sie teilen Ihr Praxiswissen mit Studierenden – und erfahren, was Studierende heute bewegt.

Melden Sie sich jetzt an:
alumni@uni-frankfurt.de
www.alumni.uni-frankfurt.de

GOETHE
ALUMNI

DAS NETZWERK FÜR
ALLE EHEMALIGEN
DER GOETHE-UNIVERSITÄT

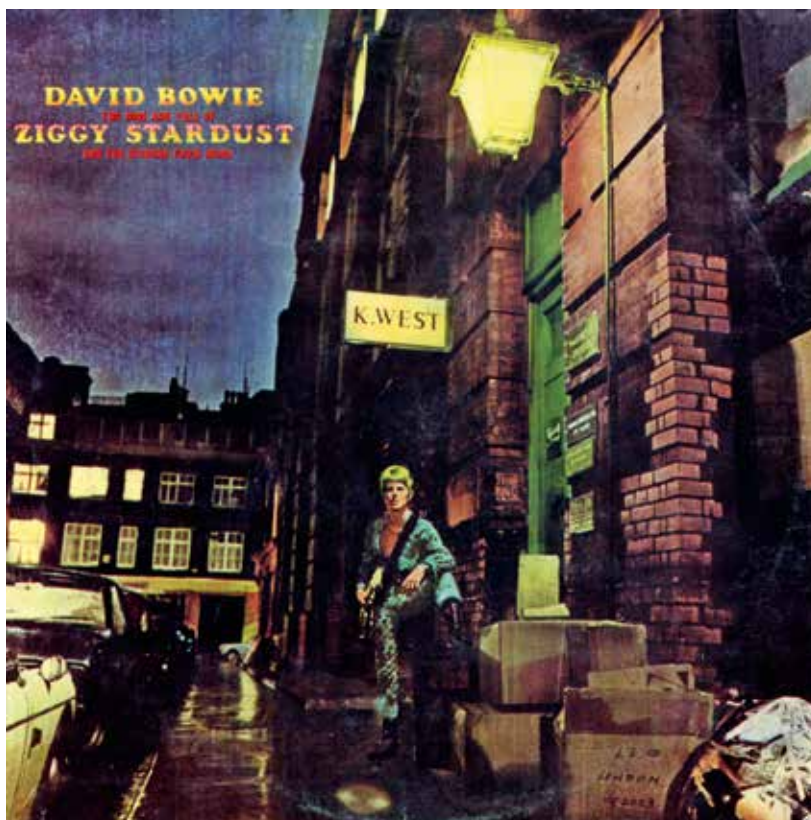
0-gmbh.de

die Erde gekommen ist, um den Leuten den Rock 'n' Roll zu bringen, letztendlich aber scheitert und sogar zum »Rock 'n' Roll Suicide« wird. Ob er wirklich ein Alien ist oder ein Erdling sich dies nur imaginiert, bleibt in der Schwebe. Für letztgenannte Deutung spricht die Tatsache, dass Bowie wohl die reale Geschichte seines Landsmannes Vince Taylors inspiriert hat, der als Rock 'n' Roll Star wegen Drogensucht ins Abseits geriet.

Mit Plastikstiefeln, engen Hosen, durchsichtigen Hemden und der roten Stachelfrisur spielt und verkörpert Bowie den Helden Ziggy auf der Bühne, eine androgyne Figur und Projektionsfläche für alle möglichen Sehnsüchte: »Bowie wollte etwas darstellen – etwas für jeden«, so Christoph Sandford in seiner Bowie-Biografie (Sandford, S. 106). 1973 wird Ziggy Stardust, am Ende einer höchst erfolgreichen Tournee, von Bowie theatralisch »beerdigt«. 1976, als Bowies Begeisterung für das Extraterrestrische eigentlich schon vorüber ist, mimt er in Nicolas Roegs Literaturverfilmung *Der Mann, der vom Himmel fiel* einen blassen Alien mit roten Haaren, der, von den Menschen unverstanden, an seinen hehren Zielen scheitert. Ähnlich ergeht es Bowies Figur Major Tom, die 1979 im Song *Ashes to ashes* noch mal auftaucht, allerdings entzaubert Bowie das Bild des entrückten, zu einer höheren Bewusstseinsform gelangten Raumfahrers. So singt Bowie selbstreferenziell über »a guy that's been in such an early song«, doch nun lautet die nüchterne Diagnose: »We know Major Tom's a junkie.« So sind Bowies Fiktionen von außerirdischer Exotik immer auch von irdischen Abgründen durchsetzt. So beschreibt der Song *Loving the alien* (1984) ein apokalyptisches Szenario voller religiöser Verirrungen, in dem das oder der Fremde seine utopische Verheißung gänzlich eingebüßt hat.

Glamrock – die sexuelle Mehrdeutigkeit der Popkultur

Die stoffliche Tiefe der Alien-Thematik auf Ziggy Stardust und anderen Alben sollte man nicht zu hoch ansetzen. Manche Kritiker bezeichnen Ziggy Stardust gar als »satirisch alberne [...] Geschichte« (Sandford, S. 109). Richtig ist: Bowie greift unter anderem auf Comic- und Science-Fiction-Figuren wie Flash Gordon zurück und fügt dem populären Narrativ von der Begegnung mit dem Weltraum und fremden Lebewesen keine wirklich neue Sinn-schicht zu. Jedoch ist seine Begeisterung für Aliens und andere Humanoide (wie auch auf dem Album *Diamond Dogs* – hier sind es Mensch-Tier-Fabelwesen) viel mehr: nämlich eine bis dato in der Popkultur unbekannte Auseinandersetzung mit Künstleridentitäten und Geschlechterrollen. Im Glam oder Glamrock



geben sich die Musiker in Abgrenzung von traditionellen Rockbands, aber auch von akademischen Spielarten des Rock ein schrilles (»glamouröses«) Outfit, bei dem feminine und androgyne Elemente wichtig sind. Bowie »bot einer Generation, die mit Rockmusikern in schlichten Jeans und höchstens noch dem Westkurven-Gebrüll eines Fußballstadions großgeworden war, einen außerirdischen Messias an, der sie erobern wollte«, schreibt Christopher Sandford (S. 106).

Berühmt geworden ist ein Foto, das in seiner Freizügigkeit die Öffentlichkeit gleichermaßen schockiert wie elektrisiert: Bei einem Konzert im britischen Dunstable simuliert Bowie in voller Ziggy-Montur eine Fellatio an der Gitarre seines Mitstreiters Mark Ronson. Fotograf Mick Rocks hält den Moment der Performance fest, der sich dann fest in das Gedächtnis der Rockgeschichte einschreibt. Thomas Krämer sieht die Provokation und Grenzüberschreitung auch darin begründet, dass die Gitarre einerseits als Phallus-Symbol, andererseits aber auch als »weibliche Körpersilhouette« (Krämer, S. 242) fungiere; somit sei nicht auszumachen, wer in dieser Sex-Simulation den männlichen und wer den weiblichen Part spiele. Es gehe also um »alien sex« (S. 244), der Geschlechteridentitäten nachhaltiger in Frage stelle, als dies die bloße Andeutung von Homosexualität suggeriere.

Die Rezeption Bowies zeigt, dass seine permanente Wandlung als Musiker, Sänger und Performancekünstler oftmals nicht ästhetisch

2 »The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars« (1972) zeigt auf der Vorderseite einen Abschnitt der Heddon Street unweit der bekannten Carnaby Street; das Original-Foto wurde jedoch farblich stark verfremdet. Neben der Abbey Road gehört die Heddon Street heute zu den beliebtesten Pop-Pilgerorten in London.



3 »Heroes«, 1977 im Berliner Hansa-Studio aufgenommen und von Tony Visconti produziert, scheint hinsichtlich Sound und Image bereits Lichtjahre von Bowies Glamzeit entfernt. Das Titelstück, an dem unter anderem Brian Eno und Robert Fripp mitwirkten, gilt vielen Kritikern als Bowies wichtigste Komposition.

verstanden, sondern stattdessen »naturalisiert« wird: Sein Image wird also mit der realen Person Bowie gleichgesetzt. Einiges spricht aber gegen eine biografisch-psychologisierende Deutung seines Werkes: Seine Homo- beziehungsweise Bisexualität, die Anlass gab für viele Spekulationen, auch hinsichtlich Affären mit anderen Rockstars (unter anderem mit Lou Reed oder Mick Jagger), wurde von Bowie Jahre nach seiner Zeit als Aushängeschild des Glamrocks als bewusste Inszenierung entlarvt. Allerdings konzidiert Bowie durchaus das Verschmelzen von Rolle und Person: »Ich bin sogar selber auf Ziggy hereingefallen. Ich wurde Ziggy.« (zit. n. Lachner, S. 174, Hervorhebung im Original) Auch sein vermeintlicher Liebespartner Lou Reed experimentiert in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren mit Geschlechterrol-

len, womit er das sichtbar macht, was im Mainstream-Pop unsichtbar gehalten wurde: Der Kostümszwang, ob im braven Einheitslook der frühen Beatles, in der ledernen Härte des Hardrocks oder in der bunten Flippigkeit der Hippiekultur, wird auf die Spitze getrieben und als exhibitionistisches Mittel eingesetzt, das provoziert, aber insgesamt mehr verhüllt als offenbart.

Der Pop-Theoretiker Diederich Diederichsen hat das Zusammenspiel aus Nähe und Distanz folgendermaßen beschrieben: »Unmittelbarkeit ist das Versprechen der Pop-Musik, aber (diese) Unmittelbarkeit ist Ergebnis eines Mittels, ein Medieneffekt.« (Diederichsen, S. XXVI) Signifikant und Signifikat, das Image des Popstars und sein Inhalt, stehen in einem instabilen Verhältnis zueinander. Dass sich bei der Dekonstruktion von Gendervorstellungen und Pop-Konventionen durchaus ein Gewöhnungseffekt einstellen kann, hat Bowies Glamrock-Kollege Bryan Ferry (Roxy Music) vorgeführt: Er spielt zwar auch mit androgynen Elementen, nutzt dies aber relativ risikolos für die Imagebildung eines Pop-Dandys und Verführers. Bowie hingegen hat sich früh- beziehungsweise rechtzeitig von seinem Glamrock-Image musikalisch wie auch visuell gelöst. Ab Mitte der 1970er Jahre verzichtet Bowie auf den Glamour und die Opulenz der Ziggy-Bühnenperformance, antizipiert stattdessen mit der Figur des »Thin White Duke« bereits die Kühle und Leere von Punk und New Wave. Es wird aber nicht der letzte Rollen- und Imagewechsel seiner Karriere bleiben. ●



Der Autor

Dr. Dirk Frank, Jahrgang 1966, ist Pressereferent an der Goethe-Universität. Seine Lieblingsplatte von Bowie stammt aus dessen Nach-Glamrock-Zeit: »Low« (1977) ist eine sehr »deutsche« Produktion, die Bowie in Berlin aufnahm und auf der er Einflüsse von deutschen Bands wie »Kraftwerk« und »Neu!« verarbeitet.

frank@pvw.uni-frankfurt.de

Die zweite Geschichte

Zwei Arbeiten von Rabih Mroué, Lina Majdalanie und Walid Ra'ad erkunden das Fremde im Eigenen

von Nikolaus Müller-Schöll

Das Fremde, das uns als etwas Unheimliches, nicht dingfest zu Machendes begegnet, zwingt uns dazu, die Grenze zwischen dem Fremden und dem Eigenen neu zu verhandeln. Erfahren lässt sich dies, wenn wir uns einlassen auf zwei aktuelle Arbeiten von libanesischen Künstlern.

Das Fremde ist im Eigenen zu suchen. So könnte man zusammenfassen, was – aufbauend auf einer langen Tradition der Literatur, des Denkens und der Psychoanalyse – der Philosoph Bernhard Waldenfels in seiner über Jahre hinweg entwickelten *Phänomenologie des Fremden* ebenso zu denken gibt wie jene vornehmlich französischen Philosophen, deren Arbeit sein Denken verpflichtet ist (siehe auch Beitrag von Olaf Kaltenborn »Das Fremde zeigt sich, indem es sich uns entzieht«, siehe Seite 29) Das Fremde, so verstanden, ist mithin mehr und anderes als ein bloßes »Spezialthema«, ein Ausnahmefall von der Regel oder das *alter ego* unserer Selbst.

Als Verhandlung des Fremden im Eigenen lässt sich das Projekt einer Reihe libanesischer

Künstler begreifen, die in Installationen, Lecture Performances und Theaterarbeiten uns zwar auch mit Fremdem und Fremden in Kontakt bringen, vor allem aber die Kategorien des Eigenen und des Fremden selbst beständig unterlaufen, ausstellen und neu verorten. Was die Arbeiten des in New York lebenden gebürtigen Libanesen Walid Ra'ad sowie der in Berlin lebenden Libanesen Rabih Mroué und Lina Majdalanie auszeichnet, ist dabei, dass sie in einer buchstäblich grunderschütternden Art und Weise die Mechanismen offenlegen, die der Bildung des Eigenen wie des Fremden zugrunde liegen. Ihr großes Thema ist die Frage der Repräsentation: Wie kann jemand für andere stehen und sie auf einer Bühne oder im öffentlichen Leben vertreten? Wie überhaupt etwas zur Darstellung kommt und was dabei verschwindet. Dies lässt sich an zwei konkreten Beispielen aus der jüngsten Zeit darstellen, an Walid Ra'ads

1 Lecture Performance
»So little time« der Libanesen Rabih Mroué und Lina Majdalanie auf der schmalen Studio-Bühne des Staatstheaters Wiesbaden. Einmal ins Becken gelegt, verbleichen die Bilder, die die Performerin Majdalanie später an die Wäscheleine hängt. Auf der minimalistisch gestalteten Bühne erzählt sie die Geschichte von Deeb Al-Asmar, einem Märtyrer, der seinen Tod und seine Heroisierung überlebt.





Those that are near. Those that are far sowie an der Lecture Performance *So little time* von Rabih Mroué und Lina Majdalanie.

Ferne in der Nähe – Walid Ra’ad:

»Those that are near. Those that are far«

Ein Schacht. Wirkungsvoll ist er in der Mitte des verdunkelten Altarraums der Synagoge Stommeln platziert, deren Fenster mit grobem Holz von außen verbarrikiert sind. Er ist mit hellem Holz ausgekleidet. Eine unsichtbare Lichtquelle erleuchtet ihn von innen her goldgelb. Sein Grund ist nicht erkennbar. Über ihm erhebt sich ein Dreibein, von dem ein Seil nach unten hängt. Um ihn herum ist Erde aufgehäuft. Hat sich das Auge ans Halbdunkel gewöhnt, so sind darin verschiedene Muster auszumachen, Abdrücke von Kisten oder Einkerbungen. Dazwischen sind Trampelpfade erkennbar. Da der Eingang des Altarraums mit einer Holzplatte verbaut ist, sehen die Besucher ihn nur aus der Distanz – von der Frauenempore aus. Vergeblich suchen sie dabei nach einer Perspektive, die es ihnen erlauben würde, auf den Grund des erleuchteten Schachts zu sehen.

Die denkmalgeschützte Synagoge Stommeln in Pulheim bei Köln, in der Walid Ra’ad diese Installation eingebaut hat, ist ein Backsteinbau aus dem Jahr 1882. Er liegt versteckt hinter

einigen zeitlos wirkenden Klinkerbauten an einer verkehrsberuhigten Hauptstraße. Neben der »Süßen Ecke«, einem Kiosk, der »Lotto und vieles mehr« anbietet, weisen eher unscheinbar ein ins schmiedeeiserne Gartentor eingelassener Davidsstern und eine Tafel in der Größe jener, die neben dem Kiosk »Jede Woche Sonderauslosungen« verspricht, auf die temporäre Installation an diesem historischen Ort hin. Das Gebäude überstand die Pogrome der Nazizeit, weil es bereits im Jahr 1937 an einen Bauern verkauft worden war, der es als Abstellkammer nutzte. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfiel es und wurde erst Ende der 1970er Jahre wiederentdeckt, restauriert und dann im Jahr 1983 als Kulturhaus wiedereröffnet. Seither werden jedes Jahr Künstler eingeladen, an diesem Ort eine plastische Arbeit zu schaffen, »die mit dem Raum – seiner Architektur, seiner Geschichte – eine enge Wechselbeziehung eingehen« sollte. Jannis Kounellis, Daniel Buren, Rebecca Horn und viele andere kamen. Jeder der Künstler schuf auf seine Weise ein site-spezifisches Kunstwerk, das zeitlich limitiert einen Kommentar zum Gebäude, seiner Geschichte, der mit ihm verbundenen Assoziationen, politischen Implikationen und räumlichen Vorstellungen sichtbar werden ließ. Unausgesprochen oder explizit stand dabei immer auch der Umgang

2 Ein Schacht – wirkungsvoll ist er in der Mitte des verdunkelten Altarraums der Synagoge Stommeln platziert. »Those that are near. Those that are far« heißt diese Installation des libanesischen Künstlers Walid Ra’ad, die Raum für Assoziationen zu Tunnelsystemen unterschiedlichster Art lässt.

mit der Shoah im Raum, ihre Darstellbarkeit und Undarstellbarkeit, ihr Vergessen und ihre Spuren in der Nachkriegszeit.

Das ist die eine Geschichte. Sie bleibt auch in Walid Ra'ads Installation im Gedächtnis. Doch mit ihr vermittelt Ra'ad wie in allen seinen Lecture Performances, Foto-Arbeiten, Videos, Webseiten und Ausstellungen eine zweite Geschichte, die sich in den vielfältigen Spuren und Abdrücken und vor allem eben in dem der Synagoge hinzugefügten buchstäblich wie im übertragenen Sinne grundlosen Schacht mitteilt. Er lässt Assoziationen mit den Tunnelsystemen unter dem Gazastreifen und der Berliner Mauer aufsteigen, erinnert an Verfolgung und Vertreibung, Flucht, Widerstand und Subversion, animiert zu Spekulation und Fragen.

Dagegen gibt der Titel *Those that are near. Those that are far* einen Hinweis darauf, dass diese Arbeit in der Verbindung der nahen mit der fernen Geschichte letztlich weder bei der einen noch bei der anderen verharren will, vielmehr auf das hindeutet, was die eine wie die andere hervorbringt und beide miteinander verknüpft, auf den Schacht als Ort des Erscheinens und Verschwindens, als Auftrittsort: Er verknüpft, einem Vexierbild oder einer Kippfigur gleichend, eine entfernte Geschichte mit einer naheliegenden, wobei, was nah, was fern ist, von der Perspektive abhängt. Mag ein in Deutschland arbeitender Künstler aus dem Nahen Osten mit der Judenverfolgung heute die Nakba, die Vertreibung der Palästinenser aus dem späteren Israel, assoziieren, so könnte sich umgekehrt dem deutschen Betrachter vielleicht – vermittelt über den Ort der Installation – die Geschichte ferner Konflikte als Wiederkehr derjenigen darstellen, die ihm nahe ist. Doch ob Ra'ads Interesse diesen Assoziationen gilt? Vermutlich geht es dem Künstler eher um das Medium, in dem sie auftauchen: einem künstlich hinzugefügten Raum im Raum, einer Krypta als der Eröffnung des andernorts Festgefügt. Je länger der Betrachter zwischen den möglichen Perspektiven und Geschichten hin und her pendelt, desto deutlicher tritt letztlich hervor, was Ra'ad hier vor allem vor Augen führt: die nicht schließbare Lücke, die sich dort auftut, wo die Grenze zum Anderen, Fremden, erscheint, ein Loch, ein Abgrund, der die Voraussetzung dafür ist, dass dieser Andere zu erscheinen vermag.

Nähe in der Ferne –

Rabih Mroué / Lina Majdalanie: »So Little Time«

Auf andere Weise setzt sich auch die Lecture Performance *So Little Time* mit den Gesetzen, wie das Fremde erscheint, auseinander: Auf der schmalen Studio-Bühne des Wiesbadener Staatstheaters sitzt an einem selbstgebaut wirkenden Sperrholzpult eine Frau und erzählt eine Geschichte. Von Zeit zu Zeit legt sie ein Foto in das rechteckige Becken, das neben ihrer Tischfläche in ihr Pult eingelassen ist. Was in diesem Becken liegt, wird von einer Videokamera auf eine Projektionsfläche links neben der Performerin übertragen. Wir erkennen auf den Fotos die Performerin zusammen mit ihrem Lebenspartner, aber auch unbekannte Leute vor irgendwelchen Bauwerken. Einmal ins Becken gelegt, verbleichen die Bilder und verschwinden. Übrig bleiben weiße Blätter, welche die Performerin später an eine Wäscheleine am vorderen Bühnenrand hängen wird. Als sie diese mit einem Spray besprüht, erscheint auf den weißen Bildern das Bild einer Menschenmenge, vor der wiederum der Kopf der Performerin auftaucht, die nun hinter die

3 Die denkmalgeschützte Synagoge Stommeln in Pulheim bei Köln. Der Backsteinbau wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet.

4 Abgrund im Alltag: Neben der Werbung für die Lotto-Sonderauslosungen weist das Plakat über dem Tor zur Synagoge mit dem siebenarmigen Leuchter den Weg zur Installation von Walid Ra'ad.



3



4

Projektionsfläche getreten ist und von dort weiterspricht.

Das ist der ebenso einfach wie präzise wirkende Ablauf, den Rabih Mroué für die Performerin Lina Majdalanie erdacht hat, die auf der minimalistisch gestalteten Bühne von Sama Maakaroun die Geschichte des Deeb Al-Asmar erzählt. Der Libanese wurde Anfang der 1970er Jahre als »erster libanesischer Märtyrer« im Kampf der Palästinenser gegen die israelische Besatzung des Westjordanlands in Beirut gefeiert, öffentlich beerdigt und an zentraler Stelle in der Stadt mit einer Statue geehrt. Er hatte sich im Verlauf seines Studiums radikalisiert, schmuggelte Waffen und verschwand. Im Zuge eines Austauschs wurde seine Leiche – oder genauer: der Körper, den man dafür hielt – den Libanesen von den Israelis übergeben. Wenige Jahre später stellte sich aber heraus, dass der vermeintliche Märtyrer tatsächlich noch lebte. Sein Name tauchte auf einer Liste entlassener Gefangener auf. So wurde die Statue, die bereits zum festen Bestandteil der Stadt und ihres öffentlichen Lebens geworden war, umbenannt in die »Statue des entlassenen Gefangenen«. Der tote Körper wiederum, den man bis dato für den eines Märtyrers gehalten hatte und den nun keine Seite mehr haben wollte, wurde als unbekannte Leiche eines angeblich arabischen Juden begraben, der »für die Befreiung Palästinas« gestorben sei.

Was als Novelle in der Tradition des 19. Jahrhunderts beginnt, die unerhörte und recht komische Begebenheit eines Märtyrers, der seinen Tod und seine Heroisierung überlebt, wird im Verlauf der Performance zur exemplarischen



Der Autor

Prof. Dr. Nikolaus Müller-Schöll, Jahrgang 1964, ist Professor für Theaterwissenschaft und Leiter des Masterstudiengangs Dramaturgie an der Goethe-Universität. Die Auseinandersetzung mit Eigenem und Fremdem beschäftigt ihn seit Langem im Zusammenhang seiner Arbeiten zu Theater und Politik.

mueller-schoell@tmf.uni-frankfurt.de

Geschichte der Wandlungen eines Mannes und eines Denkmals in der von Kriegen, Bürgerkriegen und verwirrenden Wendungen gezeichneten Geschichte des Libanons: Der überlebende »Märtyrer« und die Statue erleben unzählige Metamorphosen, die uns nach und nach, zum Teil von arabischer Musik begleitet, erzählt werden: Die Statue wird gesprengt und wieder errichtet, sie wird in eine Kunst-Universität verbracht und dort als Modell für Kopien benutzt. Die Kopien werden ihrerseits in der Stadt aufgestellt, der überlebende vermeintliche Märtyrer selbst kopiert seine Statue, indem er sie nach Art der entsprechenden Künstler in großen Städten lebendig nachahmt. Er verheiratet sich mit einer Muslimin und konvertiert, er läuft zur erstarkenden Hisbollah über und verschwindet erneut.

Was im Lauf der Lecture Performance untersucht wird, ist die Frage der Repräsentation im Allgemeinen: Wie verschwindet der Einzelne, das Individuum bzw. der vermeintlich souveräne Held, den man zum Märtyrer erheben und exemplarisch ausstellen kann – wenn er erst einmal zum Modell geworden ist? Und was passiert mit dem, der für das Modell den eigenen Körper opfern musste? Diese Fragen, die an jede Errichtung von Denkmälern für gefallene »Helden« bzw. – im Sprachgebrauch des Libanons der Kriegsjahre – »Märtyrer« gestellt werden könnten, kehren sich im konkreten Fall gewissermaßen um: Was passiert mit dem Einzelnen, wenn er aus der Erhebung zum Exempel wieder auftaucht? Und was passiert mit dem geopfertem Körper, wenn er nicht länger seine symbolische Bedeutung für jenen Einzelnen behalten kann, weil der als lebender Körper wieder aufgetaucht ist?

Zwischen dem Märtyrer und dem ihn überlebenden Rückkehrer tut sich eine Kluft auf, in der zum Vorschein kommt, was im Moment der Erhebung zum Märtyrer verschwinden musste: Das Singuläre des ganz spezifischen Menschen. Es zeigt sich darin, dass diesem spezifischen Menschen über das hinaus, was ihn zum Märtyrer zu machen erlaubte, eine Überlebensfähigkeit eigen war, dass er ein viele Möglichkeiten bergendes und verbergendes Wesen ist, dessen man nicht länger in Gestalt eines Bildes oder eines Denkmals gedenken kann, sondern – das ist die Pointe und Quintessenz der Performance – nur in Form einer Erzählung.

Diese Erzählung – man könnte sie in die Tradition volkstümlichen Erzählens im arabischen Raum stellen – erweist sich dabei eben darin als adäquates Medium der Darstellung des verschollenen, seine Erhebung zum Märtyrer überlebenden Gefangenen, dass sie die Illusion, diese oder irgendeine Fiktion könne adäquat zum in ihr dargestellten Objekt sein, aufkündigt: Die Verwirrung, in die wir nach dem effektvollen

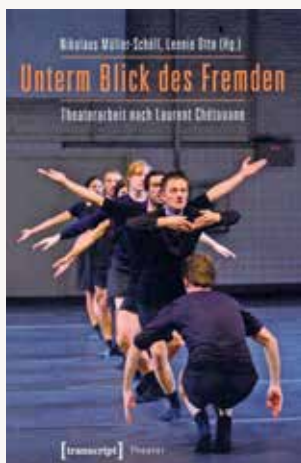
Coup, mit dem die Performance beginnt, in ihrem weiteren Verlauf gestürzt werden, ist jene, die sich einstellt, wenn die Bilder verblassen, die Statuen bröckeln und an ihrer Stelle Unübersichtlichkeit zum Vorschein kommt: In dem Maße, in dem wir nicht länger in der Logik von Besonderem und Allgemeinem umfassen bleiben, können wir nicht mehr genau sagen, was es mit dem Einzelnen auf sich hat. An die Stelle eines Märtyrer-Subjekts und -Individuums tritt ein nicht zu vereinheitlichendes Bündel von Verhaltensweisen. Doch eben, wenn dies am deutlichsten wird, wenn sich die Geschichte Deeb Al-Asmars in den Wirren der libanesischen und syrischen Geschichte verliert, wechselt die Performerin Lina Majdalanie von der Erzählung in der dritten Person in eine in der ersten Person. Das Ich, das sie bemüht, so merken wir nun, ist nichts anderes als eine sprachliche Fiktion.

Mroués Performance stellt sich in letzter Instanz als Auseinandersetzung mit der Identitätspolitik dar, die ihre Züge in allen Einzelheiten des politischen Lebens der von Kriegen gezeichneten vergangenen Jahrzehnte hinterlassen hat: Sie zeigt sich in der Errichtung von Statuen im öffentlichen Leben wie in der Suche nach adäquaten Bildern im privaten Leben, in Zuschreibungen und Bildwerdungen, die in jedem Fall mit dem Verlust dessen einhergehen, was sich unet, wandelbar und ungreifbar körperlich, und dabei als Körper mit Überlebensfähigkeiten unvorhersehbarer Art ausgestattet, bemerkbar macht.

Die Distanz zum Eigenen

Die Entdeckung des Fremden bei Ra'ad und Mroué ist nicht zu verwechseln mit dem, was Brecht als »Verfremdung« bezeichnet hat: Brecht folgerte aus Hegels Satz, wonach das Bekannte eben deshalb, weil es bekannt sei, nicht erkannt werde, dass die Erkenntnis der Dinge voraussetze, dass sie uns erst fremd würden, um uns dann umso bekannter werden zu können. Dagegen verweisen uns die libanesischen Performer auf eine anfängliche Fremdheit, die sich in allem bemerkbar macht, was nicht aufgeht in der Repräsentation – auf den körperlichen Rest, auf die nur sprachliche Setzung, auf das Medium, dessen das Erscheinen und die Repräsentation des Eigenen wie des Fremden bedarf, ohne doch jemals restlos in ihr aufzugehen. Auch wenn sich Ra'ad wie Mroué beständig mit den Fragen beschäftigen, die ihnen durch ihre Herkunft und ihr Umfeld gleichsam aufgedrängt wurden – mit den Kriegen im Libanon, mit dem Krieg gegen den Terror und seinen Folgen für die pauschal zu »Arabern« erklärten Menschen im Nahen Osten und anderswo, mit den Verschwörungstheorien der arabischen Welt und den religiösen Fundamentalismen – ziehen sie sich dabei doch niemals

BUCHTIPP



Nikolaus Müller-Schöll/
Leonie Otto (Hrsg.)

Unterm Blick des Fremden. Theaterarbeit nach Laurent Chétouane

Transcript, Bielefeld 2015,
ISBN 978-3-8376-2913-2, 296 Seiten,
Preis 24,99 Euro.

Chétouanes Choreografie zu Strawinskys »Sacre du Printemps«

Igor Strawinskys »Sacre du Printemps« stellte im Jahr 1913 eine ebenso bahnbrechende wie provokative, das Publikum spaltende Arbeit dar, in deren Zentrum das Verhältnis der europäischen Kultur zu dem ihr Fremden stand. 100 Jahre später erarbeitete der französische Regisseur und Choreograf Laurent Chétouane mit einer Gruppe von Tänzerinnen und Tänzern eine

Übermalung dieser bahnbrechenden Arbeit, in deren Zentrum eine gleichzeitige Auseinandersetzung und Absetzung von Strawinsky stand. Diese Arbeit, »Sacré Sacre du Printemps«, ist der Ausgangspunkt des vorliegenden Bandes. Theaterwissenschaftler, Philosophen, Künstler und Kritiker denken darin darüber nach, was es mit der Arbeit Chétouanes in Choreografie wie Regie auf sich hat.

Mit einer Reihe von Schauspielern, Tänzern, Performern und Laien hat Chétouane einen Stil erst des Sprechens, dann der Bewegungsabläufe und zuletzt des Zusammenspiels entwickelt, der schon lange über seine eigene Arbeit hinauswirkt und zu denken gibt. Beiträge des Bandes untersuchen, inwiefern es in Chétouanes Choreografie gelingt, Fremdes zu tanzen (Waldenfels), in welchem Verhältnis diese Arbeit zu Strawinsky steht (Haß, Schenck), wie die choreografische Arbeit sich zu seinem Theater verhält (Lehmann, Schuster, Kirsch) oder denken über seine Entwicklung in Tanz und Choreografie nach (Tatari, Kruschkova). Ergänzt werden die Beiträge durch zahlreiche Fotografien, ein Werkverzeichnis, eine Bibliografie und ein ausführliches Gespräch mit Chétouane, in dem er nicht zuletzt erläutert, dass eine Arbeit zum Umgang mit dem Fremden nicht »vom Wunsch aus« beginnen darf, »dass ein Fremder nicht mehr fremd ist«.

darauf zurück, einen privilegierten Zugang zu diesen Themen zu haben, Geschichte authentisch zu schreiben, mit der Stimme der Opfer und Unterprivilegierten zu sprechen. Der Schacht in der Synagoge wie auch der singuläre Körper in der Lecture Performance verweisen vielmehr gleichermaßen auf eine Komplikation im Verhältnis von Eigenem und Fremdem: eben darauf, dass schon das vermeintlich Eigene unendlich fremd bleibt und das Fremde nur vermittelt über Eigenes erfahrbar wird, jedoch niemals als solches, sondern nur in einer Fiktion, welche die Grenze zwischen dem Fremden und dem Eigenen selbst neu zu verhandeln erlaubt. Die Arbeiten Walid Ra'ads und Rabih Mroués stellen solche Verhandlungen dar. ●

145

DRAPERS & OUTFITTERS

ARBEE BROS
Sarrie Specialists

Arbee Bros

141 RENARES SARRIE HOUSE

Antiques & Reproductions

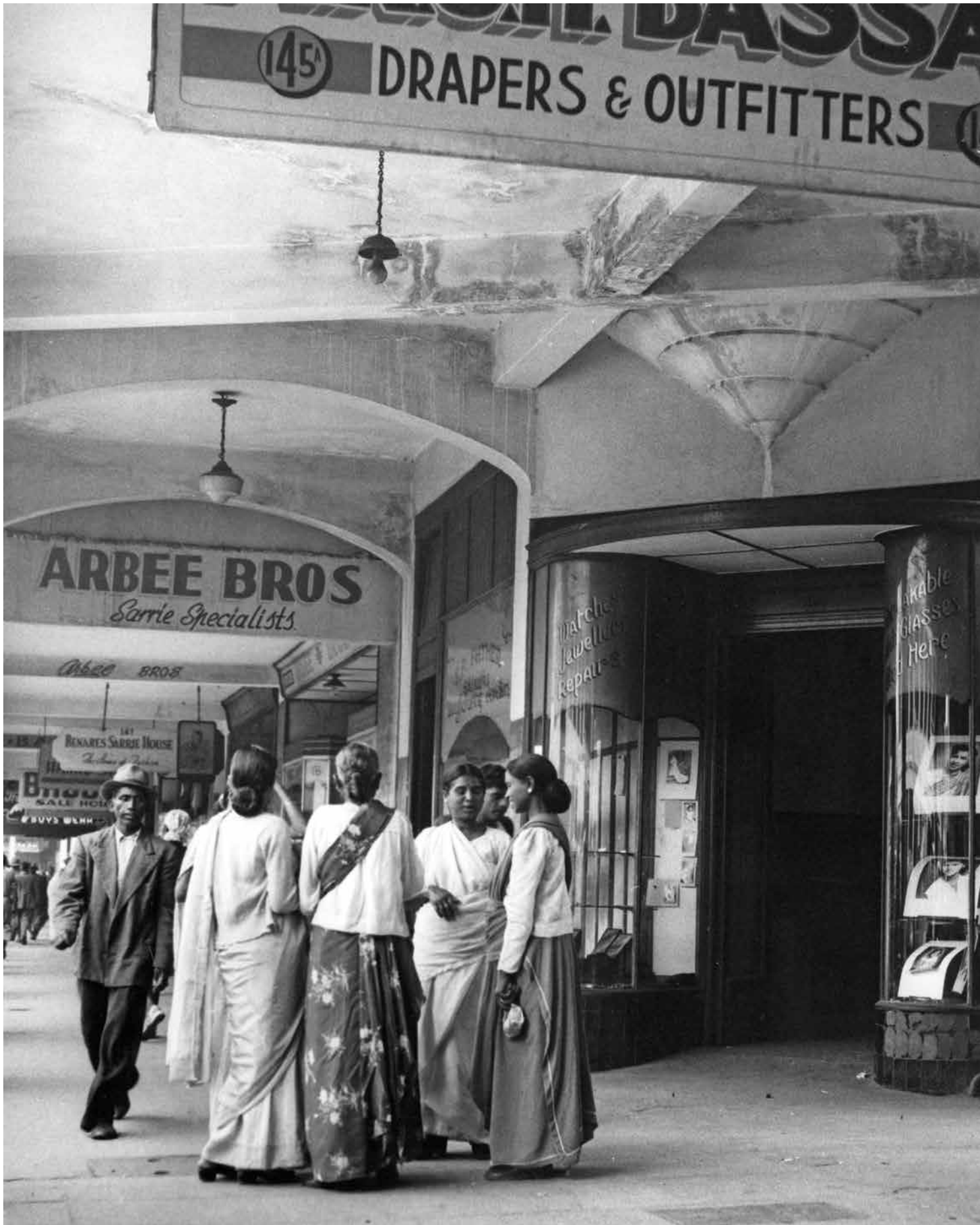
BUYERS

SALE HOUSE

BUYERS

Jewelry
Repairs

Available
Glasses
Here



Afrikas Fremde?

Moyez G. Vassanjis afrasische Erinnerungslandschaften – Auf den Spuren alter und neuer Süd-Süd-Verbindungen

von Frank Schulze-Engler

Überraschende neue Antworten auf die althergebrachte Frage nach dem »Eigenen« und »Fremden« geben die Romane des indischstämmigen Schriftstellers Moyez G. Vassanji, der in Kenia geboren wurde, seit Jahrzehnten in Kanada lebt und heute zu den bedeutendsten Autoren der ostafrikanischen Gegenwartsliteratur zählt. Seine Protagonisten verkörpern eine transregionale Verflechtungsgeschichte, die aus europäischer Perspektive kaum wahrgenommen wird, aber durchaus Impulse für aktuelle Debatten geben kann.

Kommt beim Thema »Eigenes und Fremdes« die Sprache auf Afrika, denken wir in der Regel zuerst an Afrika als das Fremde Europas. Tatsächlich reichen Vorstellungen von Afrika als dem Anderen Europas weit in die Geschichte zurück: Fantasien vom »dunklen Kontinent« als »Kinderland der Geschichte« (Georg Wilhelm Friedrich Hegel) oder »Herz der Finsternis« (Joseph Conrad) haben sich tief in die Kultur- und Geistesgeschichte Europas eingegraben. Die Realgeschichte der afrikanisch-europäischen Interaktionen, vom Sklavenhandel des 17. und 18. Jahrhunderts über den »Wettlauf um Afrika« am Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Sturz der europäischen Kolonialregime Mitte des 20. Jahrhunderts wurde im »neuen Europa«, das nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust entstand, hingegen lange Zeit verdrängt und vergessen. Es gab keine Nürnberger Prozesse, um die Verbrechen des Kolonialismus in Afrika und anderswo zu sühnen, und keine Wahrheits- und Versöhnungskommission hat je den Opfern des Kolonialismus eine Stimme gegeben.

Postkolonialismus und seine Routinen: Die Gefahr, nachkoloniale Dynamiken zu übersehen

Spätestens seit den 1990er Jahren ist indessen das Verhältnis Europas zu seinen »Anderen«

(nicht nur in Afrika) in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften ebenso wie im öffentlichen Diskurs wieder aktuell geworden. Vor allem die postkoloniale Theorie hat die globale Bedeutung des europäischen Kolonialismus und seiner Aus- und Nachwirkungen auf Gesellschaften und Kulturen überall in der Welt zu einem viel beachteten Thema gemacht, das vielen Protagonisten der Postcolonial Studies inzwischen als Schlüssel zum Verständnis der globalisierten Moderne gilt.

Der Siegeszug des Postkolonialismus in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften hat aber nicht nur lange Verdrängtes wieder ans kritische Licht gebracht und einen neuen Blick auf Gesellschaften, Kulturen und Literaturen in den ehemals kolonisierten Teilen der Welt eröffnet, sondern auch eine Art selbstkritischen Narzissmus erzeugt, der paradoxerweise einem neuen (diesmal kritisch gewendeten) Eurozentrismus Vorschub leistet. Allzu oft reduzieren die Routinen des postkolonialen Wissenschaftsbetriebs komplexe gesellschaftliche, kulturelle und literarische Realitäten in Afrika, Asien und Lateinamerika auf den vermeintlich bis heute prägenden Konflikt zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten und laufen so nicht nur Gefahr, die ehemaligen imperialen Zentren ein weiteres Mal als (nunmehr kritisch zu dekonstruierenden) Nabel der Welt zu erheben, sondern auch wichtige, genuin nachkoloniale



Dynamiken, Probleme und Konflikte aus den Augen zu verlieren.

So hat etwa der ostafrikanische Literaturkritiker Evan Mwangi darauf hingewiesen, dass das weit verbreitete Credo, sogenannte postkoloniale Literaturen seien vor allem damit befasst, an die ehemaligen kolonialen Zentren »zurückzuschreiben«, [1] an den zentralen Anliegen zeitgenössischer afrikanischer Literaturen vorbeigeht, weil diese schon längst »nach Afrika selbst zurückschreiben« [2]. Der palästinensische Literatur- und Kulturtheoretiker Edward Said wiederum hat dafür plädiert, alte Dichotomien von »Eigenem« und »Fremdem« zu überwinden und sich der Herausforderung einer »dezentrierten oder multizentrischen Welt« zu stellen, »einer Welt, die nicht länger

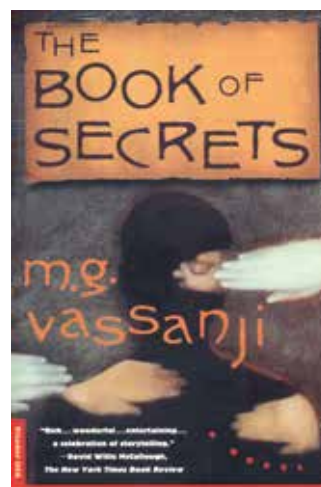
AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Postcolonial Studies in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften haben einen neuen Blick auf die ehemals kolonisierte Regionen der Welt eröffnet. Oft bleiben widersprüchliche nachkoloniale Dynamiken dabei jedoch unberücksichtigt.
- Um die multizentrische Welt besser verstehen zu können, lohnt es sich, den Fokus von den Nord-Süd-Beziehungen auf die Süd-Süd-Beziehungen zu lenken, wie es der indischstämmige Afrikaner Moyez G. Vassanji in seinen Romanen tut.
- Vassanji thematisiert das Verhältnis zwischen Schwarzafrikanern und indischstämmigen Afrikanern in seinen Romanen in vielfältigen Facetten: von Abgrenzung über verschwimmende Grenzen bis zu gelingendem Miteinander.

in wasserdichte Einheiten von Kunst, Kultur oder Geschichte abgekapselt ist, sondern vermischt, verworren, vielfältig, kompliziert infolge der neuen unübersichtlichen Mobilität von Migrationen, der neuen unabhängigen Staaten, der neu entstehenden und aufblühenden Kulturen« [3].

Eine transkulturelle Verflechtungsgeschichte: Vielfältige Interaktionen zwischen Afrika und Asien

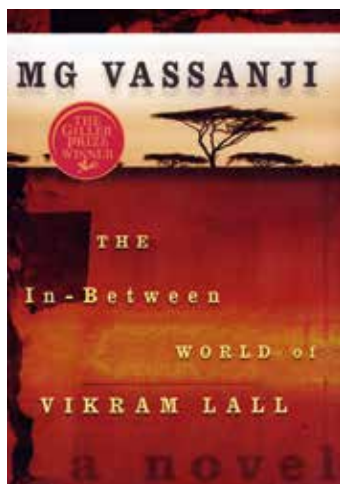
Eine Möglichkeit, diese unübersichtlicher und komplexer gewordene dezentrierte oder multizentrische Welt besser zu verstehen, besteht



darin, sich nicht nur mit den Nord-Süd-Beziehungen zu befassen, die nach wie vor in den unterschiedlichsten Wissenschaftsdisziplinen regelmäßig im Mittelpunkt des Interesses stehen, sondern den alten und neuen Süd-Süd-Verbindungen nachzuspüren, die Gesellschaften und Kulturen in Afrika, Asien und Lateinamerika prägen. Besonders dynamisch entwickeln sich bereits seit einigen Jahrzehnten Interaktionen zwischen Afrika und Asien, mit denen sich das gerade um zwei weitere Jahre verlängerte Verbundprojekt »Afrikas Asiatische Optionen« (AFRASO) an der Goethe-Universität befasst (siehe »AFRASO« – ein Projekt zu afrikanisch-asiatischen Interaktionen, siehe Seite 76).

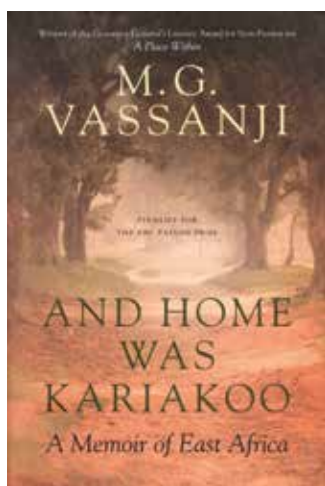
Im Folgenden soll es also nicht um das fremde Afrika, sondern um Afrikas Fremde gehen, genauer gesagt um Asiaten in Afrika und um afrikanisch-asiatische oder »afrasische« Erinnerungslandschaften im literarischen Werk von Moyez G. Vassanji, einem der bedeutendsten ostafrikanischen Autoren der Gegenwart, der als Nachkomme indischer Einwanderer in Kenia geboren wurde, in Tansania aufwuchs, in den USA studierte und heute in Kanada lebt. Vassanjis transnationale Biografie ist selbst ein Resultat vielfältiger Grenzüberschreitungen und

Vermischungsprozesse, und auch seine Romane kreisen immer wieder um die Geschichte und Gegenwart indischstämmiger Afrikaner, um die verschwimmenden Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden und um die trans-



kulturelle Verflechtungsgeschichte, die Afrika mit Asien, insbesondere mit dem indischen Subkontinent, verbindet.

Diese Geschichte reicht viele Jahrhunderte zurück, mindestens bis ins Mittelalter, als ein reger Handel über den Indischen Ozean Afrika, Arabien und Süd- und Südostasien miteinander verband. Diese transregionale Welt des Handels und kulturellen Austauschs, aber auch des viele Jahrhunderte währenden Handels mit afrikanischen Sklaven, der der indische Autor und



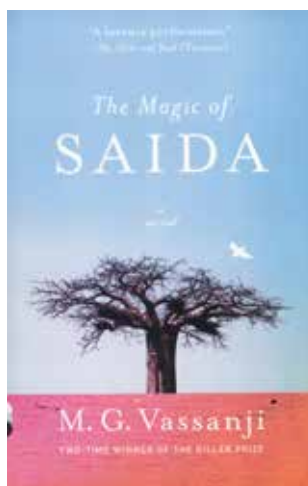
Ethnologe Amitav Gosh in seinem historisch-anthropologischen Tatsachenroman *In einem alten Land* ein faszinierendes literarisches Denkmal gesetzt hat, [4] geriet ab dem 17. Jahrhundert immer stärker unter den Einfluss der Europäer. Im 19. Jahrhundert schließlich betrachtete das

britische Empire den Indischen Ozean als »British lake« und brachte insgesamt mehr als 3,5 Millionen Inder als Schuldknechte in seine Kolonien, darunter etwa 150.000 nach Südafrika und über 30.000 nach Ostafrika.

Die indischstämmige Bevölkerung wuchs durch indische Händler, die auf eigene Faust nach Afrika auswanderten, und Staatsangestellte weiter an und bildete im kolonialen Kenia, Uganda und Tanganjika (dem heutigen Tansania) eine Mittelschicht, die sich später teilweise auf die Seite der antikolonialen Bewegungen schlug, teilweise aber auch das Kolonialregime unterstützte. In den nachkolonialen Staaten Ostafrikas geriet die indischstämmige Bevölkerung unter starken politischen Druck, der 1972 in der Zwangsausweisung aller »Asiaten« durch den ugandischen Diktator Idi Amin gipfelte. Heute leben rund 1,6 Millionen indischstämmige Afrikaner und Auslandsinder auf dem afrikanischen Kontinent, davon 1,3 Millionen in Südafrika, 100 000 in Kenia, 70 000 in Tansania und 50 000 in Uganda.

Vassanji thematisiert alle Facetten im Verhältnis von »Afrikanern« und »Indern«

Diese wechselhafte Geschichte wird im literarischen Werk Vassanjis in immer neuen Facetten sichtbar gemacht und kritisch beleuchtet.



Romane wie *The Gunny Sack* (dt. *Das Erbe der Muscheln*, 1990), *The Book of Secrets* (1994), *The In-Between World of Vikram Lall* (2004) oder *The Magic of Saida* (2013) stehen ganz im Zeichen der Erinnerung an eine lange Geschichte asiatisch-afrikanischer Beziehungen, die kaum Eingang in die offizielle Geschichtsschreibung oder die nationale Identität der nachkolonialen Länder Ostafrikas gefunden hat, deren soziale, ökonomische und kulturelle Wirklichkeit aber bis heute nachhaltig prägt. Vassanji zeichnet dabei kein nostalgisches Bild dieser Beziehungen,

Ausgewählte Romane von M.G. Vassanji

The Gunny Sack (Oxford: Heinemann International, 1989), dt. *Das Erbe der Muscheln* (München: Kyrill & Method, 1990).

No New Land (Toronto: McClelland & Stewart, 1991).

The Book of Secrets (Toronto: McClelland & Stewart, 1994).

The In-Between World of Vikram Lall (New York: Alfred Knopf, 2004).

The Magic of Saida (Toronto: Anchor Canada, 2013).

And Home Was Kariakoo: A Memoir of East Africa (Toronto: Doubleday, 2014).

Literatur zu afrikanisch-asiatischen Interaktionen in Politik, Literatur und Kultur

Seifudein Adem/
Ali A. Mazrui Afrasia:
A Tale of Two Continents (Lanham: University Press of America, 2013).

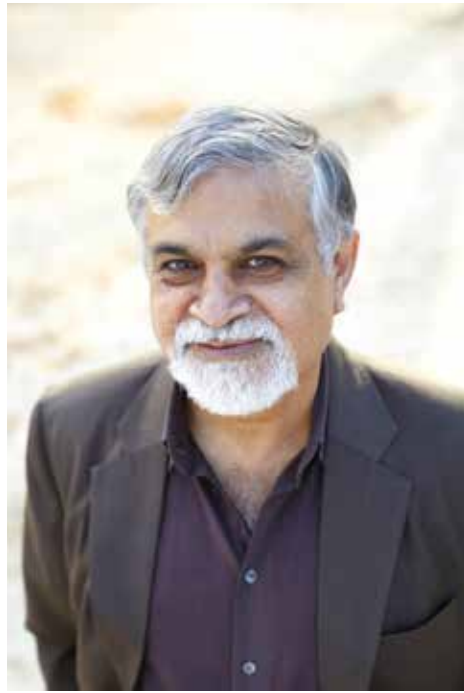
Sugata Bose,
A Hundred Horizons: The Indian Ocean in the Age of Global Empire (Cambridge, MA: Harvard UP, 2006).

Gaurav Desai,
Commerce with the Universe: Africa, India and the Afrasian Imagination (New York: Columbia UP, 2013).

Dan Ojwang,
Reading Migration and Culture: The World of East African Indian Literature (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012).

Pallavi Rastogi,
Afrindian Fictions: Diaspora, Race and National Desire in South Africa (Columbus: Ohio State UP, 2008).

Moyez G. Vassanji, Jahrgang 1950, zählt zu den bedeutendsten ostafrikanischen Autoren der Gegenwart und ist auch ein Wanderer zwischen den Welten: Als Nachkomme indischer Einwanderer in Kenia geboren, wuchs er in Tansania auf. Dann studierte er Physik in den USA, zum Kernphysiker qualifizierte er sich am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und an der University of Pennsylvania. 1978 ging er nach Kanada und arbeitete dort zunächst in einem Atomkraftwerk. Erst Anfang der 1980er Jahre begann er zu schreiben, seine erste Erzählung veröffentlichte er 1989.



sondern hebt auch auf Konflikte ab, bei denen sich »Afrikaner« und »Inder« als vermeintlich Fremde gegenüberstehen und voneinander abgrenzen. In *The In-Between World of Vikram Lall* etwa stehen die indischen Eltern des Protagonisten Vikram während der Zeit des Mau-Mau-Kriegs in Kenia in den 1950er Jahren fest an der Seite der britischen Kolonialherren und betrachten die Liebesbeziehung zwischen Vikrams Schwester Deepa und dessen afrikanischem Freund Njoroge als unerträgliche Schande, während in *The Book of Secrets* junge indische Lehrer auf der Reise ins koloniale

Sansibar davon träumen, als Bildungspioniere Licht in ein Afrika zu bringen, von dem sie nur vage, von Tarzan-Filmen inspirierte Fantasien haben.

Vassanji entwirft in seinen Romanen aber auch zahlreiche Szenarien eines gelingenden Miteinanders, das die Grenzen zwischen den vermeintlich so unterschiedlichen Kulturen verschwimmen lässt und überraschende neue Antworten auf die althergebrachte Frage nach dem »Eigenen« und »Fremden« hervorbringt. Da ist zum Beispiel Vikrams Onkel Mahesh in *The In-Between World of Vikram Lall*, der den antikolonialen Widerstand unterstützt, oder der Lehrer Pius Fernandez in *The Book of Secrets*, der die Tarzan-Fantasien seiner Jugendjahre schnell hinter sich lässt und zu einem überzeugten Tansanier wird. Und da sind die vielen Liebesbeziehungen über scheinbar unüberwindbare ethnokulturelle Grenzen hinweg, die »Inder« und »Afrikaner« über Generationen hinweg miteinander verbinden und zum Symbol eines neuen, multikulturellen Afrika werden.

»Punja der Löwe« wird in »The Magic of Saida« zur Gallionsfigur des Widerstands gegen deutsche Kolonialherren

Auf diese Weise entstehen im literarischen Werk Vassanjis tatsächlich »afrasische« Erinnerungslandschaften, in denen sich die Dichotomien zwischen Afrika und Indien als vermeintlich in sich geschlossene, einander fremde Gesellschafts- und Kulturräume auflösen und in denen viele Protagonisten seiner Romane buchstäblich zu Verkörperungen einer transregionalen Verflechtungsgeschichte werden. In Vassanjis bisher

»AFRASO«

EIN PROJEKT ZU AFRIKANISCH-ASIATISCHEN INTERAKTIONEN

Zwei Regionalforschungszentren an der Goethe-Universität, das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) und das Interdisziplinäre Zentrum für Ostasienstudien (IZO), kooperieren in dem Projekt »Afrikas asiatische Optionen« (AFRASO), das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung von 2013 bis 2019 gefördert wird. AFRASO bringt über 40 Forscherinnen und Forscher aus sechs Fachbereichen und elf Einzeldisziplinen zusammen und bildet einen national wie international herausragenden Forschungsschwerpunkt zu afrikanisch-asiatischen Interaktionen auf wirtschaftlichem, sozialem, politischem und kulturellem Gebiet. Mit den Begrifflichkeiten »Afrasia« beziehungsweise »afrasische Räume« hat AFRASO neue Konzepte geprägt, die einerseits einen im Entstehen begriffenen transregionalen Interaktionsraum markieren, andererseits einen Zugriff auf die Neuordnung transregionaler Beziehungen in einer zunehmend multipolaren Welt ermöglichen.

Vgl. Stefan Schmid, »Wanderer jenseits des ›Westens‹: ›AFRASO‹ untersucht Mobilität von Personen, Ideen und Konzepten zwischen Afrika und Asien«, *Forschung Frankfurt*, 2/2013, 41–44.

www.afraso.org

letztem, historisch vielleicht ambitioniertestem Roman *The Magic of Saida* reicht diese Verflechtungsgeschichte Jahrhunderte zurück, bis in die Zeit des arabisch-asiatischen Sklavenhandels, als Millionen von Afrikanern aus Afrika in die arabische Welt, aber auch nach Indien verschleppt wurden. In Indien entstand in der Folge die diasporische Gemeinschaft der Siddis, die eine wichtige Rolle in *The Magic of Saida* spielt.

Einer der Protagonisten des Romans, der in der indischen Provinz Gujarat geborene Punja Devraj, hat am Schrein des Siddi-Heiligen Sidi Sayyad eine Vision: Der Heilige selbst bittet ihn, nach Afrika zu gehen und dort seinem Volk Grüße zu überbringen. Als sich Punja Devraj wie zehntausende Inder von der Westküste Indiens nach Ostafrika begibt, ist er also nicht einfach ein indischer Migrant, der in Afrika sein Glück sucht, sondern in gewisser Weise ein Rückkehrer, der die Verbindung zwischen einem diasporischen Afrika in Indien und dem am Ende des 19. Jahrhunderts unter deutscher Kolonialherrschaft stehenden Tanganyika erneuert. Punja begreift schon bald die gesamte Bevölkerung Tanganyikas (und nicht nur die indischstämmigen Ostafrikaner) als »sein Volk« und wird unter dem Namen »Punja der Löwe« zu einer Gallionsfigur des Widerstands gegen die deutschen Kolonialherren, die ihn schließlich zusammen mit zahlreichen afrikanischen Mitkämpfern hinrichten lassen.

Punjas Urenkel Kamal wächst in den 1950er Jahren in einem kleinen Städtchen an der Küste des heutigen Tansania als »Afrikaner« auf, bis ihn seine schwarzafrikanische Mutter in die Obhut seiner indischstämmigen Verwandten in Dar-es-Salaam gibt, die aus ihm einen »Inder« machen sollen, um so seinen sozialen Aufstieg zu sichern. Kamal bleibt indes trotz seiner erfolgreichen Bildungskarriere ein Grenzgänger, der den Spitznamen »Golo«, den ihm seine Mitschüler wegen seiner Abkunft von afrikanischen Sklaven geben, nicht als Stigmatisierung, sondern als Zeichen einer afrikanischen Identität ansieht, an der er (zur Verwunderung seiner späteren indo-kanadischen Familie) auch als angesehener Klinikchef in Edmonton festhält.

Indische Gewürze: Ein selbstverständlicher Teil afrikanischer Lebenswelten

Die Romane Vassanjis sind so ein beredtes Beispiel für ein Bewusstsein der unhintergehbaren Vielfalt zeitgenössischer afrikanischer Gesellschaften, die längst schon in die afrikanische Kultur und Literatur insgesamt Einzug gehalten hat. Der vielleicht bekannteste ostafrikanische Schriftsteller, Ngũgĩ wa Thiong'o, der lange Zeit als einer der prononciertesten Vertreter eines afrikanischen Kulturnationalismus

galt, hat vor einigen Jahren in einem Aufsatz über die Rolle Asiens in seinem Leben eingeräumt, dass Indien einen wichtigen roten Faden in seinem Leben darstellt. Er selbst wurde in einem kulturellen Ensemble groß, in dem indische Gewürze, Curries und scharfer Pfeffer bereits ein so selbstverständlicher Teil afrikanischer Lebenswelten waren, dass er in seiner Jugend dachte, Inder, die Tee tranken oder Curries zubereiteten, seien von Afrika beeinflusst worden [5].

Gerade in Zeiten, in denen in Europa das »Eigene« und das »Fremde« wieder heftig diskutiert wird, in denen kulturelle Transformationen vermehrt als Bedrohung und Irrweg anstatt als Bereicherung und weltgesellschaftlicher Regelfall wahrgenommen werden und in denen Fantasien von in sich geschlossenen Kulturräumen ins Kraut schießen, öffnen Vassanjis indo-afrikanische Romane den Blick für die kulturellen Dynamiken einer globalisierten Welt. Moderne Gesellschaften überall in der Welt sind mit der Herausforderung konfrontiert, ihre eigene Diversität wahrzunehmen und kulturelle Transformationsprozesse zu bewältigen – und nicht immer dreht sich alles um Europa und den Westen, wenn in Afrika und anderswo das »Eigene« und das »Fremde« neu verhandelt werden. ●



Der Autor

Prof. Dr. Frank Schulze-Engler, Jahrgang 1957, ist Professor für Neue Englischsprachige Literaturen und Kulturen am Institut für England- und Amerikastudien der Goethe-Universität und Co-Sprecher des interdisziplinären Verbundprojekts »Afrikas Asiatische Optionen« (AFRASO). Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die englischsprachigen Literaturen Afrikas, Indiens und der Karibik, indigene Literaturen und Kulturen Kanadas, Australiens und Neuseelands, transregionale und vergleichende Perspektiven zum globalen Netzwerk der anglophonen Literaturen und Kulturen, postkoloniale Theorie sowie Transkulturalitätsforschung.

schulze-engler@nelk.uni-frankfurt.de

Anmerkungen

1 So die Kernthese von Bill Ashcroft, Gareth Griffith und Helen Tiffin, *The Empire Writes Back* (London: Routledge, 1989), einem bis heute äußerst populären Hauptwerk der postkolonialen Literaturtheorie.

2 Vgl. Evan Mwangi, *Africa Writes Back to Self: Metafiction, Gender, Sexuality* (Albany: State University of New York Press, 2009).

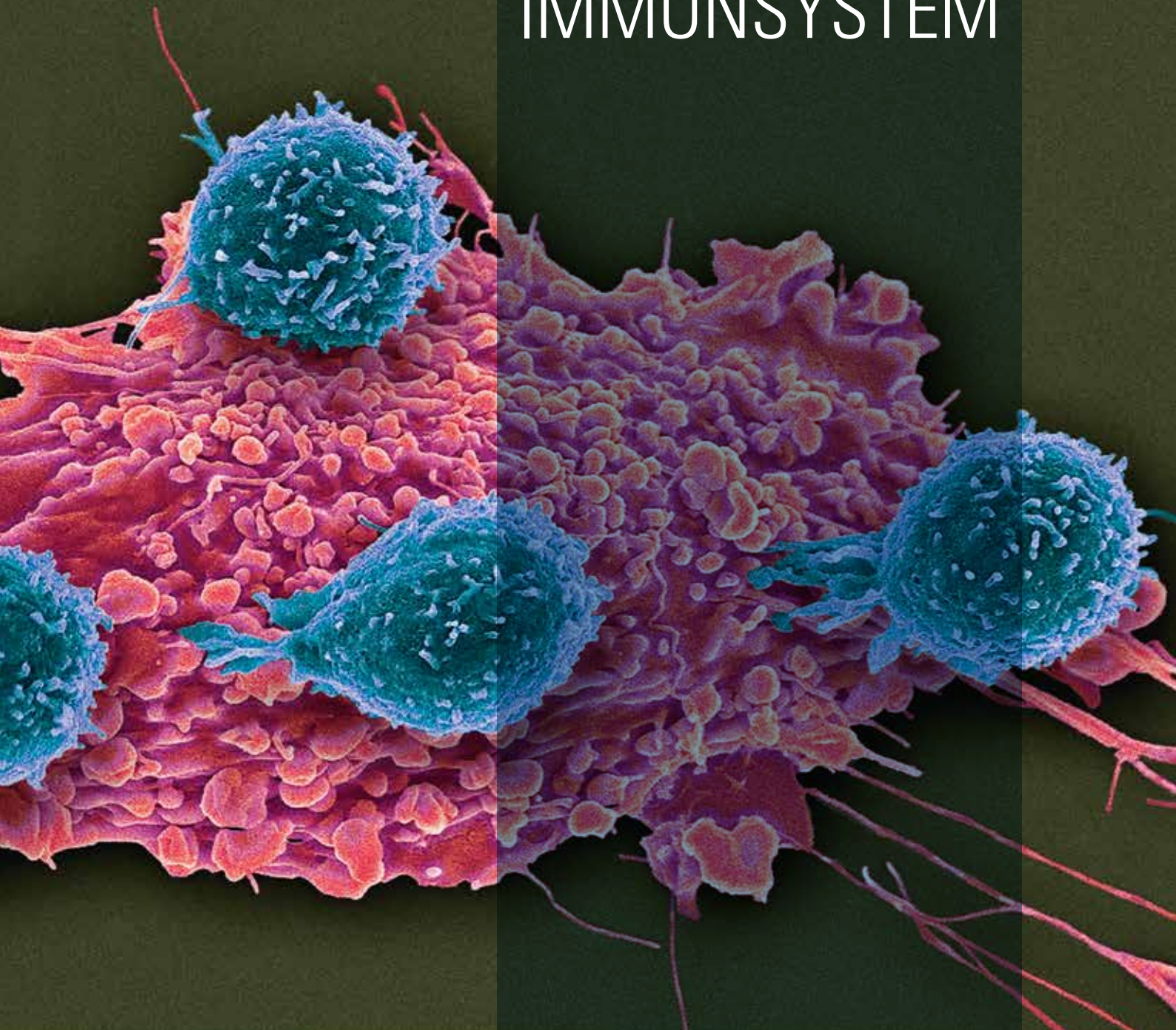
3 Edward Said, *History, Literature, and Geography*, in: Said, *Reflections on Exile and Other Essays* (2000; Cambridge MA: Harvard UP, 2002), 470-471.

4 Amitav Ghosh, *In an Antique Land* (London: Granta, 1994), dt. *In einem alten Land: eine Reise in die Vergangenheit des Orients*, Übers. Matthias Müller (Reinbek: Rowohlt 1996).

5 Ngũgĩ wa Thiong'o, »Asia in My Life«, *Chimurenga*, 15 May, 2010, www.chimurenga.co.za/archives/2816.

Das Immunsystem unterscheidet zwischen fremden und eigenen Zellen. Hier greifen T-Lymphozyten (blau), die zu den weißen Blutkörperchen gehören, eine Krebszelle an. Nach Organtransplantationen muss das Immunsystem medikamentös gedämpft werden.

IMMUNSYSTEM



Ein neues Leben mit der Niere des Partners

Nierentransplantationen werden immer sicherer

von Anne Hardy

Der 21. Mai 2015 ist für Claudia und Timothy Pillar ein besonderer Tag. Seitdem verbindet das Paar mehr als die Erlebnisse einer fast vierzigjährigen Ehe und ein gemeinsamer Sohn. Tim Pillar hat seiner Frau eine Niere gespendet und ihr damit wieder ein (fast) normales Leben ermöglicht. Inzwischen spricht sie von ihrer Krankheit in der Vergangenheitsform.

Claudia und Tim Pillar lernten sich in Schottland kennen und lieben. Sie haben schon an vielen Orten gemeinsam gelebt. Er ist Molekularbiologe, hat an der Leicester University, der New York State University, der Ludwig-Maximilians-Universität und der Universität Hamburg unterrichtet. Sie ist Lehrerin für Englisch und Theater. Vor 15 Jahren kaufte das Paar einen Bauernhof in Südfrankreich, in der Aquitaine. Dorthin wollte es im Ruhestand übersiedeln. Doch im Mai 2014 drohte der Traum zu zerplatzen, als bei Claudia Pillar plötzlich beide Nieren versagten.

»Ich war immer sportlich, bin sogar Halbmarathon gelaufen. So schlecht hatte ich mich noch nie gefühlt. Ich saß beim Hausarzt und konnte kaum noch klar denken. Heute weiß ich, dass mein Körper bis oben hin mit Giftstoffen überschwemmt war«, sagt sie. Claudia Pillar ist eine starke, kämpferische Frau. Sie jammert nicht. Seit der Geburt ihres Sohnes vor 30 Jahren war sie nicht mehr beim Arzt. »Das war falsch. Ich hätte wenigstens zum Gesundheitscheck gehen sollen«, sagt sie heute, »dann wäre schon früher aufgefallen, dass ich Bluthochdruck habe.« Der Hausarzt schickte die damals 64-Jährige sofort ins Krankenhaus. Dort fiel der Verdacht zunächst auf eine Herzerkrankung. Erst Stunden später stand die Diagnose fest: beidseitiges Nierenversagen.

Plötzliches Nierenversagen – kein Einzelfall

»Dass bei einem Menschen, der sich gesund fühlt, plötzlich beide Nieren versagen, ist kein Einzelfall«, bestätigt Prof. Dr. Ingeborg Hauser, Nephrologin an der Medizinischen Klinik III der Goethe-Universität. Oft sind Erkrankungen der Nieren, die akut oder chronisch verlaufen können, nicht mit Schmerzen verbunden. »Aber der Hausarzt, der für die meisten Patienten die erste Anlaufstelle ist, kann mit einer Blutuntersuchung und Urin-Schnelltest feststellen, ob

1 Selfie von Tim und Claudia Pillar.



eine Nierenerkrankung vorliegt: Zeichen sind der Nachweis von Blut und /oder Eiweiß im Urin sowie erhöhte Werte für Harnstoff und Kreatinin im Serum.« Eine Glomerulonephritis, wie sie bei Claudia Pillar festgestellt wurde, kann beispielsweise bei Patienten mit einer Prädisposition nach einer überstandenen Infektion vorkommen und zu einer entzündlichen und immunologischen Reaktion in der Niere führen. Bei anderen Patienten gibt es dagegen einen schleichenden Verlauf bei Vorerkrankungen wie Diabetes mellitus oder Bluthochdruck – beide führen zu einer fortschreitenden Schädigung der Gefäße und häufig auch der Nieren.

Am Anfang brachte die Hämodialyse für Claudia Pillar eine schnelle Besserung ihres Zustandes. Die »Blutwäsche« basiert auf dem Konzentrationsausgleich zwischen dem Blut und einer keimarmen, aufbereiteten Lösung (Dialysat) durch eine halbdurchlässige Membran. Elektrolyte und harnpflichtige Substanzen wie Harnstoff und Harnsäure diffundieren durch die Membran in das Dialysat, während große Moleküle wie Eiweiße und Blutzellen im Blut zurückgehalten werden. Zunächst hofften die Ärzte, dass die Dialyse nur vorübergehend notwendig sei. Um die Nierenfunktion wieder anzuregen, bekam Claudia Pillar täglich mehrere Liter Infusionslösung intravenös zugeführt.

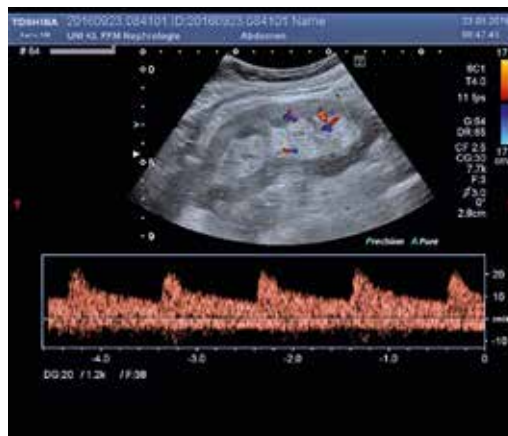
Doch die Nieren versagten weiterhin ihren Dienst. Eine dauerhafte Abhängigkeit von der Dialyse zeichnete sich ab.

Während die Ärzte noch nach den Ursachen des Nierenversagens forschten, erlitt Claudia Pillar einen Schlaganfall. »Ich stand wie vor einer weißen Wand«, erinnert sie sich heute. Als ihr Mann ins Krankenzimmer kam, erkannte sie ihn zwar, aber sie wusste seinen Namen nicht mehr. Auf seine Frage: »Weißt Du, wer ich bin?«, antwortete sie: »You're my luvvy.« »Das hat mich gefreut«, schmunzelt Tim Pillar, »aber sie wusste nicht mehr, wo wir zurzeit leben.« Gemeinsam mit den Ärzten schaute sich der Molekularbiologe die MRT-Bilder an, um die Ursache zu finden. Es waren weder Blutgerinnsel noch verschlossene Gefäße erkennbar. Tim Pillar vermutet, dass Blutdruckschwankungen die Ursache waren, so dass die Blutversorgung bestimmter Gehirnareale gestört wurde.

»Ich habe an ihrem Bett gesessen und nur noch gebetet«, berichtet er mit einer Schlichtheit, die von großem Vertrauen zeugt. »Wir sind beide gläubige Christen. Wir glauben, dass wir von Gott alle Hilfe haben, die wir brauchen.« Noch heute erscheint es wie ein Wunder, dass Claudia Pillar sich vollständig erholte. »Das überrascht jeden Neurologen, der im Nachhinein den Arztbericht liest«, sagt sie.

2 Tim und Claudia Pillar vor ihrem Haus in der Aquitaine.





3 Farbdopplerultraschallbild einer Transplantatniere mit guter Durchblutung.

Trotz Dialyse brachte sie ihre Klasse durchs Abitur

Um nicht an ein Dialysezentrum gebunden zu sein, entschied sich Claudia Pillar für die Bauchfelldialyse (Peritonealdialyse). Ihr wurde ein Katheter implantiert, über den sie viermal am Tag zu genau festgesetzten Uhrzeiten und unter sterilen Bedingungen eine Dialyselösung (3prozentige Glukoselösung) in den Bauchraum einleitete. Bei dieser Methode fungiert das Bauchfell, ein großflächiges und relativ gut durchblutetes Gewebe, als natürliche Membran. Elektrolyte und harnpflichtige Substanzen diffundieren aus dem Blut, welches das Bauchfell durchströmt, in das Dialysat. Regelmäßig wird die reinigende Flüssigkeit wieder abgelassen.

»Mein Stundenplan in der Schule war genau auf diesen Zeitplan abgestimmt«, erklärt die willensstarke Frau. Sie hat ihren Englisch-Leistungskurs noch durch das Abitur gebracht. Aber sie fühlte sich unwohl, hatte keinen Appetit und konnte kaum etwas schmecken. »Vor allem konnte ich nicht mehr problemlos verreisen. Ich hätte einen extra großen Koffer gebraucht, um die Säcke mit der Glukoseflüssigkeit zu transportieren.« Ganz davon abgesehen, dass ein steriler Wechsel der Flüssigkeit bei längeren Reisen schwierig ist.

Die einzige Alternative in dieser Situation war eine Nierentransplantation. In Deutschland beträgt die Wartezeit für eine Spenderniere durchschnittlich sieben Jahre. Für Patienten über 65 Jahre gibt es ein zusätzliches Programm mit Organspenden von Menschen derselben Altersklasse. Dennoch besteht ein großer Mangel an Spendernieren. »Seitdem 2012 der Fall einer Lebertransplantation bekannt wurde, bei der ein Arzt Patienten auf unrechtmäßige Weise vorzeitig zu einem Spenderorgan verhalf, ist die Zahl der Organspenden insgesamt zurückgegangen«, berichtet Prof. Ingeborg Hauser. Sie bedauert, dass die Arbeit der vielen gewissenhaft arbeitenden Transplantationsmedizinerin-

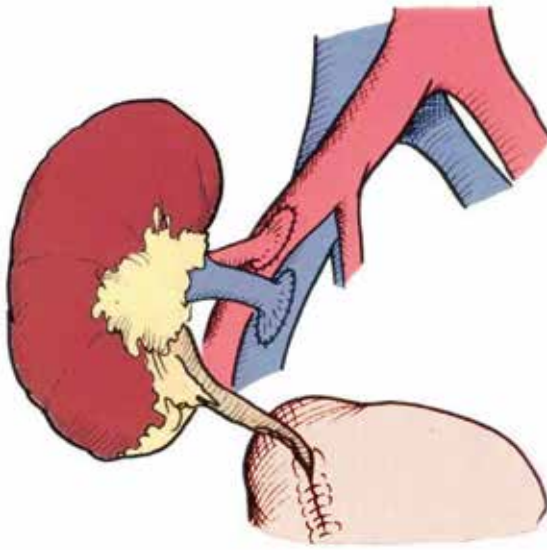
WIE GUT PASST DAS SPENDERORGAN?

Die Verträglichkeit eines Spenderorgans wird mithilfe des Histokompatibilitätstests überprüft. Jeder Mensch hat auf der Oberfläche seiner weißen Blutkörperchen und anderer Zellen eine Art Ausweis, das Humane Leukozyten-Antigen (HLA). Dieses typische Muster kennzeichnet die immunologische Beschaffenheit des eigenen Organismus und schützt sie so vor Angriffen des Immunsystems. Wenn Spender und Empfänger ähnliche Muster aufweisen, passen sie immunologisch besser. Ganz wichtig aber ist, dass die Kreuzprobe, das sogenannte Crossmatch, zwischen Empfängerblut und Spenderzellen negativ ist und passt.

nen und -mediziner in Deutschland damit ebenfalls in Misskredit geraten ist. Aufgrund des großen Mangels an postmortalen Spendernieren hat an der Universitätsklinik Frankfurt die Zahl der Lebendspenden zugenommen. 2016 ist ihr Anteil an allen durchgeführten Transplantationen von 25 auf 40 Prozent gestiegen.

»Ich wollte, dass Claudia wieder gesund wird«

Die Idee, seiner Frau eine Niere zu spenden, kam Tim Pillar schon früh. »Ich hatte nur eine Motivation: Ich wollte, dass Claudia wieder gesund wird und mit ihr unser Haus in Frankreich genießen. Und ich war auch bereit, Beeinträchtigungen für mich selbst zu akzeptieren«, sagt er. Als er seiner Frau davon kurz vor der Implantation des Katheters für die Bauchfelldialyse erzählte, nahm sie das nicht ernst. Doch der Molekularbiologe verfolgte seinen Plan weiter.



4 Implantation der Transplantatniere in das kleine Becken. Die arteriellen und venösen Gefäße des Spenders werden mit den Beckengefäßen des Empfängers verbunden, der Harnleiter mit der Blase.

Er wusste, dass er als Angehöriger der Blutgruppe Null als universeller Spender infrage kam. Er bat deshalb Prof. Hauser, die immunologische Kompatibilität zwischen ihm und seiner Frau zu testen. Das Ergebnis war erwartungsgemäß nicht perfekt, aber die Nephrologin hielt eine Transplantation für machbar: Claudia Pillars Immunsystem zeigte auch auf ein HLA-Antigen ihres Mannes eine Abwehrreaktion, was nicht ungewöhnlich ist für eine Frau, die ein Kind geboren hat [siehe »Wie gut passt das Spenderorgan?«, S. 81].

Doch bevor es zur Transplantation kommen konnte, machte Prof. Hauser noch zahlreiche Tests. Voraussetzung ist, dass der Spender gesund ist und ihm durch die Organspende selbst keine wesentlichen gesundheitlichen Probleme entstehen. »Im ersten Gespräch konzentriere ich mich darauf, den potenziellen Spender genau über die Voruntersuchungen, die kurz- und langfristigen Risiken, die gesetzlichen Vorgaben, den Ablauf der Spende und die Erfolgsraten aufzuklären. Vom Gesetzgeber ist zusätzlich ein Gespräch mit einem Psychologen vorgesehen, der eventuell verborgene Motive für die Organspende ins Bewusstsein bringt. Wichtig ist auch zu fragen, wie der Spender reagieren würde, wenn sein Organ die Funktion nicht aufnehmen würde«, erklärt Prof. Hauser.

Forschung zur Vermeidung von Organ-Abstoßung

»Seit dem Beginn meiner Tätigkeit in diesem Feld hat sich die Überlebensrate der Transplantate deutlich verbessert. Es sind mehr als 90 Prozent im ersten Jahr nach der Transplantation bei einem Patientenüberleben von circa 98 Prozent.

Trotzdem gibt es noch viel zu tun, um die Langzeit-Transplantatüberlebensrate zu verbessern. Auch ist die Zahl der akuten Organabstoßungen deutlich gesunken auf weniger als 25 Prozent im ersten Jahr. Außerdem sind diese Abstoßungsreaktionen heutzutage gut behandelbar. Problematisch sind die chronischen Abstoßungen im Langzeitverlauf, die man möglichst frühzeitig zu erkennen versucht«, erklärt Ingeborg Hauser rückblickend.

Der Erfolg der Transplantation ist den Fortschritten in experimenteller und klinischer Forschung zu verdanken. So kann man heute mit immunologischen Tests schon im Vorfeld der Transplantation HLA-Antikörper aufspüren und vorbeugende Maßnahmen ergreifen. Ingeborg Hauser und ihre Gruppe haben in Zusammenarbeit mit dem HLA-Labor des Blutspendedienstes darüber erst kürzlich eine Studie in der renommierten Fachzeitschrift »Transplant International« publiziert, auf die sie zu Recht stolz sind.

Zum Glück war der damals 64-jährige Tim Pillar sein Leben lang gesund. Er nimmt bis heute keine Medikamente. »Prof. Hauser war sehr vorsichtig und sehr genau. Das gab mir die Zuversicht, dass alles gut ausgehen wird«, sagt Tim Pillar heute. Rückblickend meint das Paar: »Wir waren genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort.«

Uniklinikum Frankfurt: Fast 50 Jahre Erfahrung

Das Zentrum für Nierentransplantationen an der Universitätsklinik Frankfurt ist nicht nur das größte in Hessen, es arbeitet auch weltweit auf höchstem Niveau. Bereits 1968 wurde dort die erste Niere transplantiert; 1973 folgte die erste Lebendspende. Insgesamt sind bisher über 2500 Nierentransplantationen und über 300 Lebendspenden vorgenommen worden. Seit 2003 bietet die nephrologische Abteilung unter der Leitung von Prof. Dr. Helmut Geiger zusammen mit der Klinik für Allgemein-, Viszeral- und Transplantationschirurgie unter Leitung von Prof. Dr. Wolf Otto Bechstein die simultane Pankreas-Nierentransplantation an.

Seit 2006 ist auch eine Lebendspende über nicht miteinander verträgliche Blutgruppen hinweg möglich durch eine Desensibilisierung. Dabei wird der Empfänger mit einer Kombination aus Immunsuppression und Plasmaaustausch vorbehandelt. Auf diese Weise werden die Blutgruppenantikörper des Empfängers gegen die fremde Blutgruppe des Spenders entfernt und in ihrer Bildung unterdrückt. Die Vorbehandlung dauert in der Regel vier Wochen. Inzwischen werden pro Jahr 60 bis 70 Nierentransplantationen inklusive Lebendspenden und simultane Pankreas-Nierentransplantationen durchgeführt. Einige der transplantierten

Patienten aus dem Frankfurter Transplantationszentrum leben mit funktionierendem Transplantat schon mehr als 30 Jahre.

Das Wohlergehen seiner Frau war für Tim Pillar das wichtigste Motiv für die Nierenspende. Aber als Wissenschaftler war es für ihn auch wichtig, das Risiko selbst einschätzen zu können und auf die fachliche Kompetenz von Prof. Hauser vertrauen zu können. Seine Zuversicht half auch seiner Frau, die in den Wochen vor der Transplantation noch durch die körperlich schwächende Plasmapherese gehen musste. Ziel dieser Prozedur ist es, alle Antikörper aus dem Blutplasma des Patienten zu entfernen und durch die begleitende Immunsuppression die Neubildung von Antikörpern zu unterdrücken, damit diese das Spenderorgan nicht angreifen. Insgesamt acht Plasmapheresen waren nötig, bis Claudia Pillars Antikörper gegen das HLA-Antigen ihres Mannes gelöscht waren. Sie war extrem schwach und abgemagert. »Ich hatte so dünne Arme und Beine wie die Menschen in den Hungergebieten dieser Erde«, berichtet sie.

Nach acht Monaten Vorbereitungszeit mit allen notwendigen Untersuchungen war schließlich alles für die Nierentransplantation bereit. Das ist ein relativ kurzer Zeitraum. Tim Pillar war das wichtig, denn er wusste, dass eine frühzeitige Transplantation die Überlebenszeit des Empfängers verlängert. Am 21. Mai 2015 entnahm das Team von Prof. Bechstein zunächst Tim Pillars linke Niere. Seiner Frau wurde die Niere dann im rechten Unterbauch an die Beckengefäße angeschlossen und der Harnleiter mit der Harnblase verbunden. Die beiden eigenen Nieren sind im Körper verblieben.

»Da sieht man, wen man wirklich geheiratet hat«

Nach der Operation teilte sich das Paar ein Krankenzimmer. Tim Pillar erholte sich rasch, so dass er bei seiner Frau auch kleinere Dienste der Krankenpflege übernehmen konnte. »Ich wollte, dass es meiner Niere gut geht«, scherzt er. »Er hat mir in dieser Zeit sehr geholfen«, lächelt Claudia Pillar. Die Großzügigkeit ihres Mannes hat sie tief beeindruckt und berührt: »Da ist man so viele Jahre mit einem Menschen verheiratet und glaubt, ihn zu kennen. Aber in einer solchen Situation ist es, als ob sich ein Fenster auftut und man sieht, wen man wirklich geheiratet hat. Man ist erstaunt. Das ist etwas sehr Großes. Unsere Beziehung ist intimer geworden. Wir verstehen uns auf einem höheren Niveau«, versucht sie die besondere Verbindung zu beschreiben. »Claudia ist seit ihrer Krankheit anhänglicher geworden«, schmunzelt Tim Pillar. Diese Verbundenheit bringt das Paar während des Gesprächs auch immer wieder durch Gesten und Blicke zum Ausdruck.

»Ich habe ein neues Leben. Es ist fast wieder so wie vorher«, sagt Claudia Pillar. Fast, weil sie zweimal täglich der Wecker ihres Handys daran erinnert, Tabletten zu nehmen, die ihr Immunsystem dämpfen. Wenn sie in öffentlichen Verkehrsmitteln oder an belebten Orten unterwegs ist, trägt sie vorsichtshalber einen Mundschutz. Tim Pillar fühlt sich wohl. Die befürchtete chronische Erschöpfung, über die bei Nierenspendern in Einzelfällen berichtet wurde (Fatigue-Syndrom), ist bei ihm nicht aufgetreten. In zwei Tagen brechen die beiden in ihr neues Leben in der Aquitaine auf. Sie fahren wegen des Gepäcks mit zwei Autos mitten in der Nacht – da ist noch nicht so viel Stau. Alle drei Monate wird Claudia Pillar dann nach Frankfurt kommen, um sich durchchecken zu lassen. »Zu Prof. Hauser haben wir 110 Prozent Vertrauen«, sagt Tim Pillar. »Sie ist sehr positiv, sehr vorsichtig und sehr kompetent. Und sie ist Tag und Nacht für ihre Patienten erreichbar. Das ist etwas ganz Besonderes.«

Zum Schluss des Gesprächs fragt Claudia Pillar noch einmal nach der Toilette. »Seine Niere ist so groß, da muss ich häufiger gehen«, meint sie lächelnd. ●



Die Autorin

Dr. Anne Hardy, Jahrgang 1965, studierte Physik (Diplom) an der RWTH Aachen und promovierte in Wissenschaftsgeschichte an der Technischen Universität Darmstadt. Sie ist Redakteurin von Forschung Frankfurt.

hardy@pvw.uni-frankfurt.de

Organspenden retten und verlängern Leben

Prof. Dr. Ingeborg Hauser im Interview mit Dr. Anne Hardy

Hardy: Frau Prof. Hauser, viele Menschen scheuen den Schritt, nach ihrem Tod ihre Organe zur Spende freizugeben. Was sind die Gründe?

Ingeborg Hauser: Obwohl wir positive Erfahrungen mit der Lebendspende machen, ist die Mehrheit der Dialysepatienten auf die postmortale Organspende angewiesen. Die Zurückhaltung, seine Organe nach dem Tod für die Transplantation freizugeben, könnte darauf beruhen, dass man ungern an den eigenen Tod denkt. Manche Menschen befürchten auch, dass man ihnen Organe entnimmt, bevor sie wirklich hirntot sind. Aber ich kann Ihnen versichern: Für die Kollegen in der Neurologie/Neurochirurgie und Intensivmedizin zählt zuerst das Leben ihres Patienten. Sie tun ihr Bestes, um es zu erhalten. Außerdem ist der Hirntod genau definiert und die Prozesse der Organernte und Organtransplantation sind in Deutschland streng getrennt.

Hardy: Nach welchen Kriterien werden die Organe vergeben?

Hauser: Berücksichtigt werden verschiedene Kriterien: die Blutgruppe, die Wartezeit ab Beginn der Dialyse, der Grad der Gewebeübereinstimmung zwischen dem Spenderorgan und dem potenziellen Empfänger, die Entfernung zwischen dem Ort der Organentnahme und dem Transplantationszentrum sowie eine Länderbilanz. Diese Daten werden in ein Computerprogramm bei der Vergabestelle Eurotransplant in Leiden, Holland, eingegeben und der passende Empfänger ermittelt. Bei Eurotransplant, kurz ET, werden alle Organspender und

Empfänger gemeldet und gelistet. ET vermittelt Organe in den Benelux-Staaten, Deutschland, Kroatien, Österreich, Slowenien und Ungarn.

Hardy: Man hört auch immer wieder gruselige Geschichten von Organhandel.

Hauser: Das ist sogar ein Thema in Kriminalromanen. In Deutschland gibt es ein Transplantationsgesetz, das Transparenz, Nachvollziehbarkeit, Dokumentation und Qualitätssicherung vorschreibt. Dessen Einhaltung wird von einer Kommission streng überwacht. Wäre ich nicht überzeugt, dass die Prozesse, an denen ich als Ärztin beteiligt bin, korrekt ablaufen, könnte ich meine Arbeit nicht machen.

Hardy: Wünschen Sie sich mehr Aufklärung über Organtransplantation?

Hauser: Ja, es sollte Fortbildungen an Schulen und Universitäten geben, aber auch in der breiten Öffentlichkeit und wir führen diese schon durch, aber sicher noch zu wenig. Eine objektive, sachliche Aufklärung, zum Beispiel darüber, wie der Hirntod festgestellt wird und dass die Diagnostik über Richtlinien geregelt ist, nimmt Ängste und Befürchtungen und ist der wichtigste Weg, die Organspendebereitschaft zu steigern.

Wichtig ist es auch zu erzählen, wie viele Leben durch die Vergabe von Organen gerettet oder verlängert werden. Für mich ist es sehr befriedigend, bei der Langzeitbetreuung von Patienten zu sehen, dass es ihnen nach der Transplantation dauerhaft besser geht.

Hardy: Welche Faktoren begünstigen ein langes Leben mit einem Spenderorgan?

Hauser: Entscheidend ist, dass das Organ passend und zur Transplantation geeignet ist. Bei der Nachsorge wird eine gründliche Anamnese erhoben, der Patient körperlich untersucht, die Laborwerte von Blut und Urin werden kontrolliert, die Durchblutung der Niere im Ultraschall überprüft und immunologische und infektiologische Marker getestet. Wichtig für die Prognose sind zudem die Begleiterkrankungen des Empfängers und die sorgfältige Einnahme der Immunsuppressiva. Der Erfolg der Transplantation ist insgesamt das Ergebnis einer engen Teamarbeit, an der viele Fachdisziplinen und Berufsgruppen beteiligt sind und nicht zuletzt der Patient selbst.

Hardy: Es mehren sich die Hinweise darauf, dass die jahrelange Immunsuppression bei transplantierten Patienten das Krebsrisiko erhöht.

Hauser: Auch bei Dialysepatienten, die nicht transplantiert wurden, ist eine erhöhte Tumorraten beobachtet worden. Richtig aber ist, dass insbesondere Hauttumore unter der Immunsuppression bei Langzeittransplantierten deutlich häufiger als bei der Durchschnittsbevölkerung auftreten; bei diesen Patienten werden sogenannte mTor-Inhibitoren erfolgreich als Immunsuppressiva eingesetzt. Diese vermindern die *de novo* Tumorentstehung signifikant, wie in Studien gezeigt wurde. Unbedingt sollten die Patienten einmal pro Jahr zum Hautarzt gehen und konsequent Sonnenschutz verwenden.

Mit weniger als einem Prozent zwar selten, aber lebensbedrohlich sind virus-assoziierte Lymphome im Posttransplantationsverlauf. In vielen Fällen sind diese durch Reduktion und Modifikation der Immunsuppression behandelbar, wenn sie rechtzeitig erkannt werden. Das gilt genauso für Infektionen, die frühzeitig erfasst und rasch therapiert werden müssen, um ungünstige Verläufe zu vermeiden. Infektionen stellen neben Herz-Kreislauf-Erkrankungen eine Hauptkomplikation nach Nierentransplantation dar.

Bei allen Komplikationen, die auftreten können, ist aber zu bedenken, dass die Lebensqualität und auch die Lebenserwartung des Nierentransplantierten signifikant besser ist als an der Dialyse.

Hardy: Gibt es für die Organempfänger eine psychologische Betreuung? Man liest, dass sie oft schon vor der Transplantation mit Schuldgefühlen belastet sind, weil sie auf den Tod eines anderen Menschen warten. Manche Menschen entwickeln nach der Transplantation eine posttraumatische Belastungsstörung. Wie ist Ihre Erfahrung damit?

Hauser: Wir bieten psychologische Betreuung für die Organempfänger an, aber sie wird nur selten in Anspruch genommen. Unausgesprochene Schuldgefühle mögen bei einigen Patienten vorhanden sein, aber in der Mehrzahl der Fälle sind die Organempfänger nur unendlich dankbar für den Altruismus der Organspender, die bereit waren, ihre Organe zu spenden und damit ihnen und meist noch weiteren Organempfängern zu helfen.



ZUR PERSON

Prof. Dr. Ingeborg Hauser studierte Medizin an der Goethe-Universität und begann ihre Ausbildung in der Abteilung für Nephrologie des Universitätsklinikums. Sie befasste sich schon in ihrer Dissertation mit der Nierentransplantation. 1990 bis 1992 führte sie ein durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft geförderter Studienaufenthalt an die Yale University, an der sie die Leukozyten-Endothelzellinteraktion in der Niere untersuchte. Von 1993 bis 1997 war sie an der Universität Erlangen-Nürnberg tätig, wo sie sich 1997 für Innere Medizin habilitierte. Seit 1998 arbeitet sie am Zentrum für Innere Medizin der Goethe-Universität; 2005 wurde sie zur außerplanmäßigen Professorin ernannt. Seit April 2010 leitet sie den Bereich Nierentransplantation an der Universitätsklinik im Funktionsbereich Nephrologie.

ingeborg.hauser@kgu.de

Haut
Vitiligo (MC-AK)

Leber
Autoimmunhepatitis
(SM-AK, AN-AK, LKM1-AK)

Pankreas
Typ 1 Diabetes
(IA-AK, IC-AK, u. a.)

Muskel
Myasthenia gravis
(AChR-AK)

Schilddrüse
• Hashimoto Thyreoiditis (Tg-AK, TPO-AK)
• Morbus Basedow (TR-AK)

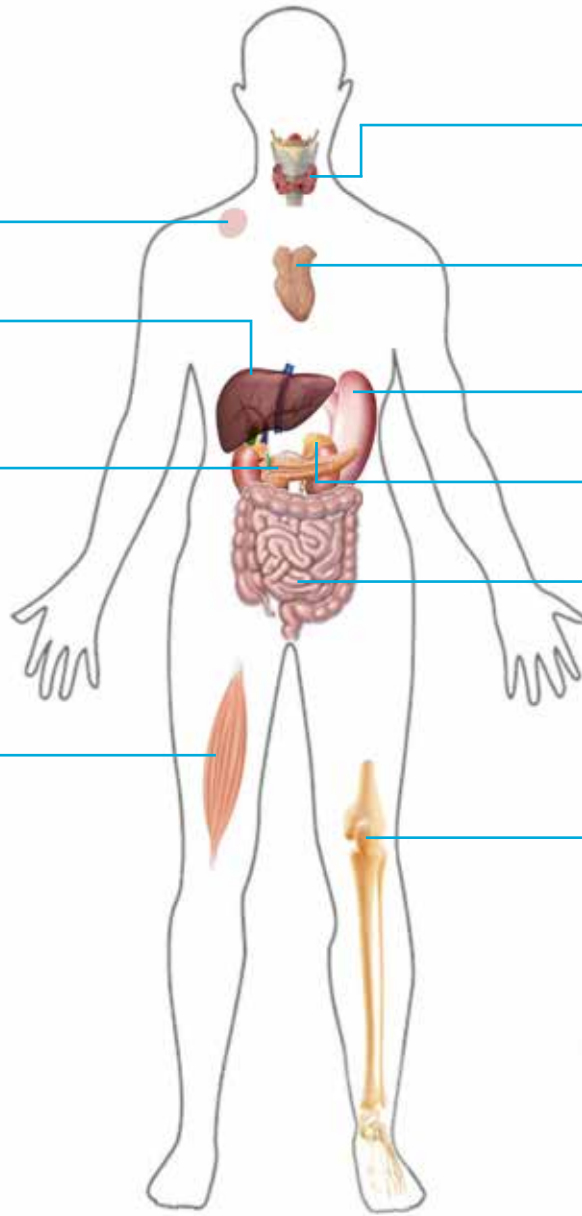
Thymus
Versagen der negativen Selektion

Magen
atrophe Gastritis (APC-AK)

Nebenniere
Morbus Addison (21-OH-AK)

Dünndarm
Zöliakie (tTG-AK)

Knorpel
Rheumatoide Arthritis (CCP-AK)



Vitamin-D-Mangel – ein Risikofaktor für Diabetes

Wie Forscher das Immunsystem umprogrammieren

von Désirée Boucsein

Was tun, wenn das Immunsystem nicht mehr zwischen fremden und eigenen Zellen unterscheiden kann? Bei Diabetes Typ 1, einer der häufigsten Autoimmunerkrankungen, gibt es bisher keine Heilung. Besonders schwierig wird die Therapie, wenn parallel dazu weitere Autoimmunerkrankungen auftreten. Mit Vitamin D und anderen Immunmodulatoren soll sich die Situation der Patienten in Zukunft grundlegend verbessern.

Die Funktion von Insulin

In Deutschland sind 300 000 bis 400 000 Menschen von Typ-1-Diabetes (T1D) betroffen und die Zahlen steigen jedes Jahr weiter an, sogar weltweit. T1D wird durch genetische Defekte oder eine Autoimmunerkrankung ausgelöst. Den Blutzuckerspiegel reguliert das Inselorgan in der Bauchspeicheldrüse, das aus circa einer Million Mikroorganen, den Langerhans-Inseln, besteht. Diese Mikroorgane sind aus unterschiedlichen Zelltypen mit verschiedenen Aufgaben aufgebaut. So gibt es Zellen, die den Insulin-spiegel im Blut messen und solche, die Insulin produzieren. Insulin regt die Körperzellen an, Glukose aufzunehmen, wodurch es zu einer Senkung des Blutzuckerspiegels kommt.

Entstehung und Folgen von Typ-1-Diabetes

T1D entsteht, wenn das Immunsystem isoliert die Insulin-produzierenden β -Zellen der Inselzellen zerstört. Es wird dann kein Insulin mehr produziert und der im Blut vorhandene Zucker kann nicht mehr in die Zellen aufgenommen werden. Ist der Blutzuckerspiegel auf Dauer erhöht, werden Diabeteskomplikationen begünstigt: Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems, der Nieren, der Augen und der Nerven. Dadurch verringert sich die Lebenserwartung von Patienten mit T1D im Durchschnitt um etwa zehn Jahre. Bis jetzt wird die Krankheit

durch regelmäßiges Messen des Blutzuckers und feindosierte Insulingaben symptomatisch behandelt. Ein funktioneller Ausgleich kann durch Transplantation einer Bauchspeicheldrüse (zum Beispiel bei kombinierter Nieren- und Pankreastransplantation) erfolgen, jedoch reichen die Spenderorgane längst nicht aus.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Weltweit erkranken immer mehr Menschen an Diabetes Typ 1. Neben der genetischen Veranlagung ist auch Vitamin-D-Mangel ein Risikofaktor.
- Für die Betroffenen besonders fatal ist es, wenn das Immunsystem sukzessive mehrere hormonbildende Organe angreift. Eine lebenslängliche Hormonersatztherapie ist mit vielen Risiken behaftet.
- Eine neue Therapieform mit Vitamin D soll bisher genutzte Medikamente ergänzen, um die starken Nebenwirkungen zu reduzieren und das Fortschreiten von Autoimmunerkrankungen aufzuhalten.

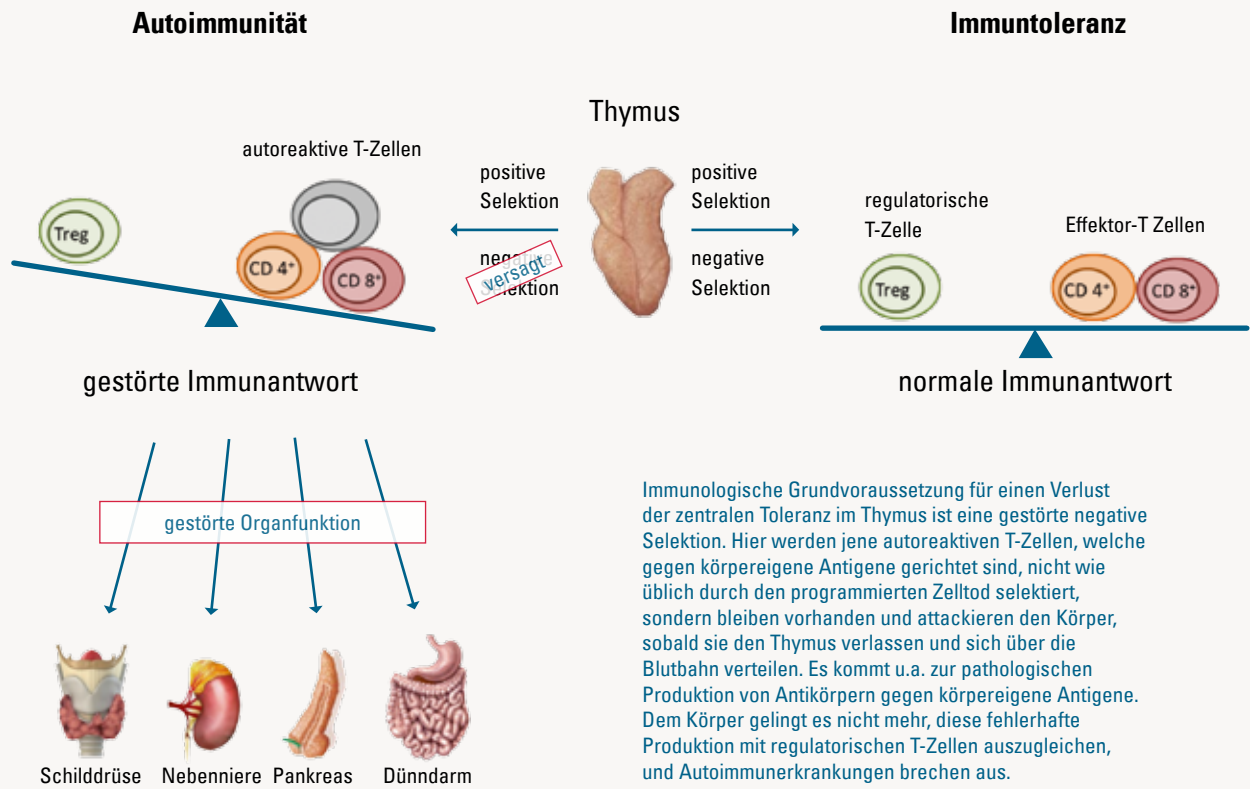
1 APS-2 im Körper:

Ein autoimmunpolyglanduläres Syndrom kann die verschiedensten Organe des Körpers betreffen und dabei unterschiedliche Autoimmunerkrankungen auslösen. Bei APS-2 werden besonders endokrine (hormonbildende) Organe zerstört, wodurch es zur Ausprägung von Typ 1 Diabetes, Morbus Addison, Hashimoto Thyreoiditis und Morbus Basedow kommt. Jedoch auch nicht-endokrine Organe wie Haut, Magen-Darm-Trakt, Leber oder auch Muskeln und Knorpel können von der körpereigenen Zerstörung betroffen sein.

Abkürzungen:

AK=Antikörper, Tg= Thyreoglobulin, TPO= Thyreoperoxidase, TR= Thyreotropin-Rezeptor, APC=Parietalzellen, 21-OH= 21-Hydroxylase, tTG=tissue-Transglutaminase, CCP=cyklische citrullinierte Peptide, AChR=Acetylcholin-Rezeptor, IA-AK= Insulinautoantikörper, IC= Inselzellen, IA2=Tyrosinphosphatase, GAD=Glutamat-decarboxylase, SM= smooth-muscel, AN= antinukleär, LKM1= Leber-Niere-Mikrosom 1, MC= Melanozyten

ENTSTEHUNG AUTOREAKTIVER ZELLEN



Immunologische Grundlagen

Die Aufgabe des Immunsystems ist es, den Körper zu schützen. Es erkennt Krankheitserreger, Tumorzellen und Fremdkörper und macht sie



Die Autorin

Désirée Boucsein, Jahrgang 1987, studierte Biowissenschaften (B. Sc.) an der Goethe-Universität und Environmental Toxicology (M. Sc.) an der Universität Duisburg-Essen. Seit ihrem Abschluss arbeitet sie als freie Wissenschaftsjournalistin für das Referat für Wissenschaftskommunikation der Goethe-Universität und im Bereich Regulatory Affairs/Consultancy in einem unabhängigen Unternehmen.

desiree.boucsein@gmail.com

unschädlich. Eigene Zellen werden anhand von Proteinen, die auf den Zelloberflächen lokalisiert sind, von fremden Zellen und Fremdkörpern unterschieden. Durch eine Reihe von Risikofaktoren kann dieses Erkennungssystem versagen und dann auch eigene Zellen angreifen. Die Folge sind Autoimmunerkrankungen, bei denen gezielt Organe oder wichtige Teile zerstört oder in ihrer Funktion gestört werden.

Diese Erkrankungen können jeden und fast jedes Organ treffen. Bei einigen Patienten richtet sich das Immunsystem gegen mehrere Organe. Bei dem autoimmunen polyglandulären Syndrom (APS) greift das Immunsystem sukzessive mehrere hormonbildende (endokrine) Organe und zum Teil weitere Gewebe an. Solche endokrinen Autoimmunerkrankungen sind unter anderem Typ-1-Diabetes, Hashimoto Thyreoiditis, eine Schilddrüsenautoimmunerkrankung, und die Nebenniereninsuffizienz Morbus Addison. »Diese Kombination von Erkrankungen kann für die Betroffenen fatal sein, insbesondere bei Typ-1-Diabetes und Morbus Addison«, berichtet Prof. Klaus Badenhoop, Diabetologe an der Medizinischen Klinik I.

Die Therapie der einzelnen Erkrankungen wird dadurch erschwert, dass es Wechselwirkungen mit der Behandlung der weiteren Krankheiten zu berücksichtigen gilt und schwer steuerbare Nebenwirkungen auftreten können.

Die ursächliche Behandlung des gestörten Immunsystems ist bisher nicht möglich, nur eine symptomatische Ersatztherapie der fehlenden Hormone. Eine komplette Unterdrückung des Immunsystems wie bei Organtransplantation oder systemischen Autoimmunerkrankungen kommt wegen der schweren Nebenwirkungen (Infektionen, Krebsrisiko) nicht infrage. Die lebenslang notwendige Hormonersatztherapie ist vordergründig einfach, aber im Alltag mit vielen Problemen sowie Risiken behaftet und schmälert darüber hinaus die Lebensqualität von Patienten und ihren Familien.

Risikofaktor

Vitamin-D-Mangel

Risikofaktoren für Autoimmunerkrankungen sind eine genetische Veranlagung, vorangegangene Infektionen und ein Vitamin-D-Mangel. Dabei ist ein Vitamin-D-Mangel auch bei Gesunden weit verbreitet. Vorstufen des Vitamin D werden entweder durch Sonnenexposition in der Haut gebildet oder über die Nahrung aufgenommen, zum Beispiel durch Fisch oder mit Vitamin D angereicherte Nahrungsmittel. Der Körper stellt das Vitamin D bei ausreichender Versorgung mit den Vorstufen selbstständig her. Bei geringer Versorgung mit Vorläufern resultiert ein Vitamin-D-Mangel. »Selbst im Sommer, wenn die meisten Menschen ihre Vitamin-D-Depots auffüllen, konnten wir zeigen, dass unabhängig von einer Autoimmunerkrankung ein beträchtlicher Anteil der Bevölkerung einen Vitamin-D-Mangel aufweist«, erklärt Prof. Badenhoop.

Im Tiermodell und auch in menschlichen Zellsystemen hat Vitamin D einen positiven Effekt auf das Immunsystem und kann die zur Immunabwehr gehörenden T-Lymphozyten so umprogrammieren, dass sie toleranter gegenüber Zielantigenen werden. »Dadurch besteht die Hoffnung, dass Patienten mit Autoimmunerkrankungen immunologisch stabilisiert und Nebenwirkungen einer Langzeittherapie mit Steroiden verringert werden können«, so Badenhoop. Die Arbeitsgruppe des Professors erforscht in einem Doktoranden-Projekt, gefördert von der Else Kröner-Fresenius-Stiftung, ob durch eine Therapie mit Vitamin D das autoimmun-aggressive Zellmilieu verbessert und letztlich die Zerstörung weiterer Organe vermieden werden kann. Es geht dabei um

eine individualisierte Therapie mit höher dosiertem Vitamin D. Das Projekt hat sich über viele Jahre entwickelt und wird seit eineinhalb Jahren konkret umgesetzt. »In einer Pilotstudie mit Patienten mit entweder Typ-1-Dia-



ZUR PERSON

Prof. Dr. Klaus Badenhoop, Jahrgang 1955, studierte Humanmedizin in Heidelberg, Manchester und Berlin. Bei einem Forschungsaufenthalt in London legte er seinen wissenschaftlichen Schwerpunkt auf die Immunologie und Genetik von Typ-1-Diabetes, Schilddrüsen-autoimmunerkrankungen und Morbus Addison. In der Folge vertiefte er diese Untersuchungen mit Drittmitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft, des Bundesforschungsministeriums, der European Foundation for the Study of Diabetes (EFSD), der Else Kröner-Fresenius-Stiftung sowie durch Beteiligung an zwei von der Europäischen Union geförderten Konsortien. Er leitet den Schwerpunkt Endokrinologie und Diabetologie in der Medizinischen Klinik 1 am Universitätsklinikum der Goethe-Universität.

betes oder Morbus Addison konnten wir in einer Doppelblindstudie zeigen, dass das Immunsystem während der Einnahme von Vitamin D positiv beeinflusst wurde. Wurde kein Vitamin D mehr eingenommen, ging dieser Effekt verloren«, erklärt Badenhoop.

Die Immunstörung in weiteren Organen stoppen

Die beobachteten Effekte waren besonders deutlich, wenn der Ausgangsspiegel des Vitamin D der Probanden niedrig war bei Vorliegen bestimmter Genvarianten. Solche pharmakogenetischen Einflussfaktoren erklären das unterschiedliche Ansprechen auf verschiedene Behandlungsarten. In der klinischen Routine ist ein Gentest nicht erforderlich. Hier soll die Vitamin-D-Dosis abhängig vom Ausgangswert festgelegt und durch Kontrollen des Vitamin-D-Spiegels angepasst werden. Mit einer Kombination aus Vitamin D und einer modifizierten Glukokortikoid-Therapie, wie sie sich jetzt zum Beispiel schon in zugelassenen Präparaten für die Behandlung der Schuppenflechte bewährt hat, soll die Ausbreitung der Autoimmunerkrankung auf weitere Organe verhindert werden. Falls diese Konzepte erfolgreich sind, können auch noch gesunde Menschen mit stark erhöhtem Risiko für diese Erkrankungen frühzeitig behandelt und vor dem Vollbild der Krankheit geschützt werden. ●

Volkskrankheit Diabetes: Heilung in Sicht?

Organoide sollen defekte Zellen ersetzen

von Désirée Boucsein

Diabetes Typ 1 zu heilen, ist das Ziel einer Gruppe von europäischen Forschern und Industriepartnern, die sich unter der Leitung der Goethe-Universität zusammengeschlossen haben. Bis 2020 sollen Inselzellen im Labor gezüchtet und in Menschen transplantiert werden können.

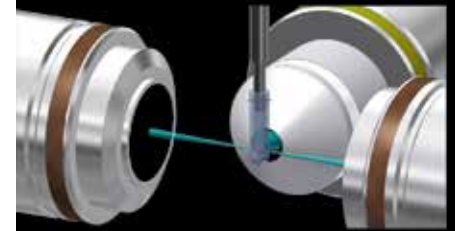
Erst vor Kurzem gelang es einer Forschergruppe in Utrecht, Inselzellen zu züchten. Dafür werden Zellen verwendet, die sich noch nicht in einen bestimmten Zelltyp differenziert haben, sogenannte adulte Stammzellen. Im Labor werden die Stammzellen vermehrt und dazu angeregt, sich zu Insulin-produzierenden Zellen zu entwickeln. »Unser Ziel ist es, die im Labor vervielfältigten Zellen zu dreidimensionalen kleinen Organen, Organoide genannt, heranwachsen zu lassen«, so Dr. Francesco Pampaloni aus der Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Ernst Stelzer vom Buchmann-Institut für Molekulare Lebenswissenschaften.

Ein Partner ist die Arbeitsgruppe um Dr. Meritxell Huch vom Gurdon-Institut in Cambridge, Großbritannien. Ihr ist es

bereits gelungen, Organoide in Mäuse zu transplantieren, und diese differenzierten sich zu Insulin-produzierenden Inselzellen. »Das endgültige Ziel ist es, diese Methode auch bei Menschen anwenden zu können und Diabetes zu heilen«, so Pampaloni. »Bis dahin ist es noch ein weiter Weg, aber es sollte möglich sein, unser Ziel bis 2020 erreichen zu können.« Damit die Organoide mit den Blutgefäßen in Verbindung stehen können, werden sie in dreidimensionale Gelgerüste eingebettet. Das ist wichtig, damit die Zellen über das Blut versorgt werden und auch das gebildete Insulin ins Blut abgeben können.

Herausforderungen an die Forscherteams und die Industrie

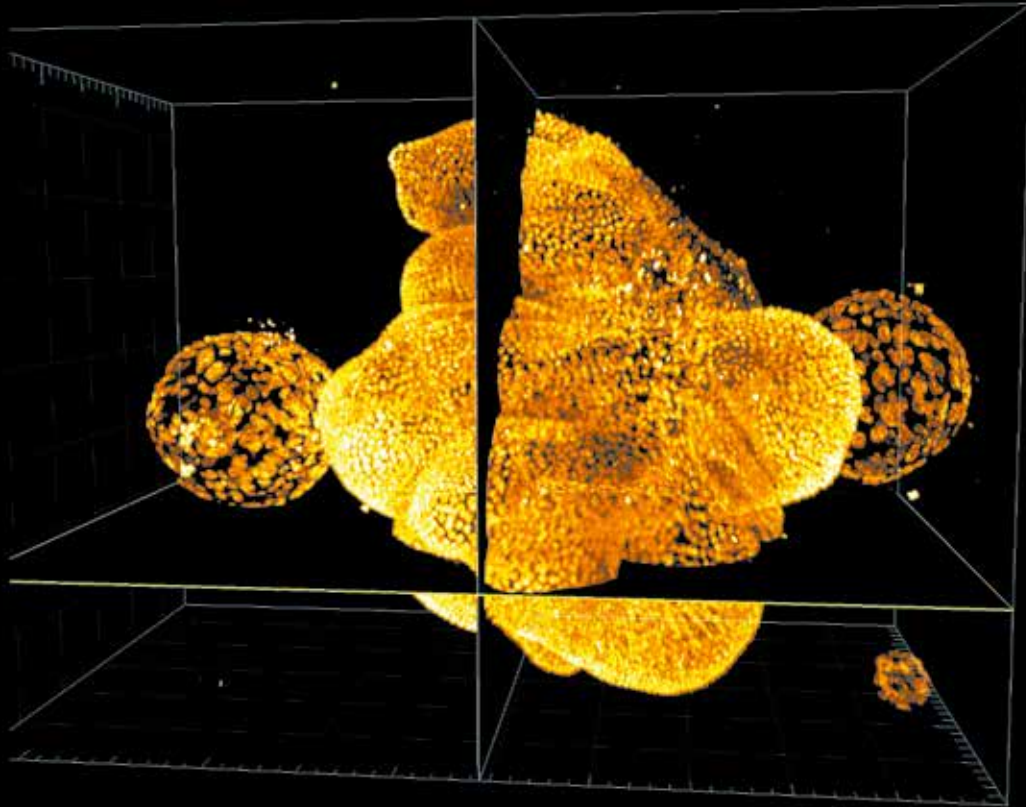
»Aktuell beschäftigen wir uns besonders mit dem Gelgerüst«, berichtet Dr. Pampaloni. Bis jetzt kann das genutzte Gel nur aus Mäusen gewonnen werden. Dieser Prozess ist sehr aufwendig und teuer. Es wird eine große Anzahl von Tieren benötigt und durch die Unterschiede zwischen den Mausindividuen



Schematische Darstellung des Aufnahmevorgangs mit einem Lichtscheibenmikroskop. Die Organoide (nicht sichtbar) befinden sich in der mittleren zylindrischen Probekammer. Die beiden Beleuchtungslinsen (seitlich) regen die Probe mit einem dünnen Lichtblatt an. Hinter der Probe befindet sich das Mikroskopobjektiv, welches die Fluoreszenzbilder aufnimmt.

ist die Reproduzierbarkeit eingeschränkt. In Kooperation mit der deutschen Firma Cellendes wird an einem komplett synthetischen Gel geforscht, welches das bisher genutzte Gel ersetzen soll.

Für die Zulassung von Arzneimitteln in der Europäischen Union müssen die Richtlinien der »Guten Herstellungspraxis« eingehalten werden. Diese Richtlinien erfordern eine gesicherte Qualitätskontrolle und eine hohe Reproduzierbarkeit zwischen den einzelnen Chargen des hergestellten Arzneimittels. Außerdem soll das synthetische Produkt günstiger sein als das aus Mäusen hergestellte. Die Aufgaben des Frankfurter Teams liegen zusätzlich darin, die Protokolle für die Qualitätssicherung zu erstellen sowie die Herstellung und Qualität der Organoide zu überwachen. Das geschieht mithilfe der Lichtscheibenbasierten Fluoreszenzmikroskopie (engl. »light sheet fluorescence microscopy«), einem Verfahren, das die Arbeitsgruppe von Prof. Stelzer zu Beginn der 2000er Jahre entwickelte. Dieses Mikroskopieverfahren erlaubt es, alle Schritte vom



Dreidimensionale Darstellung der Fluoreszenzaufnahme eines Organoids. Ein Bildstapel bestehend aus ungefähr 1 000 Einzelbildern wurde mit einem Lichtscheibenmikroskop aufgenommen und verarbeitet, um eine komplette dreidimensionale Rekonstruktion des Organoids durchzuführen. Die Zellkerne wurden mit einem fluoreszierenden Farbstoff markiert. Links: der typische innere Hohlraum des Organoids ist sichtbar. Rechts: sein voller dreidimensionale Umfang. Maß: 200 µm.

Zellwachstum bis zur Zelldifferenzierung dreidimensional zu überwachen. So können die Organoide schnell und ohne sie stark zu belasten kontrolliert werden, was für eine geplante Massenproduktion unabdingbar ist. Nach diesem Verfahren wurde das Projekt benannt: LSFM4Life. Das Forschungsprojekt wird von der Europäischen Union mit einem Etat von fünf Millionen Euro gefördert und soll vier Jahre dauern.

Zwei Forscherteams in Cambridge beschäftigen sich mit der Isolierung von Insulinzellen aus Spender-Organen und mit der Herstellung von Organoiden. Ein Partner aus Mailand forscht an der Entwicklung der Transplantationsmethode der Organoide. Des Weiteren sind Industriepartner aus Deutschland, Holland, Frankreich und der Schweiz beteiligt. Auch bei der Transplantation von Organoiden müssen Abstoßungsreaktionen des Immunsystems beachtet werden. Ziel der Forscher ist es, Zell-Banken aufzubauen, aus denen die für den Patienten passenden Zelltypen ausgewählt und transplantiert werden können. ●



ZUR PERSON

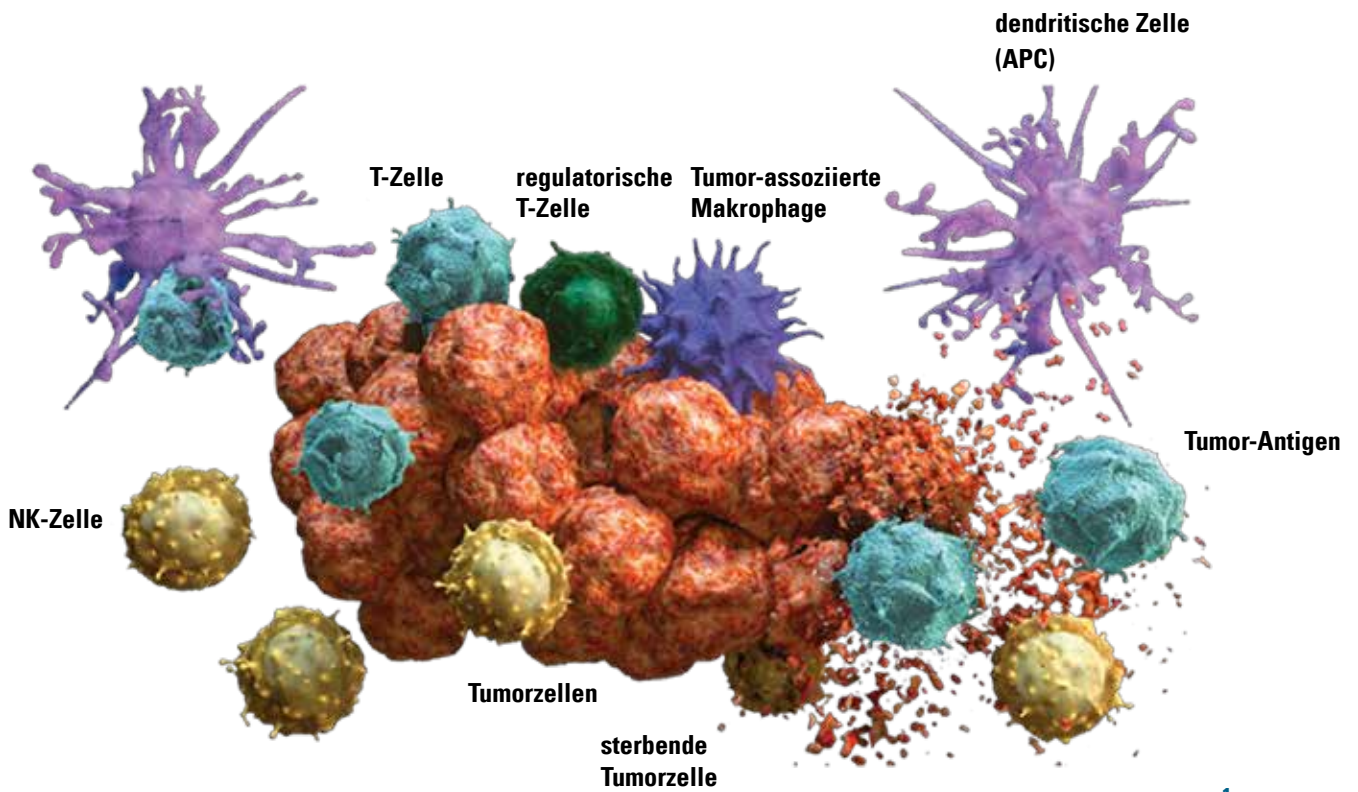
Dr. Francesco Pampaloni,

Jahrgang 1972, studierte Physikalische Chemie an der Universität Florenz. 2002 promovierte er an der Universität Regensburg. Es folgten Aufenthalte als Postdoktorand am Forschungszentrum Jülich und eine siebenjährige Tätigkeit am European Molecular Biology Laboratory (EMBL) in Heidelberg mit insgesamt mehr als zehn Jahren Erfahrung in (3D-)Zellbiologie und Mikroskopie. Seit 2010 ist er Staff Scientist in der Arbeitsgruppe von Prof. Ernst Stelzer am Buchmann-Institut für Molekulare Lebenswissenschaften der Goethe-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte sind 3D-Zellbiologie und ein neu entwickeltes Verfahren zur Hochdurchsatz-Lichtscheibenmikroskopie.

francesco.pampaloni@physikalischebiologie.de

www.physikalischebiologie.de

<http://lsfm4life.eu>



1

KREBS

Länger leben mit Immuntherapie

Checkpoint-Inhibitoren machen Krebszellen für das Immunsystem sichtbar

von Jörg Trojan und Florian Greten

Es war kein Aprilscherz, als das »Time Magazine« am 1. April 2013 auf der Titelseite ankündigte, wie man Krebs heilen kann. Anlass war die Gründung einer Initiative zur besseren Vernetzung von klinischen Forschern und Grundlagenwissenschaftlern, um so neue Therapieansätze wie »Checkpoint-Inhibitoren« bei malignem Melanom (schwarzem Hautkrebs), auch auf andere Krebserkrankungen übertragen zu können. Checkpoint-Inhibitoren sind der erste echte Durchbruch in der Therapie von fortgeschrittenen Krebserkrankungen.

Krebserkrankungen sind nach Herz-Kreislauf-Erkrankungen die zweithäufigste Todesursache in Deutschland. Jährlich erkranken fast 500 000 Menschen an Krebs und über 220 000 Menschen sterben daran. Therapiert werden solide Tumoren durch operative Entfernung, Bestrahlung und moderne Chemotherapeutika. Dazu zählen neben Zytostatika, die allgemein das Zellwachstum hemmen, inzwischen auch zielgerichtete Therapeutika: monoklonale Antikörper und Tyrosinkinase-Inhibitoren. Sie greifen veränderte Proteine der Krebszelle direkt an und wirken so bei einigen Tumoren unabhängig von klassischen Chemotherapeutika. Diese systemischen, auf den gesamten Körper wirkenden Krebstherapien kommen vor allem in fortgeschrittenen Tumorstadien zum Einsatz. Ziel ist hierbei entweder, einen Rückfall (Rezidiv) zu verhindern oder bei einer metastasierten Tumorerkrankung das Tumorwachstum einzudämmen, so dass die Patienten länger überleben.

Durch diese multimodalen Therapiekonzepte sind bei soliden Tumorerkrankungen erhebliche Fortschritte erzielt worden. Haben sich aber Metastasen gebildet, überleben trotz modernster Chemotherapeutika und zielgerichteter Therapeutika nur sehr wenige Patienten länger als drei oder mehr Jahre. Doch für einige wenige Krebserkrankungen hat sich dies in den letzten drei Jahren durch den Einsatz sogenannter Immuntherapeutika maßgeblich geändert. (Abb. 2)

Immunzellen wehren Krebs ab

Der erste Schritt der angeborenen Immunabwehr ist unspezifisch. Fresszellen (Makrophagen)

erkennen Krankheitserreger und Krebszellen und aktivieren eine Kaskade weiterer Abwehrschritte, insbesondere natürliche Killerzellen (NK-Zellen), eine Untergruppe der weißen Blutkörperchen (Lymphozyten). [1] NK-Zellen erkennen Tumorzellen und infizierte Zellen mithilfe spezieller Rezeptoren, die mit sogenannten MHC-I-Molekülen auf der Oberfläche der Zielzellen interagieren. Mit diesen Molekülen geben sich Zellen gegenüber dem Immunsystem als körpereigene Zellen zu erkennen. Tumorzellen und infizierte Zellen exprimieren weniger MHC-Moleküle. Das erkennen die NK-Zellen und lösen den programmierten Zelltod (Apoptose) der Zielzelle aus.

Ein weiterer immunologischer Abwehrmechanismus, die Antikörper-abhängige, zellvermittelte Zytotoxizität (ADCC), verbindet das angeborene und erworbene (adaptive) Immunsystem. Hierbei werden mit Antikörpern markierte Zielzellen durch NK-Zellen, aber auch durch dendritische Zellen und andere Zellen des Immunsystems zerstört. Voraussetzung ist, dass bereits spezifische Immunglobuline gegen Oberflächenstrukturen der Krebszelle oder des Pathogens gebildet worden sind. Nach Kontakt zwischen NK-Zellen und dem Komplex aus Antikörper und Tumorzelle oder Pathogen kommt es zur Ausschüttung von Interferon- γ und direkt zytotoxischen Proteinen, die zur Apoptose der Zielzelle führen.

Können die Tumorzellen im Rahmen der unspezifischen Immunantwort nicht eliminiert werden, startet die zweite Stufe der Immunabwehr – die adaptive Immunantwort. Diese beruht vor allem auf B- und T-Lymphozyten. Diese Zellen erkennen mithilfe von spezifischen Rezeptoren die fremde Oberfläche von Krebs-

1 Schematische Darstellung der Immunabwehr bei Krebs

2 Titelblatt des »Time Magazine« (Ausgabe vom 1. April 2013) anlässlich der Gründung einer Initiative zur besseren Vernetzung von klinischen Forschern und Grundlagenwissenschaftlern zur Bekämpfung von Krebs.



2

Literatur

- 1 Fridman WH, Pagès F, Sautès-Fridman C, Galon J, The immune contexture in human tumours: impact on clinical outcome, *Nat Rev Cancer* 2012;12:298-306.
- 2 Quante M, Varga J, Wang TC, Greten FR, The gastrointestinal tumor microenvironment, *Gastroenterology* 2013;145:63-78.
- 3 Leach DR, Krummel MF, Allison JP, Enhancement of antitumor immunity by CTLA-4 blockade, *Science* 1996;271:1734-6.
- 4 Hodi FS, O'Day SJ, McDermott DF, et al., Improved survival with ipilimumab in patients with metastatic melanoma, *N Engl J Med* 2010;363:711-723.
- 5 Robert C, Long GV, Brady B, et al., Nivolumab in previously untreated melanoma without BRAF mutation, *N Engl J Med* 2015;372:320-30.
- 6 Larkin J, Chiarion-Sileni V, Gonzalez R, et al., Combined nivolumab and ipilimumab or monotherapy in untreated melanoma, *N Engl J Med* 2015;373:23-34.
- 7 Nghiem PT, Bhatia S, Lipson EJ, et al., PD-1 Blockade with pembrolizumab in advanced Merkel-Cell carcinoma, *N Engl J Med* 2016;374:2542-52.
- 8 Garon EB, Rizvi NA, Hui R, et al., Pembrolizumab for the treatment of non-small-cell lung cancer, *N Engl J Med* 2015;372:2018-28.
- 9 Trojan J, Sarrazin C, Complete response of hepatocellular carcinoma in a patient with end-stage liver disease treated with nivolumab: wishful thinking or possible?, *Am J Gastroenterol* 2016;111:1208-9.

4 James P. Allison bei der Verleihung des Paul Ehrlich-und Ludwig Darmstaedter-Preises 2015

zellen und Pathogenen und können diese gezielt bekämpfen. Bei den T-Zellen unterscheidet man zytotoxische T-Zellen, die Krebszellen direkt angreifen können, und T-Helferzellen, die den Ablauf koordinieren und weitere Immunzellen rekrutieren können. T-Lymphozyten aktivieren darüber hinaus B-Zellen, damit diese tumorspezifische Antikörper produzieren, die zu einer dauerhaften Tumorkontrolle führen können.

Tumor-Mikromilieu: Nische für Tumorzellwachstum

Die beschriebenen komplexen immunologischen Vorgänge sind nicht auf den Tumor beschränkt, sondern spielen sich auch im sogenannten Mikromilieu des Tumors ab. (Abb. 1) Das Tumormikromilieu setzt sich neben den eigentlichen mutierten Tumorzellen aus angeborenen und adaptiven Immunzellen, Gefäßzellen und Bindegewebszellen zusammen. Diese verschiedenen Zelltypen stehen in engem Kontakt zueinander und beeinflussen sich gegenseitig. [2] Die mutierten Zellen verändern die Zellen in ihrer direkten Umgebung derart, dass diese wiederum das Tumorzellwachstum unterstützen. Tumorzellen schaffen sich auf diese Weise selber eine Nische, in der sie ideale Bedingungen für ihr ungebremstes Wachstum finden. Es bilden sich einerseits neue Gefäße aus, um eine ausreichende Sauerstoffzufuhr für den Tumor zu gewährleisten. Andererseits vermehren und verändern sich die Bindegewebszellen, so dass ein belastbares »Gerüst« für den Tumor entsteht. Darüber hinaus können Tumorzellen einer Immunabwehr durch T-Zellen entgehen und das Immunsystem derartig beeinflussen, dass bestimmte angeborene Immunzellen wachstumsfördernde Botenstoffe sezernieren, welche die Tumorzellen benötigen, um sich zu teilen und um dem Zelltod zu entgehen.

Seit einigen Jahren gibt es Bemühungen, Therapien zu entwickeln, die sich gegen die Zellen im Tumormikromilieu richten, anstatt auf die eigentlichen Tumorzellen. Die erste Klasse von Medikamenten dieser Art, die zugelassen wurden, waren Angiogenese-Inhibitoren, welche darauf abzielen, die Bildung neuer Blutgefäße im Tumor zu unterbinden, um dem Tumor so die notwendige Sauerstoffzufuhr zu entziehen. Diese Klasse der Krebstherapeutika ist wirksam, wird aber bei vielen Tumoren mittlerweile als Kombinationspartner von klassischen Chemotherapeutika eingesetzt. Eine andere Art von Medikamenten stellen die so-

genannten Checkpoint-Inhibitoren dar. Sie stellen den ersten echten Durchbruch in der Therapie von fortgeschrittenen Tumorerkrankungen dar.

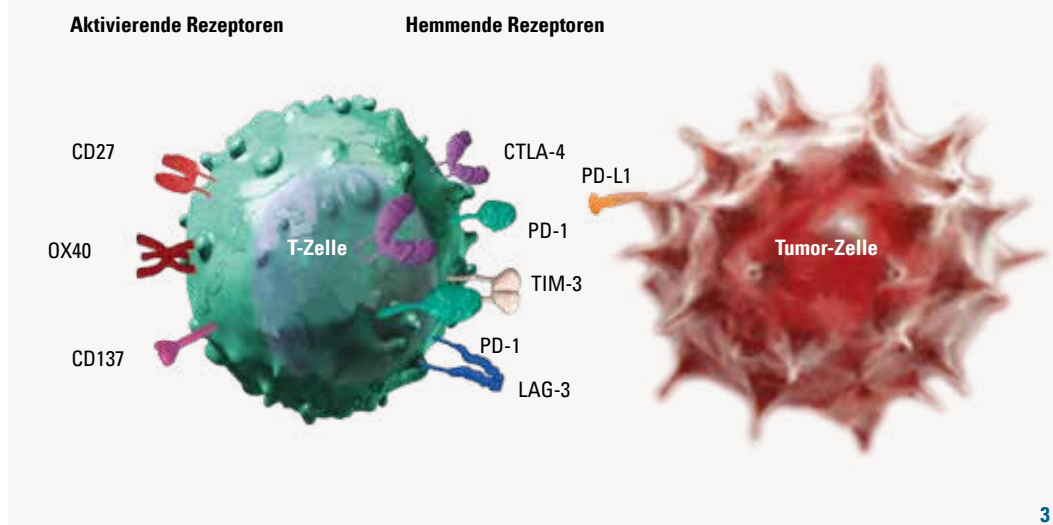
Entdeckung der Immuncheckpoint-Inhibitoren als wirksame Krebstherapie

Ein zentraler Ansatzpunkt der Immunonkologie sind die Kontrollpunkte des Immunsystems, die sogenannten Immuncheckpoints, auf der Oberfläche von T-Zellen. Sie verhindern eine überschießende Immunreaktion und auf diese Weise auch Autoimmunreaktionen. (Abb. 3) Einer dieser Kontrollpunkte ist der Rezeptor CTLA-4 (*cytotoxic T-lymphocyte-associated protein 4*). 1996 entdeckte der amerikanische Immunologe James P. Allison mit seinem Team, dass Krebszellen diesen Rezeptor aktivieren können und so das Immunsystem daran hindern, eine spezifische Immunantwort auszulösen. [3] Allison wurde für diese bahnbrechende Entdeckung 2015 unter anderem mit dem Paul Ehrlich-und Ludwig Darmstaedter-Preis ausgezeichnet. (Abb. 4)

Ein weiterer therapeutisch blockierbarer Immuncheckpoint ist der Rezeptor PD-1 (*programmed death receptor 1*). Dieser kann auf zwei Arten blockiert werden: durch Antikörper gegen den Rezeptor selbst oder durch Antikörper, die den Liganden des Rezeptors (PD-L1) binden.



T-Zelle mit aktivierenden und inhibierenden Rezeptoren



Durch die gezielte Blockade des PD-1-Rezeptors können Krebszellen diesen Rezeptor nicht aktivieren. So ist eine Immunantwort gegen die Tumorzellen wieder möglich. Sie werden durch das Immunsystem erkannt und vernichtet.

Checkpoint-Inhibitoren in der Therapie solider Tumorerkrankungen

Als erstes Medikament dieser neuen Wirkstoffklasse wurde 2011 der CTLA-4-Immuncheckpoint-Inhibitor Ipilimumab beim metastasierten Melanom zugelassen. [4]

Durch die Therapie mit Ipilimumab konnte die durchschnittliche Überlebenszeit deutlich verlängert werden, insbesondere gab es Patienten, bei denen Langzeitüberleben ermöglicht wurde. Typische Nebenwirkungen einer Therapie mit Ipilimumab sind überschießende Immunreaktionen, wie immunvermittelte Darmentzündungen, Erkrankungen der Hormondrüsen und Hautnebenwirkungen. Die zweite Substanz dieser Klasse, die mittlerweile zur Behandlung von metastasiertem Melanom, vorbehandeltem nichtkleinzelligem Bronchialkarzinom und vorbehandeltem Nierenzellkarzinom zugelassen wurde, ist der PD-1-Inhibitor Nivolumab, der deutlich weniger immunvermittelte Nebenwirkungen als Ipilimumab aufweist. Im Vergleich zu einer Therapie mit Dacarbazin kann bei Patienten mit metastasiertem Melanom das 1-Jahresüberleben fast verdoppelt (73 Prozent vs. 42 Prozent) werden. [5]

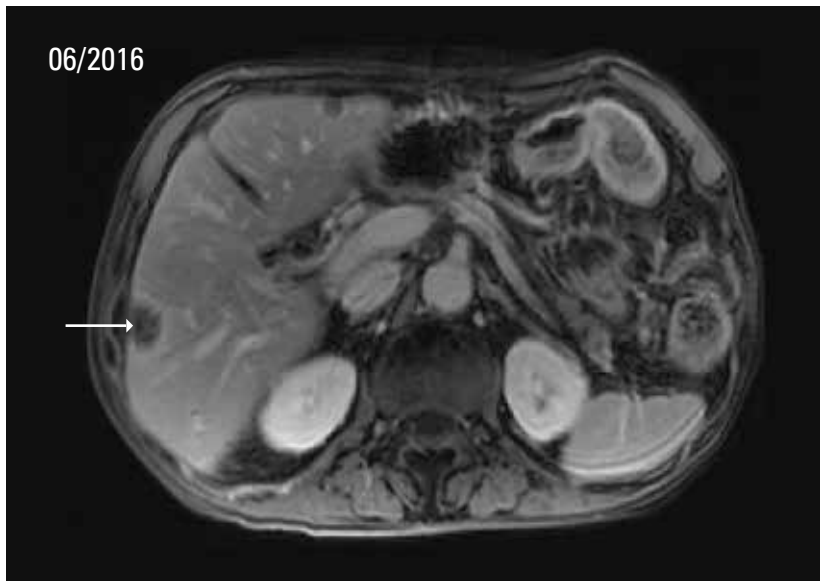
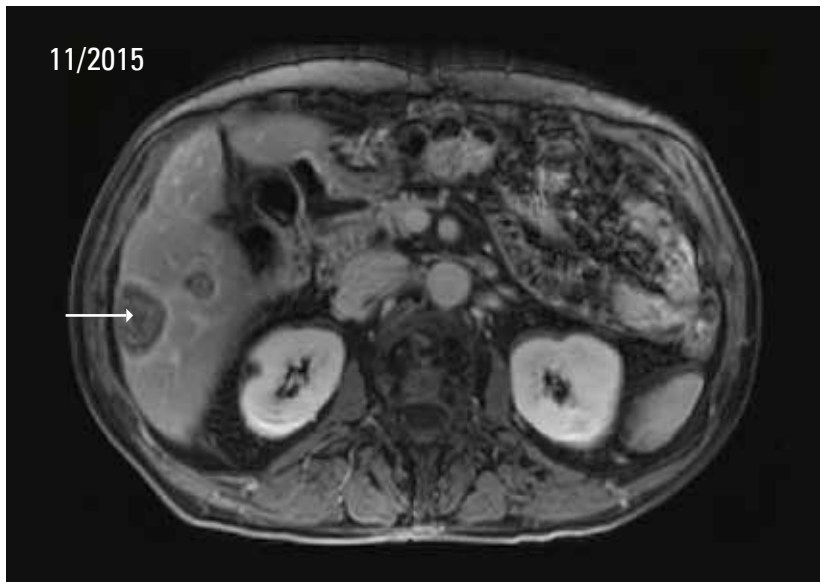
Durch die Kombination von Nivolumab und Ipilimumab lässt sich das therapeutische Ansprechen und das progressionsfreie Überleben sogar noch weiter erhöhen. Was bislang für nicht möglich gehalten wurde, nämlich ein

komplettes Verschwinden des Tumors, scheint für einen kleinen Teil der Patienten möglich zu sein. Immunvermittelte schwere Nebenwirkungen, die jedoch in der Regel gut beherrschbar sind, treten unter der Kombinationsbehandlung bei bis zu 55 Prozent der Patienten auf. [6]

Ein weiterer PD-1-Blocker für die Therapie von Patienten mit metastasiertem Melanom mit vergleichbar gutem Nebenwirkungsprofil ist Pembrolizumab. Das Medikament wird in Kürze

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Krebszellen können Zellen in ihrer Umgebung (Mikromilieu) so verändern, dass diese ihr Wachstum unterstützen.
- Seit 1996 ist bekannt, dass Krebszellen insbesondere Checkpoint-Inhibitoren im Mikromilieu aktivieren, um einer Vernichtung durch das Immunsystem zu entgehen.
- 2010 gelang es erstmals, die mittlere Überlebensdauer bei schwarzem Hautkrebs durch die medikamentöse Blockade von Checkpoint-Inhibitoren erheblich zu verlängern.
- Bei einem kleinen Teil der Patienten verschwindet der Tumor durch eine Kombination mehrerer Checkpoint-Inhibitoren sogar ganz.
- Schwere Nebenwirkungen sind überschießende Immunreaktionen. Sie sind in der Regel gut beherrschbar.



5 MRT-Bilder eines Patienten mit deutlicher Tumorschrumpfung in der Leber unter einer Immuntherapie mit Nivolumab.

GLOSSAR

Antikörper werden von den B-Lymphozyten als Antwort des erworbenen Immunsystems ausgeschüttet. Sie binden spezifisch an Antigene und neutralisieren diese entweder direkt oder lösen weitere Immunreaktionen aus. Um Krebszellen zu vernichten, aktivieren Antikörper NK-Zellen (Antikörper-abhängige, zellvermittelte Zytotoxizität, ADCC).

Apoptose: Programmierter Zelltod. Sie wird ausgelöst, wenn Zellen fehlerhaft oder infiziert sind.

Checkpoint-Inhibitoren sind Rezeptoren auf T-Zellen, die eine überschießende Immunreaktion oder Autoimmunreaktionen verhindern. Krebszellen können diese Rezeptoren aktivieren, um einer Vernichtung durch Immunzellen zu entgehen.

Immunglobuline sind Antikörper. Sie werden entsprechend ihrer Funktion im Immunsystem in unterschiedliche Klassen eingeteilt.

MHC-I-Moleküle (Hauptgewebeverträglichkeitskomplex) sind für jeden Organismus spezifisch und befinden sich auf nahezu allen Körperzellen. Zellen mit abweichendem MHC-I-Komplex werden von NK-Zellen zerstört, ebenso Zellen, die weniger MHC-I auf ihrer Oberfläche exprimieren. Außerdem nutzen Zellen den MHC-I-Komplex, um T-Lymphozyten mitzuteilen, dass sie infiziert sind. Sie »präsentieren« dann Antikörper auf den MHC-I-Molekülen.

NK-Zellen gehören zum angeborenen Immunsystem. Wenn sie infizierte Zellen oder Krebszellen erkennen, lösen sie die Apoptose aus.

T-Lymphozyten sind eine Untergruppe der weißen Blutkörperchen und gehören zusammen mit den B-Lymphozyten zur erworbenen Immunabwehr.

Zytotoxische T-Zellen können Krebszellen direkt angreifen. **T-Helferzellen** koordinieren den Ablauf und können weitere Immunzellen rekrutieren. T-Lymphozyten aktivieren darüber hinaus B-Zellen, damit diese tumorspezifische Antikörper produzieren.

ebenfalls für die Behandlung des Merkelzellkarzinoms, eines sehr seltenen neuroendokrinen Karzinoms der Haut, zugelassen. [7] Pembrolizumab ist auch für den Einsatz bei vorbehandelten Patienten mit einem nichtkleinzelligen Bronchialkarzinom mit PD-L1-Expression zugelassen. [8]

Sowohl Nivolumab und Pembrolizumab als auch die PD-L1 Blocker Atezolizumab und Avelumab werden aktuell bei einer Vielzahl von Tumorerkrankungen untersucht, unter anderem bei Patienten mit fortgeschrittenem Leberzellkarzinom. [9] (Abb. 5) Von großem klinischem Interesse ist es, verschiedene Immuncheckpoints beziehungsweise Signalwege, die für die Modulation der Immunantwort relevant sind, gleichzei-

tig zu hemmen. Als wichtige Zielstrukturen werden derzeit Substanzen untersucht, die weitere inhibitorische T-Zell-Rezeptoren blockieren (zum Beispiel TIM-3, *T-cell immunoglobulin and mucin-domain containing-3*; LAG-3, *lymphocyte activation gene-3*) oder aktivierende T-Zell-Rezeptoren stimulieren können (zum Beispiel Rezeptoren der Tumor-Nekrose-Faktor-Familie wie CD27, OX40, CD137). (Abb. 3) Durch die Einführung der etablierten Immuncheckpoint-Inhibitoren sowie durch verschiedene immuntherapeutische Kombinationsbehandlungen ist zu erwarten, dass sich die Therapie bei einer Vielzahl von bisher nur schwer beziehungsweise zeitlich begrenzt behandelbaren fortgeschrittenen Tumorerkrankungen deutlich verbessern wird. ●



Die Autoren

Prof. Dr. Florian Greten, 44, leitet seit 2013 das Georg-Speyer-Haus, Institut für Tumorbiologie und Experimentelle Therapie. Er studierte Medizin an den Universitäten in Hamburg und Wien und war anschließend Arzt im Praktikum und Assistenzarzt in der Inneren Medizin am Universitätsklinikum Ulm. Von Januar 2001 bis April 2004 forschte er in der pharmakologischen Abteilung der University of California in San Diego. Anschließend nahm er eine Stelle am Klinikum rechts der Isar in München an. 2008 habilitierte er sich dort und wurde im August 2010 zum Professor an der II. Medizinischen Klinik des Münchener Klinikums berufen. Ab Januar 2011 war er Professor am Institut für Molekulare Immunologie. Greten forscht insbesondere über die Zusammenhänge von Entzündungsprozessen und Darmkrebs und die Interaktion verschiedener Zelltypen im Tumor-Mikromilieu.

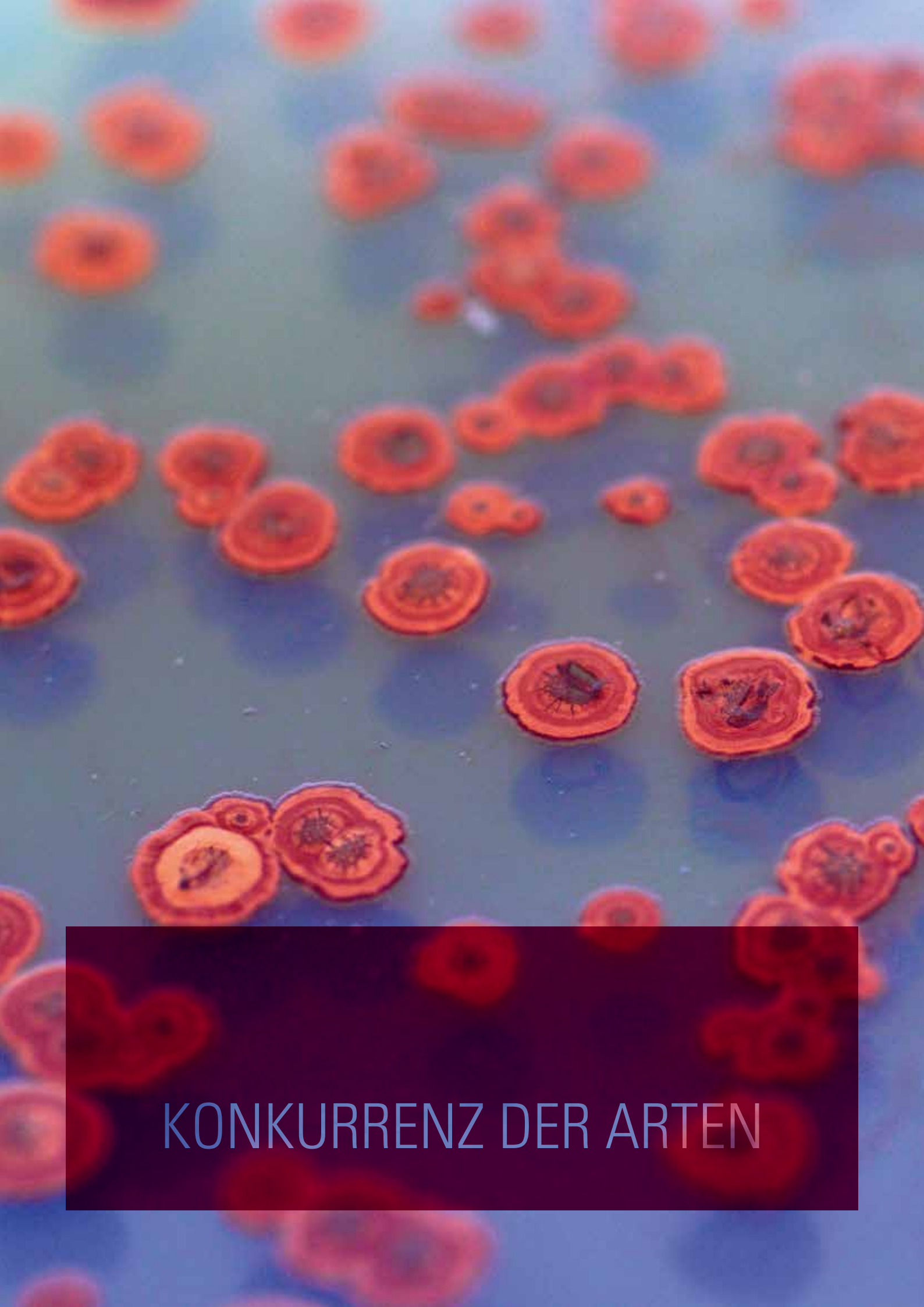
greten@gsh.uni-frankfurt.de

www.georg-speyer-haus.de/forschung/forschungsgruppen/greten/forschung.html

Prof. Dr. Jörg Trojan, 46, ist seit 2015 Professor für gastrointestinale Onkologie am Universitätsklinikum der Goethe-Universität. Von 2009 bis 2015 hatte er die Stiftungsprofessur für molekulare Marker in der Hepatologie und Gastroenterologie an der Goethe-Universität inne. Der Wissenschaftler ist Sprecher des Schwerpunkts Gastrointestinale Onkologie am Universitären Tumorzentrum Frankfurt (UCT), das als onkologisches Spitzenzentrum von der Deutschen Krebshilfe gefördert wird. Nach Abschluss seines Medizinstudiums in Frankfurt, Heidelberg, Durham und Houston arbeitete Trojan am Universitätsklinikum Frankfurt und forschte am Institute of Molecular Cancer Research in Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der molekularen Tumorgenese des Leberzell- und des kolorektalen Karzinoms sowie in der Krebstherapie dieser Erkrankungen.

trojan@em.uni-frankfurt.de

www.uct-frankfurt.de/content/schwerpunkte/gastrointestinale_onkologie



KONKURRENZ DER ARTEN

Lauschangriff mit tödlichen Folgen

Signalmoleküle von Bakterien können fremden Arten schaden

von Helge B. Bode

Eine der wichtigsten Fähigkeiten aller Lebewesen ist die Kommunikation. Ihre universelle Ausdrucksform findet sie im Austausch hoch spezifischer Signalmoleküle. Bei der Entschlüsselung der diversen »Sprachen« und »Dialekte« von Bakterien machen Forscher immer wieder neue und überraschende Entdeckungen, die auch eine Alternative zu Antibiotika versprechen.

Chemische Kommunikation ist ein universelles Sprachkonzept in der Natur. Auch der Mensch nutzt diese wohl älteste Art der Kommunikation, jedoch meist unbewusst in Form einer Duftsprache, die signifikant zu unserem Gesamteindruck von einer Person und damit auch unserem Befinden in bestimmten Situationen beiträgt. Nicht umsonst heißt es, wir könnten jemanden »gar nicht riechen«.

Alle Lebewesen verwenden unterschiedliche »Sprachen«. Bei den enger verwandten Arten kann man diese auch als »Dialekte« bezeichnen. In Kombination mit oft sehr spezifischen Rezeptoren für die jeweiligen Signalmoleküle ergibt sich so eine zum Teil hoch spezifische Interaktion zwischen den Gesprächspartnern.

Die Konkurrenz der Lebewesen bringt es mit sich, dass sie versuchen, die Kommunikation fremder Arten zu stören oder für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Bekannte Beispiele sind Insektenpheromone, mit denen Sexualpartner über große Entfernungen zueinanderfinden. Diese Pheromone werden zum Teil auch von Pflanzen produziert, um diese Insekten als Bestäuber anzulocken. Entwickelt haben sich diese spezifischen Interaktionen im Laufe der Evolution, so dass sowohl die Signale als auch die Rezeptoren für deren Detektion aufeinander abgestimmt und optimiert wurden. Dabei funktionieren die Rezeptoren im Prinzip wie Schlösser, in die nur bestimmte Signalmoleküle wie

Schlüssel passen. Diese lösen eine vorgegebene Reaktion in der Rezeptor-tragenden Zelle aus.

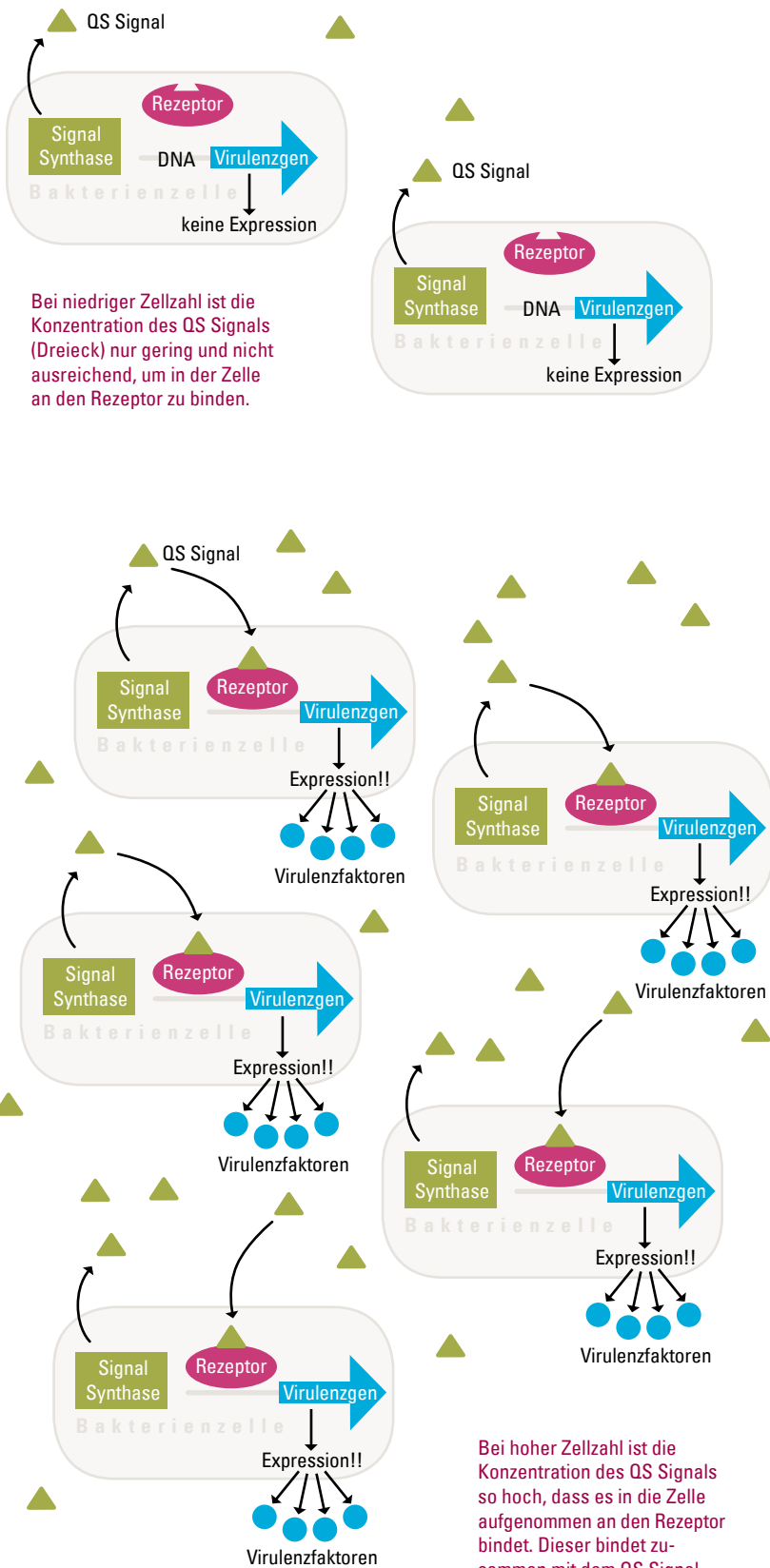
Auch Bakterien und Pilze nutzen die Erkennung ausgewählter Substanzen oder Nährstoffe, beispielsweise, um gute Lebensbedingungen zu finden. Daneben sind sie aber auch in der Lage, spezifische Signalmoleküle zu produzieren und/oder zu detektieren, um ihre Gruppengröße, das »Quorum«, festzustellen. Man nennt diese Art der mikrobiellen Kommunikation deswegen auch »Quorum sensing«: Damit stellen einzelne Bakterien fest, wie viele ihrer Artgenossen in der näheren Umgebung sind und ob eventuell noch andere Bakterienarten darunter sind.

Quorum sensing oder gemeinsam sind wir stark!

Warum ist die Gruppengröße so wichtig, dass sich dafür eine eigene Sprache mit Signal und Detektor entwickelt hat? Einzeln haben Bakterien beispielsweise in einem Infektionsprozess keine Chance gegen das menschliche Immunsystem. Greifen aber Millionen oder Milliarden von Zellen den Wirtsorganismus gleichzeitig an, ist dessen Immunsystem schnell überfordert und kann überwunden oder überlistet werden. So verwandelt sich die ursprünglich feindliche Umgebung in eine, die gute Bedingungen für die Vermehrung bietet. Die Gruppengröße ist auch wichtig für die Bildung von Biofilmen: In diesen liegen die Bakterien eingebettet in einer Art Gel, das sie selbst gebildet haben und in dem sie gegen

Kolonien des Bakteriums »Xenorhabdus szentirmaii«. Deutlich zu erkennen ist die durch verschiedene Naturstoffe hervorgerufene rote Pigmentierung der Kolonien (Bild linke Seite).

Das Prinzip des Quorum sensing



die verschiedensten schädlichen Umweltbedingungen wie Antibiotika, Desinfektionsmittel, Hitze oder Immunsystem geschützt sind.

Der Trick vieler Mikroorganismen besteht darin, sich zunächst zu vermehren, um einen erfolgreichen Angriff sicherzustellen. Sie tun dies unauffällig, ohne ihre eigenen Waffen wie Virulenzfaktoren und Toxine zu zeigen, um das Immunsystem des Wirts nicht zu alarmieren. Ihre Waffen werden erst gebildet, wenn das Quorum hoch genug ist. Hat die Konzentration des Signalmoleküls entsprechend der hohen Zelldichte einen bestimmten Schwellenwert überschritten, werden die Virulenzfaktoren in einer koordinierten Aktion in allen Bakterien gleichzeitig gebildet. Damit überschwemmen sie die Wirtsabwehr und machen die Bekämpfung der Bakterien nun ungleich schwerer.

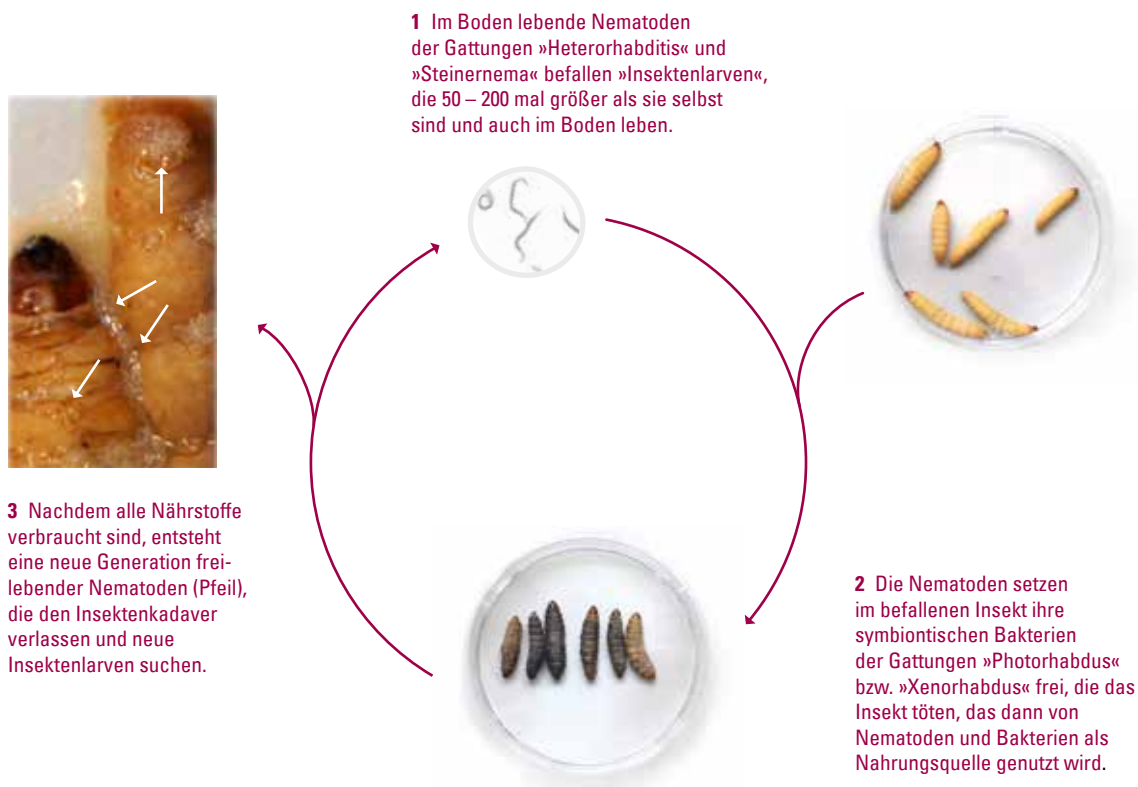
Wem nützt es, die Sprache der Bakterien zu verstehen?

Die Untersuchung der Quorum-sensing-Systeme in Bakterien ist wichtig, um die Pathogenität dieser Bakterien zu verstehen und vielleicht sogar aufzuheben. Die heute übliche Praxis, pathogene Bakterien durch Antibiotika abzutöten, stellt für diese einen massiven Selektionsdruck dar. So können sich zufällig entstandene resistente Bakterien bevorzugt vermehren. Bekämpft man stattdessen nicht die Bakterien als solche, sondern sorgt durch das Abschalten des Quorum sensing nur dafür, dass ihre Waffen nicht aktiviert werden oder stumpf bleiben, gewinnt das Immunsystem Zeit, die Bakterien auch ohne Antibiotika in Schach zu halten. Man könnte sich zum Beispiel vorstellen, die Signalmoleküle zu zerstören, so dass die Konzentration nie den gefährlichen Schwellenwert erreicht. Oder man könnte die Rezeptoren blockieren beziehungsweise die Biosynthese der Signalmoleküle hemmen.

Dass diese Verfahren funktionieren, zeigt die Natur selbst: Es gibt alle denkbaren Varianten, das Quorum sensing auch zwischen verschiedenen Mikroorganismen zu manipulieren: Bakterien sekretieren Enzyme, welche die Signalmoleküle anderer Bakterien abbauen. Eigentlich fremde Signale werden nach dem Prinzip eines Schwamms in die Zellen aufgenommen, um sie der Umgebung zu entziehen und so den artfremden Produzenten eine geringere Zelldichte vorzugaukeln. Man spricht hier vom »Quorum quenching«. Infolgedessen interpretieren konkurrierende Bakterien ihre Umgebung nicht richtig, was die manipulierenden Bakterien zu ihrem eigenen (Wachstums-)Vorteil ausnutzen.

Um sich vor Täuschungen zu schützen, können Bakterien ihre Signale mit Giften für ihre Konkurrenten koppeln oder mithilfe giftiger Signalmoleküle kommunizieren: Versucht ein

Lebenszyklus insektenpathogener Nematoden und ihrer symbiotischen Bakterien



Bakterium, ein fremdes Signal zu interpretieren, verfügt aber nicht über den notwendigen Entgiftungsmechanismus, so stirbt es.

Während vor einigen Jahren die ursprünglich zuerst identifizierten Quorum-sensing-Systeme, sogenannte Acylhomoserin Laktone (AHLs), als die am weitesten verbreiteten galten, ändert sich dies gerade aufgrund unseres massiven Zuwachses an Wissen über Bakterien, ihrer Genome und ihre Physiologie. Es zeigt sich, dass auch strukturell ähnliche Rezeptoren spezifisch und selektiv sein können für chemisch sehr unterschiedliche Signale. Demnach können eine Vielzahl verschiedener Sprachen oder besser Dialekte existieren.

Fremd und doch nicht Feind

Eine weitere Ebene der Kommunikation ergibt sich aus der Tatsache, dass Mikroorganismen nicht nur miteinander und untereinander kommunizieren, sondern auch mit höheren Lebewesen. Neben der schon erwähnten Pathogenität oder Virulenz ist hier vor allem auch das friedliche Miteinander zwischen Mikroorganismen und anderen Lebewesen zu nennen. Da Mikroorganismen nahezu überall auf unserem Planeten vorkommen und praktisch alle Oberflächen besiedelt haben, wundert es nicht, dass auch Menschen nichts anderes sind als Holobi-

onten, also eine ökologische Einheit aus *Homo sapiens* und bis zu 2000 verschiedenen Bakterienarten. Auf und in unserem Körper leben etwa zehnmal so viele Bakterien, wie wir Körperzellen haben. Die Art und Anzahl dieser Bakterienarten bestimmt unsere Gesundheit, die Entwicklung unseres Immunsystems und sie beeinflusst möglicherweise sogar die Entwicklung unseres Gehirns. Wie wir uns fühlen und

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Bakterien befallen einen Wirt erst, wenn sie zahlreich genug sind. Ihre Gruppenstärke ermitteln sie über den Austausch von Signalmolekülen (»Quorum sensing«).
- Im Laufe der Evolution haben Bakterien alle möglichen Tricks entwickelt, um die Kommunikation ihrer Nahrungskonkurrenten zu stören: Signale werden abgefangen oder die eigenen Signale vergiftet.
- Bei der Kommunikation mit höheren Lebewesen achten Bakterien darauf, ihre Wirte zu schützen.

Literatur

- 1 Waters CM, Bassler BL, Quorum sensing: cell-to-cell communication in bacteria, *Annu Rev Cell Dev Biol.* 2005;21:319-46. Review.
- 2 Brameyer S, Bode HB, Heermann R, Languages and dialects: bacterial communication beyond homoserine lactones, *Trends Microbiol.* 2015 Sep;23(9):521-3. doi: 10.1016/j.tim.2015.07.002.
- 3 Brameyer S, Kresovic D, Bode HB, Heermann R, Dialkylresorcinols as bacterial signaling molecules, *Proc Natl Acad Sci U S A.* 2015 Jan 13;112(2):572-7. doi: 10.1073/pnas.1417685112.
- 4 Brachmann AO, Brameyer S, Kresovic D, Hitkova I, Kopp Y, Manske C, Schubert K, Bode HB, Heermann R, Pyrones as bacterial signaling molecules. *Nat Chem Biol.* 2013 Sep;9(9):573-8. doi: 10.1038/nchembio.1295.

was wir denken (können), haben wir also vielleicht zu einem großen Teil Mikroorganismen zu verdanken, die vor allem in unserem Darm leben. Sie versorgen uns mit Nährstoffen und Vitaminen, aber auch mit essenziellen Entwicklungsfaktoren.

Mikroorganismen reden auch mit höheren Lebewesen

In meiner Arbeitsgruppe untersuchen wir als Modell für die verschiedenen Arten der mikrobiellen Kommunikation Bakterien der Gattungen *Xenorhabdus* und *Photorhabdus*. Diese leben in Symbiose mit Fadenwürmern (Nematoden) der Gattungen *Steinernema* beziehungsweise *Heterorhabditis*, die wiederum im Boden lebende Insektenlarven befallen und diese töten. Die Nematoden fungieren dabei vor allem als Träger für die todbringende Fracht der Bakterien. Das tote Insekt teilen sich die Bakterien dann mit den Nematoden. Die Nematoden durchlaufen im Kadaver mehrere Entwicklungszyklen, bis alle Nährstoffe verbraucht sind. Dann suchen sie neue Insektenlarven. Dieser ungewöhnliche Austausch zwischen Nematoden, Bakterien und Insektenlarven wird im biologischen Pflanzenschutz sehr erfolgreich und im großen Maßstab gegen Schadinsekten eingesetzt.

Für die Forschung ist das System aus mehreren Gründen interessant. Man kann die Symbiose mit den Nematoden und die Pathogenität gegenüber den Insekten untersuchen. Darüber hinaus bilden diese Bakterien noch eine Vielzahl niedermolekularer Naturstoffe, die in unterschiedlichsten Kommunikationsformen als Signale fungieren. Bisher haben wir Naturstoffe mit unterschiedlichsten Funktionen identifiziert: Insekten-Toxine, Nematoden-Entwicklungsfaktoren oder Abwehrstoffe gegen Nahrungskonkurrenten und Fraßfeinde, also andere im Boden lebende Bakterien, Pilze oder höhere Lebewesen. Auch zwei neue Quorum-sensing-Signale wurden in Kooperation mit der Arbeitsgruppe von Privatdozent Dr. Ralf Heermann von der Ludwig-Maximilians-Universität München bereits in *Photorhabdus* gefunden. Weitere werden gerade bearbeitet.

Molekulare »Teekesselchen«

Interessant ist dabei, dass der gleiche Naturstoff verschiedene Bedeutungen haben und von unterschiedlichen Interaktionspartnern unterschiedlich verstanden werden kann. So ist zum Beispiel das Isopropylstilben aus *Photorhabdus asymbiotica* für den Produzenten ein Quorum-sensing-Signal, für andere Bakterien ein tödliches Antibiotikum, für den Nematodenwirt *Heterorhabditis* eine Art Hormon, das essenziell für dessen Entwicklung ist, für das Insekt und andere

Eukaryonten aber ein Toxin, das unter anderem ihre Immunantwort hemmt.

Weitere kürzlich gefundene Naturstoffe aus *Xenorhabdus* töten effizient andere Nematoden ab, verschonen aber selektiv den Nematodenwirt der Bakterien und können so einerseits andere Nematoden als Nahrungskonkurrenten abhalten, andererseits aber auch dafür sorgen, dass die spezifische Kombination aus Bakterien und Nematoden bestehen bleibt und nicht eine andere Nematodenart einfach die Auftragskiller »anheuert«.

Wenn man bedenkt, dass viele Bakterienarten, die uns Menschen bewohnen, noch kaum untersucht sind und praktisch alle anderen Lebewesen und Oberflächen ebenfalls von Bakterien besiedelt sind, die alle miteinander und mit den assoziierten höheren Lebewesen sprechen, so wird es in Zukunft für die »Sprachkundler« unter den Mikrobiologen und Chemikern wohl sicherlich noch einige neue Sprachen und Dialekte zu entdecken geben. ●



Der Autor

Prof. Dr. Helge B. Bode, 43, ist Professor für Molekulare Biotechnologie an der Goethe-Universität und leitet auch den gleichnamigen Masterstudiengang. Er hat Chemie und Biologie in Göttingen studiert und dort 2000 in Organischer Chemie promoviert. Bode ist Co-Sprecher der LOEWE-Schwerpunkte »Integrative Pilzforschung« (2013–2016) und »Kontrolle und Design multifunktionaler Megasynthasen« (MegaSyn, 2017–2020). 2013 wurde Bode mit einem ERC Consolidator Grant ausgezeichnet. Seine beiden Forschungsschwerpunkte sind die Aufklärung der natürlichen Funktion mikrobieller Naturstoffe sowie die Aufklärung der diesen Naturstoffen zugrunde liegenden biochemischen Prinzipien, so dass auch neue Naturstoffe mit vielleicht verbesserten pharmakologischen Eigenschaften produziert werden können. Bode ist Autor von mehr als 120 Publikationen zu allen Aspekten der Naturstoff-Forschung.

h.bode@bio.uni-frankfurt.de

www.bio.uni-frankfurt.de/48050101

1 Die asiatische Braunalge »Sargassum muticum« wurde über Ballastwasser großer Frachtschiffe eingeschleppt und besiedelt nun Muschelbänke im Wattenmeer.

Wie kommt die Chinesische Wollhandkrabbe in die Nordsee?

Computermodelle verbinden Handelsrouten mit der Invasion fremder Arten

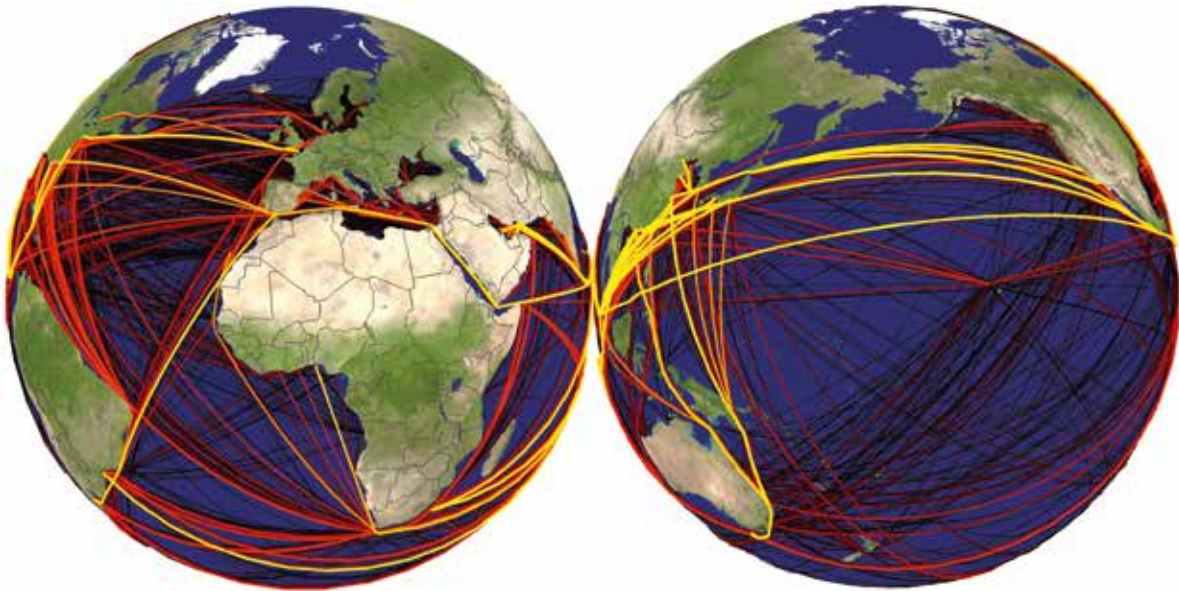
von Hanno Seebens

Die meisten von Menschen in neue Habitate eingeschleppten Arten sind harmlos. Doch einige richten beträchtliche ökologische und ökonomische Schäden an. Rückgängig machen kann man den Prozess nicht, aber vorbeugen sollte man. Computermodelle ermitteln die gefährdeten Knotenpunkte im Handelsnetz und sagen die nächsten Invasoren im marinen Bereich inzwischen zuverlässig voraus.

Man findet sie überall. Am Straßenrand, in Parks, im eigenen Garten, aber auch in Wäldern, Seen, Flüssen und Feldern. Manche sehen sehr hübsch aus, andere wollen wir nicht mehr missen und die allermeisten

fallen uns gar nicht auf: Fremde Tier- und Pflanzenarten, die ursprünglich nicht in Deutschland heimisch waren. Diese sogenannten Neobiota sind Organismen, die vom Menschen aus ihrer Heimat in neue Regionen gebracht wurden. Prominente Beispiele für Neobiota in Deutschland sind der nordamerikanische Waschbär, der mittlerweile in großen Beständen in hessischen Wäldern lebt, der tropische Halsbandsittich, der vor allem in großen Parkanlagen in Städten wie Mainz und Wiesbaden vorkommt, oder das Indische Springkraut, welches die Ufer vieler Flüsse und Bäche säumt.

Die Verbreitung von Arten durch den Menschen nennt man Bioinvasion. Sie ist ein globales Phänomen, das alle Organismengruppen von Bakterien bis zu Elefanten, von Algen bis zu Mammutbäumen betrifft. Das Ausmaß der



2 Die Weltkarte zeigt die Verbreitungswege fremder Arten durch den Schiffsverkehr. Die weißen Linien stellen Schiffsrouten dar und die Farben signalisieren, wie wahrscheinlich die Ausbreitung einer fremden Art entlang dieser Route ist. Schwarz repräsentiert eine geringe Wahrscheinlichkeit, gelb eine sehr hohe.

Bioinvasion ist gigantisch. Eine internationale Studie mit Beteiligung des Autors hat ergeben, dass mittlerweile etwa 13 168 fremde Pflanzenarten weltweit außerhalb ihrer ursprünglichen Heimatregion fester Bestandteil der nativen Flora sind. [1] Zum Vergleich könnte man sich vorstellen, dass etwa alle einheimischen Pflanzen in Europa aufgrund menschlichen Handelns nun auch außerhalb Europas vorkommen. In Nordamerika weiß man von über 3 000 fremden Insektenarten, wobei die tatsächliche Zahl auf über 4 000 geschätzt wird. Allein auf Hawaii geht man von über 5 000 fremden Tier- und Pflanzenarten aus. Eine aktuelle Untersuchung eines 45-köpfigen Teams unter Federführung des Autors ergab, dass der Trend für fast alle Tier- und Pflanzengruppen steil nach oben geht, so dass man mit deutlich mehr Arten in den nächsten Jahrzehnten rechnen muss. [2]

Eroberer, Siedler und Pflanzenjäger

Die Ausbreitung von Organismen ist ein natürlicher Prozess, der einen wichtigen Bestandteil zur Erhaltung einer Art darstellt. Die natürliche Ausbreitung ist aber durch Hindernisse wie große Flüsse, Meere oder Gebirge begrenzt. Aufgrund des menschlichen Handelns gelingt es immer mehr Arten, diese natürlichen Barrieren zu überwinden. Solche Bioinvasionen haben eine lange Tradition.

Schon die Römer haben ihre Kulturpflanzen gezielt angebaut, um die Ernährung ihrer Truppen sicherzustellen. So kam die Esskastanie nach Deutschland. Der erste größere Anstieg der Einwanderung fremder Arten erfolgte zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert mit den europäischen Entdeckern und Siedlern, die zur Sicherung ihrer Nahrungsgrundlage viele Arten eingeführt haben, aber auch viele Arten unbe-

absichtigt mitbrachten. Eingeschleppte Schweine, Ziegen, Katzen und Hunde, aber auch Mäuse und Ratten konnten sich vor allem auf Inseln bis in die heutige Zeit halten. Umgekehrt brachten die Reisenden viele Tier- und Pflanzenarten mit nach Europa, wodurch es besonders im 19. Jahrhundert zu einem Boom im Gartenbau kam. In dieser Zeit wurde intensiv nach attraktiven Pflanzen für den europäischen Markt gesucht. Einzelne dieser sogenannten Pflanzenjäger (»plant hunters«) brachten weit mehr als 2 000 neue Pflanzenarten nach Europa. In den letzten Jahrzehnten intensivierte sich die Verbreitung fremder Arten noch einmal aufgrund der zunehmenden Globalisierung des Handels und der verstärkten Mobilität der Menschen.

Häfen als Einfallstore

Es gibt so gut wie keinen Flecken auf der Erde – und sei er noch so abgelegen –, auf dem keine fremde Art zu finden ist. Gerade die isolierten Inseln im Atlantik und Pazifik weisen häufig sogar vergleichsweise viele Neobiota auf. Man vermutet, dass dies mit den spezialisierten Lebensgemeinschaften auf diesen Inseln zusammenhängt. Deren Arten haben gegenüber den konkurrenzstarken Einwanderern vom Festland häufig nur wenig Chancen. So fanden die eingeschleppten Katzen und Ratten in den flugunfähigen Vögeln auf Neuseeland eine leichte Beute.

Fremde Arten sind aber nicht homogen über den Globus verteilt, sondern tauchen vor allem in Gebieten auf, die durch den Menschen stark verändert wurden und mit weit entfernten Gebieten in Verbindung stehen. Häfen stellen oft die Einfallstore für fremde Arten dar. Schiffe aus aller Welt laden nicht nur Waren ab, sondern transportieren auch eine große Zahl an

Tier- und Pflanzenarten als blinde Passagiere über die Weltmeere. Muscheln setzen sich zum Beispiel am Schiffsrumpf fest, wodurch sich wiederum andere Arten wie Kleinkrebse festhalten können. Frachtschiffe benötigen große Mengen an Ballastwasser, um jederzeit stabil im Wasser zu liegen, und auch im Ballastwasser kann sich eine Vielzahl fremder Arten befinden. Aufgrund des regelmäßigen Austauschs des Ballastwassers können Arten innerhalb weniger Tage beispielsweise von Japan nach Deutschland gelangen oder umgekehrt. Der globale Handel führt dazu, dass natürliche Hindernisse der Ausbreitung aufgehoben werden und früher isolierte Gebiete nun in kurzer Zeit erreicht werden können.

Bioinvasion mit Konsequenzen

Der größte Anteil der eingeschleppten Arten hat kaum Auswirkungen auf die heimische Flora und Fauna. In einigen Fällen verdrängen sie aber native Arten und können ganze Ökosysteme verändern, indem sie zum Beispiel Nährstoffflüsse verändern, neue Habitats schaffen oder zentrale Positionen in Nahrungsnetzen übernehmen. Solche Arten mit einem negativen Einfluss werden häufig als invasiv bezeichnet. Ihre Einschleppung kann sehr weitreichende Folgen haben. Die Pazifische Auster zum Beispiel, die in den 1960er Jahren in der Nordsee ausgesetzt wurde, bildet ausufernde Muschelbänke im Wattenmeer und verändert damit die Strömungsdynamiken, die Sedimentation und das Erscheinungsbild dieses Ökosystems.

Auf der Auster können sich weitere invasive Arten ansiedeln, wie die asiatische Braunalge *Sargassum muticum*, die sich ohne die Auster nicht im schlackigen Substrat des Wattenmeers halten kann (Abb. 1).

Andere invasive Arten schädigen die Industrie, Agrar- und Forstwirtschaft oder beeinträchtigen die menschliche Gesundheit. So setzt die europäische Zebra- oder Rostmuschel in den Großen Seen der USA und Kanada Wasserrohre zu, wodurch zusätzliche Reinigungskosten von über 500 Millionen US-Dollar jährlich entstehen. Umgekehrt breitet sich die nordamerikanische Ambrosia derzeit in Europa aus. Sie kann heftige allergische Reaktionen bei Menschen auslösen. Die Europäische Union gibt jährlich schätzungsweise 12 Milliarden Euro zur Regulation der fremden Arten aus. So müssen vermehrt Pestizide in Agrar- und Forstwirtschaft eingesetzt werden, Schiffe und Rohre müssen häufiger gereinigt, Dämme ausgebessert und Kanäle frei gehalten werden. Die Schätzungen der Schäden in den USA sind sogar um den Faktor 10 höher.

Die Einführung neuer Arten kann auch positive Effekte haben. Viele Arten aus der Agrar- oder Forstwirtschaft wie die Kartoffel oder Douglasie sind Neobiota, die aber mittlerweile wichtige Kulturpflanzen sind. Das Damwild oder der Waschbär sind beliebte Jagdobjekte geworden, aber auch ökonomisch wenig bedeutsame Arten wie der grasgrüne Halsbandsittich bereichern die einheimische Tier- und Pflanzenwelt, zumindest aus menschlicher Perspektive.

In vielen Studien wurde darauf hingewiesen, dass die Biodiversität, also die Zahl der natürlich vorkommenden Arten, weltweit und regional sinkt. Die Einführung neuer Arten könnte diesen Trend stoppen oder zumindest abschwächen, was tatsächlich regional auch zutreffen kann. Doch global betrachtet führt dies zu einem Artenrückgang, da einheimische Arten verdrängt werden. Hinzu kommt, dass die Artengemeinschaften weltweit durch den Austausch an Arten immer ähnlicher werden und somit die Vielfalt der Gemeinschaften zurückgeht. So konnten wir in einer aktuellen Studie über Schnecken zeigen, dass aufgrund des Artenaustauschs die Artengemeinschaften innerhalb der temperierten beziehungsweise tropischen Klimazone kaum noch regionale Unterschiede aufweisen. [3] Es kommt zu einer globalen Homogenisierung der Artengemeinschaften. Der »Global Biodiversity Outlook«, ein regelmäßig erscheinender Bericht von 196 Ländern zur Lage der globalen Biodiversität, hat daher die Einführung fremder Arten als eine der größten Gefahren für die Biodiversität eingestuft. [4]

Literatur

- 1 van Kleunen, M, Dawson, W, Essl, F, et al. (2015), »Global exchange and accumulation of non-native plants«, *Nature*, 525, 100–103.
- 2 Seebens, H, Blackburn, TM, Dyer, E, et al. (in revision), »No saturation in the accumulation of alien species worldwide«.
- 3 Capinha, C, Essl, F, Seebens, H, Moser, D & Pereira, HM (2015), »The dispersal of alien species redefines biogeography in the Anthropocene« *Science*, 348, 1248–1251.
- 4 Secretariat of the Convention on Biological Diversity, *Global Biodiversity Outlook 4*. Montréal, Canada: Secretariat of the Convention on Biological Diversity, 2014.
- 5 Seebens, H, Gastner, M, & Blasius, B (2013), »The risk of marine bioinvasion caused by global shipping«, *Ecol. Lett.*, 16, 782–790.
- 6 Seebens, H, Schwartz, N, Schupp, PJ, & Blasius, B (2016), »Predicting the spread of marine species introduced by global shipping«, *Proc. Natl. Acad. Sci. USA*, 113, 5646–5651.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Inzwischen gibt es so gut wie keinen Flecken auf der Erde, der nicht durch eingeschleppte Arten besiedelt ist. Eine der Hauptursachen ist der internationale Handel.
- Die Bioinvasion richtet beträchtliche ökonomische Schäden an. Allein in Europa werden jährlich schätzungsweise 12 Milliarden Euro aufgewendet, um Schäden durch fremde Arten zu minimieren.
- Bioinvasion führt global zu einem Artenrückgang, da Arten lokal aussterben und die Vielfalt der Artengemeinschaften weltweit verloren geht.
- Computermodelle können die Verbreitung mariner Organismen durch den Schiffsverkehr mit einer Zuverlässigkeit von 76 Prozent vorhersagen.

»Ökologisches Roulette«

Sobald sich eine Art in einer neuen Region etabliert hat, ist es sehr aufwendig und häufig unmöglich, sie wieder zu entfernen. In vielen Fällen bleibt uns nichts anderes übrig, als mit den Konsequenzen zu leben. Die vielversprechendste Strategie, weitere ökologische und ökonomische Kosten zu minimieren, besteht darin, die Einfuhr neuer fremder Arten zu vermeiden, insbesondere derjenigen mit den schwerwiegendsten Konsequenzen. Viele Studien haben versucht, die Eigenschaften zu identifizieren, die eine Art besonders invasiv macht, aber mit nur wenig Erfolg. Die Interaktionen von neuen fremden Arten mit ihrer Umwelt ist zu komplex, um die Konsequenzen vorhersagen zu können. Man spricht auch von einem ökologischen Roulette.

Man kann jedoch die Routen und Einfallstore fremder Arten identifizieren. Viele werden über den Handel eingeschleppt, und das Handelsvolumen eines Landes korreliert stark mit der Anzahl fremder Arten im selben Land. Zusammen mit Kollegen haben wir ein Computermodell entwickelt, das die Anzahl der transportierten Arten zwischen 1469 großen Häfen auf der Welt beschreibt. [5] Das Computermodell basiert auf nahezu 3 Millionen Bewegungen von über 30 000 Frachtschiffen und verbindet diese mit den Umweltbedingungen der jeweiligen Häfen. Die simple Annahme

ist, dass dort, wo besonders viele Frachtschiffe Regionen mit ähnlichen Umweltbedingungen verbinden, auch besonders viele Neobiota zu finden sind.

Tatsächlich stimmen die Vorhersagen des Modells mit der Zahl der Arten, die über Ballastwasser eingeschleppt wurden, sehr gut überein. Es lassen sich damit die globalen »Autobahnen« der marinen Bioinvasion von den »Seitenstraßen« unterscheiden (Abb. 2). In einem weiteren Schritt kann man dieses Modell verwenden, um die Auswirkungen des Klimawandels auf Bioinvasionen zu untersuchen oder um besonders empfindliche Knotenpunkte zu identifizieren, an denen man zur Vermeidung von weiteren Invasionen ansetzen könnte.



Der Autor

Dr. Hanno Seebens, Jahrgang 1978, studierte Ökologie an der Universität Essen. Nach der Promotion an der Universität Konstanz folgten Postdoc-Tätigkeiten an den Universitäten Oldenburg und Wien, bevor er seine durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanzierte Stelle am Senckenberg Biodiversität und Klima Forschungszentrum (BiK-F), Frankfurt, antrat. Mithilfe von Computermodellen untersucht er die Ausbreitung von Arten über komplexe Netzwerke wie den internationalen Handel oder den Schiffsverkehr.

hanno.seebens@senckenberg.de

www.bik-f.de/root/index.php?page_id=1070

Wer sind die nächsten Invasoren?

Die wichtigsten Ausbreitungswege fremder Arten zu kennen, ist eine Voraussetzung dafür, weitere Invasionen effektiv zu vermeiden. Aber noch wichtiger wäre die Kenntnis der nächsten Invasoren, also der Arten, die mit größter Wahrscheinlichkeit bald in eine bestimmte Region einwandern werden. Wir haben daher das Computermodell mit tatsächlichen Verbreitungskarten der Arten kombiniert, um die Gebiete vorherzusagen, die von den Arten mit hoher Wahrscheinlichkeit invadiert werden. [6] Allein mithilfe der Schiffsbewegungen und der Umweltbedingungen konnten wir die Verbreitung fremder Arten durch den Schiffsverkehr mit einer Wahrscheinlichkeit von 76 Prozent vorhersagen. Damit ist es möglich, mit vergleichsweise hoher Zuverlässigkeit für fast jede küstennahe Meeresregion auf der Welt eine Liste der nächsten marinen Invasoren zu erstellen. Für die Nordsee als Fallbeispiel hat sich gezeigt, dass zwei Arten, deren Einwanderung das Computermodell mit hoher Wahrscheinlichkeit vorhergesagt hat, nun tatsächlich dort zu finden sind. Dies zeigt, dass man mit einfachen Modellen die Ausbreitung mariner Organismen vorhersagen kann.

Vorherzusagen, welche fremden Arten durch Ballastwasser eingeschleppt wurden, ist vergleichsweise einfach, da Ballastwasser ein klar abzugrenzendes Volumen darstellt und die Schiffsbewegungen leicht zu verfolgen sind. Weitaus schwieriger ist die Simulation der Ausbreitung von Arten, die bewusst eingeführt wurden, etwa Säugetiere und Vögel oder viele Garten- und Kulturpflanzen. Eine immer größere Rolle spielt der aufkommende Internethandel, der nur schwer zu kontrollieren und zu simulieren ist. Viele dieser gehandelten Arten werden zwar im Haus oder Garten gehalten, aber es kommt doch regelmäßig zu ungewollten Ausbreitungen. So ist die Ausbreitung von Pflanzen, deren Samen mit dem Wind verbreitet werden, über den Gartenzaun hinweg kaum zu verhindern. Hinzu kommt, dass die Handelsströme häufig nur schwer vorherzusagenden Dynamiken unterliegen, da sich Handelsbeziehungen verändern, wie zum Beispiel der sich intensivierende Handel zwischen China und Europa, oder neue Handelsrouten entstehen, wie eine mögliche Öffnung der Arktis für den Schiffsverkehr. Da der Ansatz zur Vorhersage fremder Arten im marinen Bereich aber erfolgreich ist, hoffen wir, ähnliche Modelle auch für andere Organismengruppen entwickeln zu können. Dies ist unsere Kernaufgabe für die nächsten Jahre. ●



1 Gelbfiebermücke
»Aedes aegypti«.
Diese Stechmückenart
gilt als Überträger exotischer
Krankheitserreger.

Klimawandel, Zika-Virus & Co.

Können eingeschleppte Erreger bei uns heimisch werden?

von Sven Klimpel und Thomas Kuhn

Die Wärme liebende Asiatische Tigermücke »*Aedes albopictus*« fühlt sich seit Jahrzehnten im Mittelmeerraum wohl. Sie ist Überträgerin gefährlicher, bisher in Europa nicht verbreiteter Viren. Wird sie sich aufgrund des Klimawandels und anderer Umweltfaktoren weiter nach Norden ausbreiten? Und werden andere eingeschleppte Arten ihr folgen? Das untersucht die Arbeitsgruppe von Prof. Dr. Sven Klimpel mithilfe der ökologischen Nischenmodellierung und genomischer Analysen.

Erreger wie das Zika- oder Ebola-Virus standen bisher nicht im Fokus der Wissenschaft. Doch der gerade erst eingedämmte, drastische Ebola-Ausbruch in Westafrika hat gezeigt, dass die Welt sich auf einige seltene, aber besonders gefährliche Erreger besser vorbereiten muss. In Deutschland besteht seit Mai 2016 eine Meldepflicht für Arboviren. Unter dem Oberbegriff werden Viren-Typen zusammengefasst, die sich sowohl in blutsaugenden Gliederfüßern, Mücken und Zecken (Arthropoden) als auch in Vögeln und Säugetieren vermehren können. Über diese Vektoren werden sie verbreitet und auf den Menschen übertragen. Auch das Zika-Virus gehört zu den Arboviren.

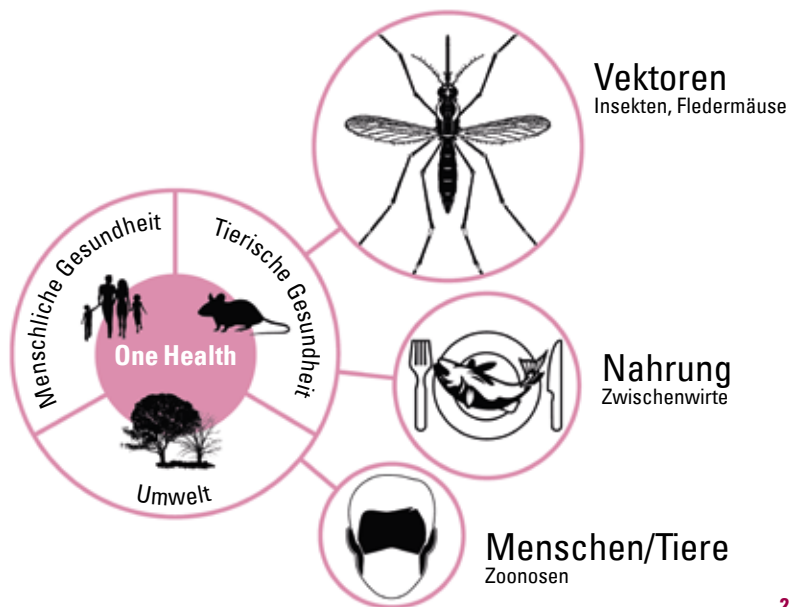
Im globalen und auch regionalen Kontext spielen neue und wieder auftretende Infektionskrankheiten eine immer größere Rolle. Insbesondere

Stechmücken gelten weltweit als die wichtigsten Überträger, dicht gefolgt von Nagern und Fledertieren. (Abb. 1) Zunehmend müssen auch klimatische und ökologische Veränderungen bei der Ausbreitung berücksichtigt werden, denn sie können Stechmücken und anderen Vektoren neue Lebensräume eröffnen.

Die absehbar bedeutendste Rolle in Europa spielen invasive (eingeschleppte) Arten wie die Asiatische Tigermücke *Aedes albopictus*, die Asiatische Buschmücke *Aedes japonicus*, die Gelbfiebermücke *Aedes aegypti* (Abb. 2) und verschiedene Sandmücken-Arten (*Phlebotomus*). Zu den von ihnen übertragenen Erkrankungen zählen zum einen virusbedingte Infektionen durch Zika-, Dengue-, West-Nil oder Chikungunya-Viren. Zum anderen sind sie Vektoren für einzellige (protozoische) Parasiten (*Leishmania*

spp.), die Erkrankungen wie die Leishmaniose hervorrufen.

Eine konkrete Abschätzung der von Stechmücken in Europa ausgehenden Gefahr bedarf langfristiger Überwachungs- und Erfassungsmaßnahmen. Damit beschäftigt sich unsere Arbeitsgruppe derzeit intensiv in Kooperationen



2 Verschiedene Übertragungswege von Infektionserregern und ihre Bedeutung. Stechmücken gelten im globalen Kontext als die wichtigsten Überträger von Infektionskrankheiten. An zweiter Stelle steht die Übertragung von Infektionserregern über die Nahrung (inkl. Wasser) und an dritter Stelle die Übertragung vom Tier auf den Menschen (sog. Zoonosen) oder von Mensch zu Mensch. Das Konzept »One Health« steht für einen umfassenden, interdisziplinären Ansatz, der die komplexen Zusammenhänge zwischen Mensch, Tier, Umwelt und Gesundheit beschreibt.

mit Bundesministerien und anderen nationalen und internationalen Forschungseinrichtungen. Um Veränderungen in der jeweiligen Stechmückenfauna frühzeitig erkennen zu können, ist es notwendig, die Überträger eindeutig identifizieren zu können (Werblow et al. 2014, 2015) sowie das aktuelle Vorkommen und die Verbreitung der Arten genau zu kennen. Darüber hinaus klären wir mit geeigneten Laborversuchen, inwieweit invasive und heimische Arten überhaupt in der Lage sind, bestimmte Krankheitserreger unter den hier vorherrschenden Bedingungen zu übertragen (Vektorkompetenz). (Abb. 3)

Habitatmodellierung: Wo entstehen ökologische Nischen?

In der ökologischen Nischenmodellierung werden unter anderem die Zusammenhänge zwischen dem Vorkommen einer Art und den jeweiligen Umweltbedingungen (ökologische Nische) quantifiziert und mathematisch beschrieben. Mithilfe solcher Modellierungen kann die potenzielle Verbreitung (Habitatmodellierung) für eine Art geschätzt und in Kartenform visualisiert werden. Dazu verwenden wir Szenarien des Welt-Klimarats IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change), welche zukünftige klimatische Bedingungen projizieren. Die Modellierung basiert auf diversen statistischen Verfah-

ren. Sie alle haben Stärken und Schwächen. Welches Verfahren für konkrete Daten am besten geeignet ist, lässt sich oft nicht sicher beantworten. Um trotz dieser Unsicherheiten zu einer robusten Schätzung zu gelangen, fassen wir die Ergebnisse mehrerer Einzelmodelle zu einem »Consensus Modell« zusammen.

Darüber hinaus sind auch die IPCC-Szenarien mit Unsicherheiten behaftet, denn sie sagen klimatische Entwicklungen auf der Basis verschiedener sozioökonomischer Entwicklungen und Emissionsszenarien voraus. Dieser Unsicherheit in den Datensätzen tragen wir Rechnung, indem wir eine Vielzahl verschiedener Modelle verwenden, die von unterschiedlichen Emissionsszenarien und globalen Zirkulationsmodellen ausgehen. Resultat ist wiederum eine Vielzahl von Modellierungsergebnissen, die diese Unsicherheiten abbilden und damit die Spannweite widerspiegeln, innerhalb derer sich die potenzielle Habitatmodellierung entwickeln kann.

Auf diese Weise können wir bei eingeschleppten Arten das invasive Potenzial der Art bewerten. Insbesondere können wir Gebiete identifizieren, in denen die Art in naher Zukunft geeignete Klimabedingungen finden wird. Das hat den Vorteil, dass wir in diesen Gebieten frühzeitig gezielte Gegenmaßnahmen ergreifen und die Bevölkerung informieren können.

Wir gehen davon aus, dass Wärme liebende Arten durch den projizierten Klimawandel begünstigt werden. Am Beispiel der beiden in Europa bedeutenden invasiven Stechmückenarten *Aedes albopictus* und *Aedes japonicus* konnten wir eindrücklich zeigen, wie unterschiedliche klimatische Bedürfnisse der Arten (Nischen, zum Beispiel Temperatur, Niederschlag) sich in

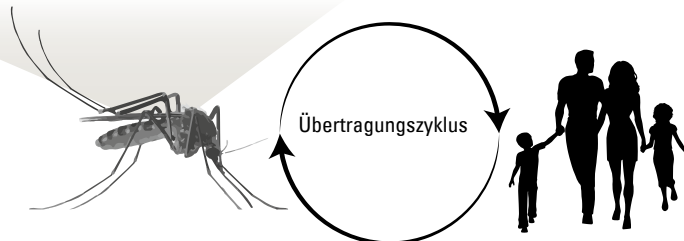
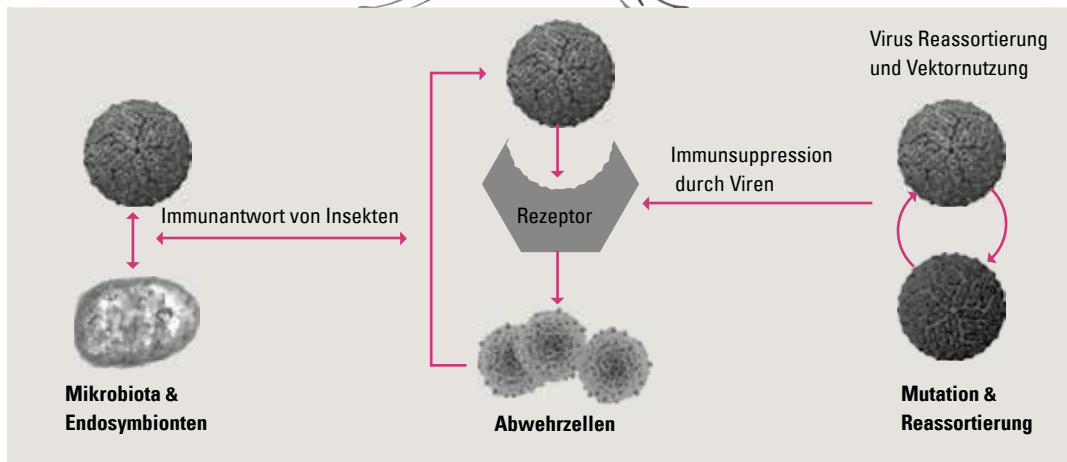
AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- In Europa bisher nicht verbreitete Infektionskrankheiten könnten künftig gehäuft auftreten, wenn ihre Wärme liebenden Überträger (Stechmücken) durch den Klimawandel bei uns heimisch werden.
- Mithilfe der ökologischen Nischenmodellierung können Forscher gefährdete Gebiete auffindig machen und rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergreifen.
- Auch heimische Nager wie die Rötelmaus können exotische Viren (das Hantavirus) verbreiten. Hier gilt es herauszufinden, unter welchen Bedingungen sich die Mäuse besonders vermehren.

INTERAKTION ZWISCHEN VEKTOREN, PATHOGENEN UND WIRTSORGANISMEN

Überwachung, molekulare
Taxonomie und Populationsgenetik
von Stechmücken

Vektorkompetenz
von Stechmücken
für tropische Viren



3

der Entwicklung der potenziellen Verbreitungsgebiete widerspiegeln. (Abb. 4) *Aedes albopictus* ist eine Mückenart, die seit mehreren Jahrzehnten im Mittelmeerraum vorkommt und mittlerweile in vielen Ländern als etabliert angesehen wird. Sie ist Wärme liebender als die mit ihr verwandte Buschmücke *Aedes japonicus*. Durch den Klimawandel wird sich das potenzielle Verbreitungsgebiet der Art nach unseren Modellen in Europa nach Norden und Nordosten stark ausdehnen, so dass *Aedes albopictus* auch in weiten Gebieten Mitteleuropas günstige Bedingungen findet.

Für *Aedes japonicus*, die unter kühleren Bedingungen vorkommt, projizieren unsere Modelle, dass sich das potenzielle Verbreitungsgebiet in Europa im Zuge des Klimawandels verkleinern wird. Diese Ergebnisse beruhen jedoch auf der Annahme, dass sich beide Arten nicht an veränderte Klimabedingungen außerhalb ihres bisherigen Verbreitungsgebietes anpassen und dass ihre ökologischen Nischen konstant bleiben. Gerade bei Stechmücken vermuten wir jedoch, dass sich die Arten durch ihre kurzen Generationszeiten und hohe Anpassungsfähigkeit vergleichsweise schnell an neue Bedingungen adaptieren können.

Die ökologische Nischenmodellierung dient auch dazu, Informationen über die Ökologie der Arten abzuleiten. Eine wichtige Frage ist bei-

spielsweise, welche Umweltfaktoren für eine erfolgreiche Etablierung entscheidend sind. Für *Aedes albopictus* ist dies nach unseren Ergebnissen die Temperatur während der Wintermonate. Liegt diese unterhalb einer kritischen Grenze, überleben die Eier nicht. Durch den projizierten Klimawandel und die zu erwartenden mildereren Winter könnte sich die Grenze des potenziellen Verbreitungsgebietes nach Norden verschieben. Im Gegensatz dazu wird die Sommertrockenheit in Südeuropa als potenzieller limitierender Faktor in Südeuropa zunehmend eine Rolle spielen (Cunze et al. 2016). Dies liegt daran, dass *Aedes albopictus*, wie die meisten Stechmücken, bei ihrer Entwicklung auf stehendes Wasser angewiesen ist.

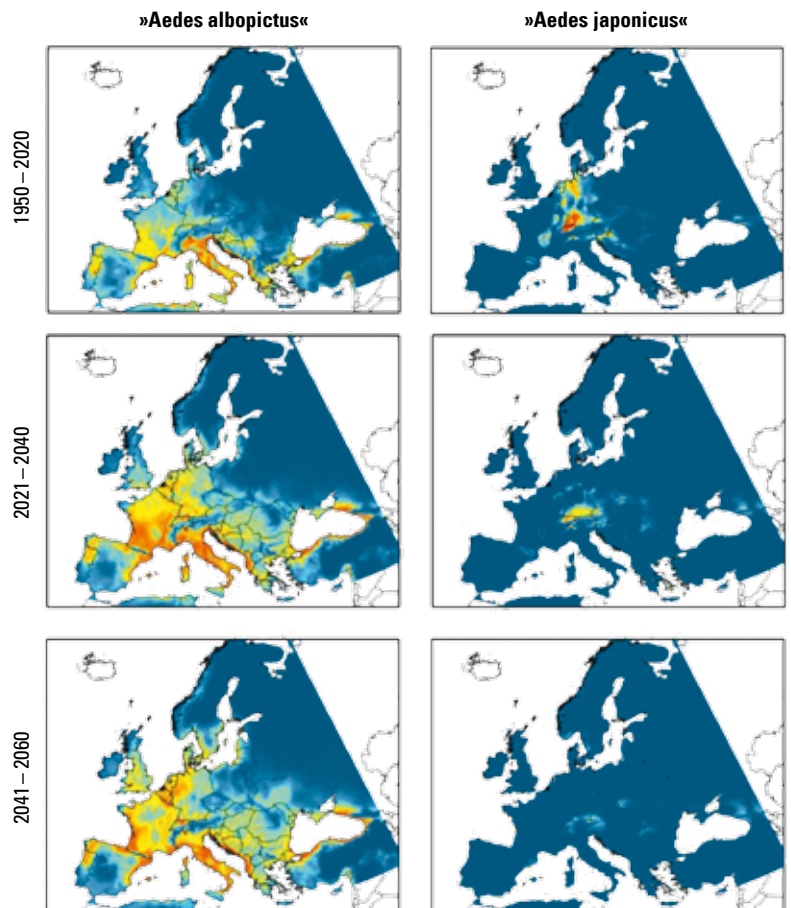
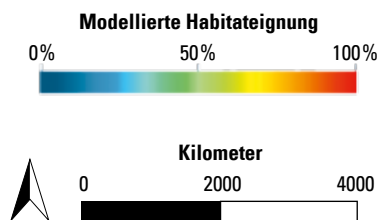
Rötelmäuse und Hantaviren in Deutschland

Neben den durch Arthropoden übertragenen Arboviren wurden bereits zahlreiche Viren nachgewiesen, die von Nagetieren auf andere Tiere beziehungsweise auf den Menschen übertragen werden. Zu diesen »Roboviren« (»rodent-borne viruses«) gehört auch das Hantavirus. Es erregte erstmals Anfang der 1950er Jahre öffentliches und wissenschaftliches Interesse, als zahlreiche amerikanische Soldaten in Korea mit dem damals unbekanntem Erreger infiziert wurden. Die Erreger konnten erst in den 1970er Jahren der Familie der Bunyaviridae zugeord-

3 Ein Fokus unserer Forschungen liegt auf der Interaktion zwischen Vektoren, Pathogenen und Wirtsorganismen. Hierfür untersuchen wir beispielsweise das Vorkommen, die Art und die Populationsstruktur relevanter Vektoren. In weiteren Untersuchungen erforschen wir die Vektorkompetenz, also die Fähigkeit dieser Populationen, verschiedene Infektionserreger und Parasiten zu übertragen, sowie die Übertragungszyklen (Infektionswege) von Erregern. Diese Forschungsansätze sollen klären, welche Vektoren in Europa an der Übertragung von Infektionserregern beteiligt sind oder sein können, und welche Wirtsorganismen involviert sind.

4 Durch den Klimawandel wird sich das potenzielle Verbreitungsgebiet Wärme liebender Arten ausdehnen. Entscheidend sind dabei die unterschiedlichen Ansprüche an abiotische (unbelebte) Umweltbedingungen. Modellierte Habitataignung für »*Aedes albopictus*« und »*Aedes japonicus*« unter aktuellen (mittlere Bedingungen zwischen 1950 und 2000) und zukünftigen Klimabedingungen (für den Zeitraum 2021 bis 2040 und 2041 bis 2060 nach dem 8.5 RCP IPCC-Szenario): Warme Farben stehen für eine hohe modellierte Habitataignung, kalte Farben für eine niedrige modellierte Habitataignung.

5 Das Puumala-Virus wird in Europa hauptsächlich durch die Rötelmaus übertragen. Die Größe und Dichte der Rötelmauspopulationen beeinflusst die Häufigkeit menschlicher Infektionen. Anzahl der gemeldeten humanen Hantavirus (Puumala Virus = PUUV)-Infektionen seit der Meldepflicht.



4



Die Autoren

Prof. Dr. Sven Klimpel (links), 42, ist Direktor des Instituts für Ökologie, Evolution und Diversität und seit 2010 Professor für Integrative Parasitologie und Tierphysiologie. **Dr. Thomas Kuhn**, 34, ist Nachwuchsgruppenleiter in der Abteilung Integrative Parasitologie und Tierphysiologie. Die Kernthemen, denen die Parasitologen und Infektionsbiologen und ihre Arbeitsgruppen nachgehen, reichen von der Identifizierung neuer und neu an Bedeutung gewinnender Pathogene über die Bestimmung ihrer heutigen Verbreitung bis hin zur Erforschung der phänotypischen und genetischen Evolution ihrer Ausbreitungsfähigkeit und Klimatoleranz. Ein weiteres Forschungsgebiet ist die experimentelle und freilandbasierte Analyse von Pathogenitätsfaktoren und Überträgerfähigkeiten (Infektionswegen).

klimpel@bio.uni-frankfurt.de

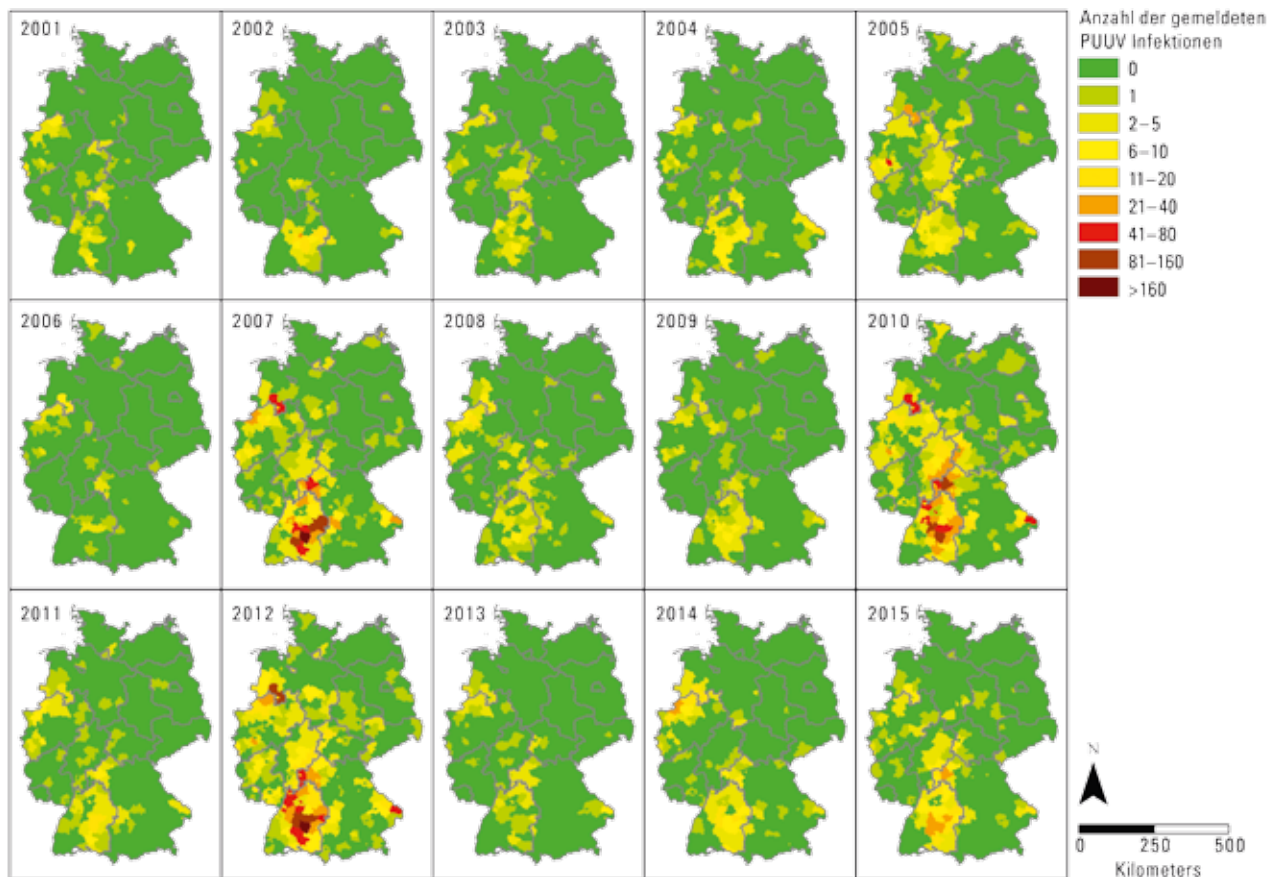
t.kuhn@bio.uni-frankfurt.de

www.bio.uni-frankfurt.de/43925886/ak-klimpel

net werden. Diese umfasst zahlreiche Erreger, die bei Menschen zu gefährlichen, teilweise tödlichen Krankheiten führen können. 1993 trat in den USA eine weitere Epidemie mit zahlreichen Patienten auf, verursacht durch eine damals unbekannte Art der Hantaviren.

Seit Mitte der 1980er Jahre sind auch in Deutschland Infektionen mit Hantaviren bekannt. Die meisten Fälle werden durch das Puumala-Virus (PUUV) verursacht und von der Rötelmaus *Myodes glareolus* übertragen. Die Mäuse selbst erkranken nicht, können aber zum Beispiel durch einen Biss Menschen infizieren. Die Infektion kann aber auch durch Kot und Urin oder erregerrhaltige Aerosole erfolgen, die beispielsweise während Reinigungsarbeiten in kontaminierter Umgebung aufgewirbelt und eingeatmet werden. Die ausgelöste fiebrige Erkrankung wird als hämorrhagisches Fieber mit renalem Syndrom (HFRS) bezeichnet. Sie ist mit Blutungsneigung und akutem Nierenversagen verbunden. In Europa kommen aber in der Regel nur leichte bis mittelschwere Verläufe vor.

Seit der Einführung der Meldepflicht der humanen Hantavirus-Infektionen in Deutschland im Jahr 2001 sind zuverlässige Daten über die räumlich-zeitlichen Muster der Infektionen verfügbar. Besonders häufig treten Infektionen in waldreichen Gebieten in Baden-Württem-



5

berg und angrenzenden Gebieten in Bayern auf sowie in Nordrhein-Westfalen. In Nordostdeutschland ist die Zahl der Hantavirus-Infektionen gering. In großen Städten und Ballungsgebieten (Berlin, Stuttgart, Bonn) gibt es tendenziell mehr Infektionen als in ländlichen Gebieten. Während die räumlichen Muster über die letzten 15 Jahre sehr ähnlich sind, schwanken die absoluten Zahlen der Hantavirus-Infektionen stark. Besonders hoch war die Zahl in den Jahren 2007, 2011 und 2012.

Im Fokus unserer Untersuchungen steht die Frage: Welche Faktoren beeinflussen die Häufigkeit des Auftretens von Hantavirus-Infektionen? In Europa und in Deutschland hängt die Zahl der Hantavirus-Infektionen stark von der Rötelmäusedichte ab. Diese ist abhängig von der Landnutzung (insbesondere vom Waldanteil), von klimatischen Faktoren (kalter Winter) und vom Nahrungsangebot. Hier spielen Jahre, in denen Buche oder Eiche besonders viele Früchte produzieren, eine besondere Rolle, denn sie sind ein wichtiges Nahrungsmittel der Rötelmäuse. Entscheidend für das Auftreten dieser sogenannten Mastjahre, in denen sich die Population stark vermehrt, sind klimatische Bedingungen in den Vorjahren und der zeitliche Abstand zum vorhergehenden Mastjahr. (Abb. 5)

Aufgrund der komplexen Zusammenhänge und der Vielzahl an Faktoren, die Einfluss auf die Zahl der Hantavirus-Infektionen haben, ist ein zuverlässiges Vorhersage-Modell schwierig zu erstellen. Wir konnten jedoch anhand von Korrelationsanalysen für folgende Bedingungen ein erhöhtes Risiko ableiten: erstens in waldreichen Gebieten, zweitens in Jahren, die auf ein Mastjahr folgen und drittens im Frühsommer. Durch den Klimawandel, der uns häufigere Mastjahre und mildere Winter beschert, ist eine Zunahme der Infektionen mit dem Hantavirus wahrscheinlich.

Die aufgeführten Beispiele stellen nur einen kleinen Teil unserer aktuellen Forschungen an der Goethe-Universität in Kooperation mit dem Forschungsinstitut Senckenberg dar. Gerade in Zeiten des globalen Wandels finden zahlreiche Krankheitserreger und -überträger ihren Weg in neue Lebensräume. Auch zeigen sich gänzlich neuartige Krankheiten, die häufig erst mit zeitlicher Verzögerung in den Industrieländern auftreten. Lebensweisen, Umweltbedingungen und Wirt-Erreger-Interaktionen beeinflussen dabei ihre Ausbreitungsmechanismen. Als Konsequenz wird in den nächsten Dekaden die Verbreitung von durch Vektoren übertragenen Infektionskrankheiten auch in unseren Breiten spürbar zunehmen. ●

Literatur

- 1 Werblow et al. (2014), Population Structure and Distribution Patterns of the Sibling Mosquito Species »Culex pipiens« and »Culex torrentium« (Diptera: Culicidae) Reveal Different Evolutionary Paths. PLoS ONE 9(7): e102158.
- 2 Werblow et al. (2015), Direct PCR of indigenous and invasive mosquito species: a time- and cost-effective technique of mosquito barcoding. Med Vet Entomol 30(1): 8-13.
- 3 Cunze et al. (2016), »Aedes albopictus« and Its Environmental Limits in Europe. PLoS ONE 11(9): e0162116.

IMPRESSUM

FORSCHUNG FRANKFURT

Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität



IMPRESSUM

Herausgeber Die Präsidentin der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Vi.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

Redaktion Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften), Theodor-W. Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt, Telefon (069)798-13066, E-Mail: jaspers@pww.uni-frankfurt.de
Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin), Theodor-W. Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, Raum 4P.31, 60323 Frankfurt, Telefon (069)798-12498, E-Mail: hardy@pww.uni-frankfurt.de

Grafisches Konzept und Layout Nina Ludwig, Kommunikationsdesignerin, M.A., Theodor-W. Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, Raum 4P.32, 60323 Frankfurt, Telefon (069)798-13819, E-Mail: ludwig@pww.uni-frankfurt.de

Satz Nina Ludwig und Dagmar Jung-Zulauf Medienwerkstatt, Niddatal

Litho Peter Kiefer Mediendesign, Frankfurt

Vertrieb Helga Ott, Theodor-W. Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt, Telefon (069)798-12472, Telefax (069) 798-763-12531, E-Mail: ott@pww.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFFM/index.html

Abonnement Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt, www.rheinmainmedia.de, Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: (069) 7501 4183, E-Mail r.dussmann@rheinmainmedia.de

Druck Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf

Bezugsbedingungen »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 12 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 6 Euro. Einzelverkauf beim Vertrieb: Helga Ott, Theodor-W. Adorno-Platz 1, Campus Westend, PA-Gebäude, Raum 4P.36A, 60323 Frankfurt, Telefon (069) 798-12472, E-Mail: ott@pww.uni-frankfurt.de

Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift und Bezugszeitraum. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Titel Illustration von Elmar Lixenfeld, Frankfurt, www.duodez.de.

Aus der Redaktion Seite 1, Foto von Uwe Dettmar, Frankfurt.

Lebenswelten Seite 4 bis 11: Fensterfotos von Renate Sautermeister, © Teresa Jungwirth, Frankfurt; Seite 10: Autorenfoto privat; Seite 12 bis 17: alle Fotos von Dettmar; Seite 18: Zeichnung von Carl Arriens, Ethnographische Bildarchiv des Frobenius Instituts, Frankfurt, Registernummer des Bildes EBA-B 02705; Seite 19: Fotos von Stefan Schmid, Frankfurt; Seite 20: Fotos von Hans Peter Hahn, Frankfurt; Seite 21: Foto oben von Jona Kohl, Frankfurt, Foto unten von Karl-Heinz Pampus, Frankfurt; Seite 22: Fotos von Susanne Schröter, Frankfurt; Seite 24: Fotos von Kira Kosnick, Frankfurt; Seite 25: Autorenfoto von Renate Wiggershaus, Kronberg; Seite 28 bis 32: Illustrationen von Olaf Kaltenborn und Elmar Lixenfeld, Frankfurt; Seite 32: Autorenfoto von Dettmar; Seite 33 bis 37: Illustrationen von Salomea, www.salomeas-bilder.de; Seite 37: Autorenfoto privat.

Zeitläufte Seite 38: Gemälde, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg; Seite 41: Gemälde, Stiftung Ratjen, Vaduz; Seite 42: Gemälde, Deutsches Historisches Museum, Berlin; Seite 43: Fotos von Dettmar; Seite 45: Foto © Thomas Wolf, www.foto-tv.de, CC BY-SA 3.0 DE, Creative-Commons-Lizenz; Seite 46: Karte aus Putzger, Historischer Weltatlas, Jubiläumsausgabe 1965, S.34/35; Seite 47: Illustration: »Die Schlacht im Teutoburger Wald, Alles für Deutschland. 2000 Jahre Deutsche Geschichte und deutsches

Heldentum, Yosma (Orientalische Cigaretten-Compagnie »Yosma« G.m.b.H.), Bremen, [1934], S. 9, Sammlung Politische Bildgedächtnisse, Historisches Seminar, K 21161/3 (oder Picturing History Atlas, Atlasnummer: 02/00360); Seite 48: Fotos akg-images, Berlin; Foto oben rechts: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Epitaph_des_Marcus_Caelius.JPG?uselang=de; Seite 49: Manfred Pollert, © Varusschlacht im Osnabrücker Land, Museum Kalkriese; Seite 49: Autorenfoto von Dettmar. Seite 50 bis 55: Scrabble-Fotos von Dettmar; Seite 52: Foto Staatsbibliothek zu Berlin; Seite 55: Autorinfoto von Dettmar.

Kunstwelten Seite 56: Illustration © Universal Pictures Inc.; Seite 58: Plakat ist gemeinfrei; Seite 59 oben: Foto © Yash Chopra Productions; Seite 59 unten: Plakat © Berolina Film, Berlin; Seite 60: Foto oben: © Edgar Reitz Filmproduktions GmbH, München; Seite 60 unten: Foto gemeinfrei; Seite 62 bis 65: alle Plattencover aus der Sammlung von Dirk Frank, Frankfurt; Seite 67: Fotos © Wiesbaden Biennale / Jeva Griskjane; Seite 68 bis 69: alle Fotos von Nikolaus Müller-Schöll, Frankfurt; Seite 70: Autorenfoto von Dettmar; Seite 72: Foto von Süddeutsche Zeitung Photo, München; Seite 76: Foto von The Wylie Agency (UK) Ltd., London; Seite 77: Autorenfoto von Dettmar.

Immunsystem Seite 78: Foto von Science Photo Library / Steve Gschmeissner; Seite 79: Foto von Tim Pillar; Seite 80: Foto privat; Seite 81: Ultraschallbilder von Steffen Platscheck, Medizinische Klinik III, Nephrologie; Seite 82: Grafik bearbeitet von Peter Kiefer, Frankfurt; Seite 83: Autorenfoto von Dettmar; Seite 85: Foto von Jürgen Engel; Seiten 86 und 88: Grafiken von Anna Kraus; Autorenfoto Seite 88: privat; Seite 89: Foto privat; Seite 90: Grafik von Sven Plath; Seite 90/91: Aufnahme von Lotta Hof und Till Moreth, Bildbearbeitung von Francesco Pampaloni, Frankfurt; Seite 91: Foto privat; Seite 92: Abbildung Jörg Trojan; Seite 94: Foto von Dettmar; Seite 95: Abbildung Jörg Trojan; Seite 96: CT-Bild aus der Medizinischen Klinik I; Seite 97: Foto von Dettmar.

Konkurrenz der Arten Seite 98: Foto: AG Bode; Seite 100: Grafik von Kiefer nach einer Idee von Helge Bode; Seite 101: Grafik von Peter Kiefer nach Idee von Helge Bode mit Fotos der AG Bode; Seite 102: Foto von Dettmar; Seite 103: Foto von Sven Rohde, Universität Oldenburg; Seite 104: Karte Universität Oldenburg; Seite 106: Foto von Dettmar; Seite 107: Foto von CDC, F.H. Collins; Seite 108 bis 111: alle Grafiken, Fotos und Karte von AG Klimpel.

Vorschau Seite 113: Foto von Uwe Dettmar, Frankfurt.

Wir haben uns bemüht, die Urheber- und Nutzungsrechte für die Abbildungen zu ermitteln und deren Veröffentlichungsgenehmigung einzuholen. Falls dies in einzelnen Fällen nicht gelungen sein sollte, bitten wir die Inhaber der Rechte, sich an die Goethe-Universität, Abteilung PR und Kommunikation, zu wenden. Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich abgegolten.



DAS NÄCHSTE MAL



ES IST AN DER ZEIT

Sollten wir uns nicht schleunigst auf die Suche nach der gewonnenen Zeit machen? Kommunikation, Datentransfer, Warenaustausch, globaler Zahlungsverkehr und Aktienhandel – immer mehr Prozesse laufen in »Echt-Zeit«. Was bedeutet das für uns? Unser Zeitempfinden unterliegt gleichzeitig biologischen Prozessen, die wir nicht beschleunigen können. In der nächsten Ausgabe von »Forschung Frankfurt« schauen wir uns u.a. genauer an, wo sich die Paradoxien und Brüche zwischen messbarer, biologischer und erlebter Zeit auftun.

Erscheinungstermin: Mitte Juni 2017

Diese Wanduhr von Ferdinand Kramer (1898–1985), Universitätsbaumeister der Goethe-Universität, hing ab 1952 in allen Gebäuden auf dem Campus Bockenheim und wurde von einer »Mutteruhr« gesteuert. Heute befindet sich die von T & N Telefonbau und Normalzeit (Frankfurt) hergestellte Uhr in der Kunstsammlung der Goethe-Universität.

congressfrankfurt

Location. Service. Experience.

Spitzenlage

Egal, was Sie vorhaben.

Wir bieten Ihnen Raum für Wachstum und Erfolg – mit Kapazitäten, die sich kombinieren lassen und damit unschlagbar flexibel sind.

Das alles zentral, am perfekten Standort.

Willkommen in den Locations der Messe Frankfurt!

www.congressfrankfurt.de



messe frankfurt